DAS
FORUM

HERAUSGEBER:
WILHELM HERZOG

2. Jahrgang
1915

FORUM-VERLAG LEOPOLDSTR. 10 MÜNCHEN

KRAUS REPRINT
Nendeln/Liechtenstein
1977

Gedruckt nach einem Original der Bayerischen
Staatsbibliothek München

Printed in Germany
Lessingdruckerei Wiesbaden

1543139-292

INHALTSVERZEICHNIS

Die Seitenzahlen des fünften Heftes tragen durch ein Versehen der Druckerei die selben Nummern, wie die des vierten Heftes. Wir haben daher im Inhaltsverzeichnis zur leichteren Auffindung bei diesen Zahlen den Vermerk: Heft 5, hinzugefügt.

Seite

April 1915

Mai-Juni 1915

Juli 1915

ALPHABETISCHES REGISTER

An unsere Leser!

Das Kgl. Bayer. Kriegsministerium hat auf Grund Art. 4 Ziff. 2 des bayer. Kriegszustandsgesetzes die Einstellung des Erscheinens des Forums während der Dauer dieses Krieges angeordnet. Die bisher erschienenen und genehmigten Hefte (1. Jahr, Heft 5/6 bis Heft 5 des 2. Jahres vom 18. September 1915) werden von diesem Verbot nicht berührt. Alle Schritte zwecks Aufhebung dieses Verbots werden versucht werden.

Wir bitten daher, das unbeabsichtigte Ausbleiben oder eine etwaige Verzögerung zu entschuldigen. Wir werden bestrebt sein, das Versäumte später nachzuholen, um die berechtigten Ansprüche unserer Abonnenten zu befriedigen.

München, 19. September 1915

Forum-Verlag
München, Leopoldstr. 10

Wilhelm Herzog
Herausgeber des Forums

DAS FORUM

2. Jahrgang | April 1915 | Heft 1

DIE IMPOTENZ DER VERNUNFT

VON WILHELM HERZOG

Du ahnst nicht, mein Sohn, mit wie wenig Vernunft die Welt regiert wird.

Der Kanzler Axel Oxenstierna an seinen Sohn.

Italien hungert nach Krieg. Nirgendwo sieht man die Impotenz der Vernunft so grell plakatiert wie in diesem südlichen Erdstück. Die d'Annunzios werden überall bejubelt, die Giolittis überall vom gebildeten und ungebildeten Pöbel, der sich für patriotisch hält, beschimpft. Aber den begabtesten, raffiniertesten, ruchlosesten Kriegsexstatiker — das ist neidlos anzuerkennen — haben schon die Nachkommen Aretinos. Was wollen sie? Was spiegelt man ihnen vor als ihren Willen? Die Befreiung Italiens? Befreiung wovon? Ein heiliger Krieg für die unerlösten Provinzen, die unter dem Joche des verdammten Österreichs schmachten? Also: ein Verteidigungskrieg, geradezu ein aufgezwungener Krieg, der alle inneren Streitigkeiten, alle Partei- und Klassengegensätze verschwinden läßt, angesichts der Notwendigkeit, die jede andere übertrifft und einer Idee, die mehr als jede andere begeistert, angesichts des Glückes und der Größe Italiens. Es lebe der König, der uns diesen Krieg schenkt, es lebe Italien! Von heute ab gibt es nur noch Italiener. So sprechen die vom König berufenen Führer des Volkes, so spricht das Volk selbst durch den Mund seiner von ihm gewählten Vertreter, so schreit es auf der Straße. Eine kleine

Minderheit protestiert ohnmächtig, wird verlacht, bespieen, des Verrats bezichtigt. Wer gegen den Krieg ist, stellt sich selbst außerhalb seines Volkes, begeht eine vaterlandslose Handlung. Der Patriotismus des Krieges rast und jeder, der sich ihm entgegenstellt, wird zermalmt.

* * *

Vernunft? Gibt es in dieser „großen Zeit" nichts Höheres? Urkräfte toben und ihr sprecht von eurem bißchen Vernunft. Welch verbrecherischer Hochmut, welch anhropomorphischer Größenwahn! Weil Ihr Euch allzulange mit rein geistigen Dingen befaßtet, wart Ihr behext vom Geist, wurdet Ihr, ähnlich den Helden der französischen Revolution, deren Menschheitsidealen Ihr nachstrebtet, zu — „Affen der Vernunft". Ihr glaubtet, die Welt nach dem Geist orientieren, seinen Forderungen gemäß gar leben zu können. Aber: Hochmut kommt vor dem Fall. Eine Neuorientierung ist nötig. Denn ihr, Geistigen, kamt zu Fall. Und viele von euch lernten schnell um und werteten im Handumdrehen um und um. Man hatte sich falsch eingestellt. Man mußte sich richtig einstellen.

Wenn es Kaisern und Königen nicht gelingt, ihr Streben nach Erhaltung des Friedens zu verwirklichen, wenn sie redlich zittern und beben und einander beschwören, der Vernunft zu gehorchen und nur ihr zum Siege zu verhelfen, wenn ihnen schließlich — gestoßen und gedrängt von unsichtbaren Kräften — keine Wahl mehr bleibt, wenn sie Gott zum Zeugen anrufen, daß ihnen gegen ihren Willen dieser Krieg aufgezwungen sei und daß sie nur mit Widerstreben das Furchtbare auf sich nehmen, so muß eine übermenschliche, sozusagen unvernünftige Vernunft über uns walten. Sie zwingt uns den Krieg auf, ob wir wollen oder nicht. Wir dürfen bei dieser objektiven Darstellung absehen von jenen Kriegsfreunden, die im Krieg an sich einen Segen, einen notwendigen Regenerationsprozeß sehen, — eine Auffassung, die niemals ein verantwortlicher Machthaber bisher bekunden wollte.

Aber von jener höheren Vernunft aus, so sprechen viele Kriegsdeuter, die einst pazifistisch angehaucht waren, ergebe sich die Notwendigkeit des Krieges, ergebe sich der Sinn, der Nutzen, schließlich auch bei ihnen: der Segen des Krieges. Dieser Krieg, so sprechen jene Deuter weiter, ist im Weltorganismus sicherlich vorgesehen. Und reichten unsere naturwissenschaftlichen Kenntnisse aus, so könnten wir ihn sozusagen mathematisch-physikalisch beweisen. Dem Schicksal entrinnen zu wollen, welch eine Unvernunft! Aber weiter: die uns kleinen Menschen unvernünftig scheinende, aber göttliche Vernunft will nicht nur den Krieg; sie will auch seine Begleiterscheinungen, seine Greuel, sein blutgeflecktes Elend, das er über Millionen und abermals Millionen verschwenderisch ausgießt, sie will die Begeisterung und den Jammer, den rhythmischen Aufschwung der Massen und die Krämpfe der Not und des Sterbens; sie arrangiert auch — obschon doch die Notwendigkeit des Krieges unabhängig von allen aktuellen Streitfällen erwiesen ist — den Haß der Völker gegeneinander; sie liefert jedem Volk Argumente für die Schuld des andern und für seine eigene gerechte Sache; sie bläst die nationalen Leidenschaften an, sie entfesselt die Stürme der Entrüstung und Empörung, sie erfindet faustdicke Lügen als Stimulantien für die notwendige Operation. Kurz: sie berauscht und chloroformiert aus purer Menschenfreundlichkeit.

Sind die Menschen aber gezwungen, den Krieg als Naturereignis anzusehen, wozu müssen sie sich dann noch gegenseitig beschuldigen? Wozu vergiften sie sich dann ihr Blutopfer mit Beschimpfungen? Weshalb unterwerfen sie sich nicht mit argloser Resignation dem einmal über sie verhängten Schicksal? Weil sie diesem Moloch, der frech jeder menschlichen Vernunft spottet, nicht trauen? Weil sie ihn für bestechlich, national beschränkt, für fragwürdig und für fähig halten, grade sie aus einem besondern Grunde zu verschonen?

Alles an den Menschen unserer Zeit scheint paradox. Sie halten den Frieden für das einzig Vernünftige und müssen sich bekriegen. Der Moloch will's. Sie sprechen viel von Kultur und Zivilisation und müssen Dum-Dum-Geschosse, erstickende Dämpfe, Stichflammen gegeneinander anwenden. Sie behaupten für Freiheit und Rechtschaffenheit zu kämpfen und müssen Hunderttausende Unschuldiger in Konzentrationslager sperren. Sie sind garnicht selten empfindsam und zur Sentimentalität geneigt, ja sie haben Tierschutzvereine gegründet und sie müssen bürgerliche Siedlungen mit Bomben belegen und unschuldige Greise, Frauen und Kinder töten. „C'est la guerre." „Das ist der Krieg." Sie lieben die Dichter, die Repräsentanten der Humanität, sie schwärmen von Rousseau, Voltaire, Goethe, Tolstoi, Strindberg, sie verehren Christus als ihren Gott und sie müssen brutal, grausam, unmenschlich sein. Sinn und Ziel dieser vom Krieg geforderten Handlungen, sagen sie, sei die Freiheit. So sieht heute die Welt aus. Hat sie je anders ausgesehen? Ja und nein.

Zeitalter, denen die Worte Kultur und Zivilisation leere Schalen waren, die sich keineswegs einbildeten, die höchste Stufe menschlicher Kultur erklommen zu haben, — diese Zeitalter haben vielleicht frischfröhliche Kriege gesehen. Und diese Kriege wurden schlicht und ohne Heuchelei unternommen: zwecks Eroberung oder Unterdrückung eines Landes. Man behauptete keineswegs, daß man nicht erobern wolle. Man achtete den Gegner, man plünderte und stahl nicht mehr, als man grade brauchte. Auf Auseinandersetzungen über das Recht oder die Pflicht zum Kriege ließ man sich erst garnicht ein.

Inzwischen wurden wir gebildeter, wissenschaftlicher, aufgeklärter. Und darum war es unserem Kulturzeitalter vorbehalten, feingesponnene Rechtfertigungen, Beweise für die Notwendigkeit des Krieges zu konstruieren und zu sammeln, — kurz: Legitimationen oder Dokumente, die jedes Volk, um sein Gewissen zu beruhigen,

nötig hat. Volkswirtschaftler, Theologen, Ästheten, Lehrer des Rechts interpretieren hochgebildet, augenrollend-gottergeben oder draufgängerisch die Probleme dieser Katastrophe.

Man torpediert die Welt. Und die unglücklichen Passagiere streiten sich um die Rettungsboote. Kann es Natürlicheres geben? Alle haben sie eine „gerechte Sache“ zu vertreten, nämlich ihre persönlichsten, egoistischsten Interessen. Da sie einmal verteidigt werden müssen, gilt nur noch Faustrecht. Was kümmern einen, dem das Wasser an der Gurgel steht, die Forderungen der Humanität? Die große Mehrzahl der in Europa lebenden Kulturmenschheit huldigt wohl gegenwärtig der durch den Krieg unschwer verständlichen Auffassung: „Homo homini lupus“. Darin gipfelt bei den Besseren die Resignation vor dem Ungeheuren, das wir erleben müssen.

Unser ganzes Streben vor dem Kriege, während dieses Krieges und nach ihm, war und kann nur sein: der Betätigung solcher Gesinnung entgegenzuwirken, den Lupismus einzudämmen. Der Satz: „Recht geht vor Macht“ schien uns immerhin eine winzige Garantie für menschliche Ordnung zu bedeuten. Jetzt heißt es nicht nur: „Macht geht vor Recht“, sondern: „Macht ist Recht“. Seht Ihr denn nicht, so fragen die auf ihre naturwissenschaftliche Bildung Stolzen, daß es in der ganzen Natur so ist? Im Tierreich, in der Pflanzenwelt; überall. Der Stärkere setzt sich dem Schwächeren gegenüber allerorten durch. Der Stärkere also ist im Recht, wenn er siegt. Der Erfolg entscheidet. Alles andere sind unfruchtbare Spekulationen, die nichts einbringen. Dem Tüchtigen, der seine Ellenbogen zu brauchen versteht, gehört die Welt. Und wer sich die Güter dieser Erde zu verschaffen gewußt hat — gleichviel auf welche Weise — der hat auch das Recht auf seiner Seite. Er hat es nicht nur sich erworben, er sichert es auch meist seinen Kindern und Kindeskindern. Und darauf kommt es an: Macht erobern, Geld zusammenraffen, das verlockendste, wenn

auch nie erreichbare Vorbild bleiben jene amerikanischen Milliardäre, denn welches Recht könnten die sich nicht kaufen? Ihnen sind Volkswirtschaftler, Richter, Künstler, Gottesmänner untertan. Und noch so große Verbände oder Gemeinschaften vermögen gegen ihre Macht nur wenig auszurichten. Ist es nicht ein Beweis für die Impotenz der Vernunft, wenn ein Mann viele hundert Millionen besitzt und man sie ihm läßt, während Hunderttausende infolge Mangel aller Art verelenden, vertieren, sich abquälen oder zum mindesten Demütigungen erdulden müssen?

* * *

War die Welt also, fragen wir uns, vor dem Krieg etwa der Vernunft mehr untertan? Keineswegs. Dieser Krieg und alle seine Folgen als einen unmotivierten plötzlichen Ausbruch des Irrsinns zu betrachten, scheint mir unklug und zeugt von einer seltsamen Ahnungslosigkeit der Vergangenheit gegenüber. Er war nur möglich, weil alle Voraussetzungen für ihn gegeben waren, Voraussetzungen auf allen Gebieten des menschlichen Lebens, die wir um so heftiger bekämpften, je fester sie durch herkömmliche Mächte verankert waren. Die Ungerechtigkeiten des wirtschaftlichen, sozialen, sexuellen, pädagogischen, künstlerischen Lebens provozierten Konflikte, die meist zugunsten der von primitiven Vorurteilen Besessenen entschieden wurden. Alle Staatsbürger sind gleichberechtigt nach dem Gesetz. In Wirklichkeit ist es unmöglich, diese Bestimmung zu verwirklichen. Oder sollte etwa ein Privatdozent, der sich zum Sozialismus bekannte, Professor werden dürfen? Oder ein Jude im Frieden — Offizier? Oder — selbst wenn er hervorragende Eigenschaften mitbrächte — Diplomat oder gar Minister? Die Monogamie ist in allen europäischen Ländern Gesetz. In Wirklichkeit ist es unmöglich, diese Bestimmungen zu verwirklichen. Eine uneheliche Mutter verfiel und verfällt gesellschaftlicher Ächtung. Gesellschaftskritiker haben um diese Probleme herum Dramen geschrieben, deren Thesen ein gebildetes Publikum

gern bespricht. Und alles blieb wie es war. Bekenntnis in Fülle. Aber Geist wurde nie zur Tat. Clausewitzens allzuviel citiertes Wort, der Krieg sei nur eine Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln, ließe sich treffender dahin variieren: der Krieg ist eine Fortsetzung des öffentlichen Lebens überhaupt. Nur geschehen alle Gemeinheiten aufrichtiger, ehrlicher, sichtbarer, daher auch die größere Entrüstung, die dickeren Lügen, die greifbareren Brutalitäten. Wie charakterisiert der eine den andern im Frieden? Summarisch, schon aus Zeitmangel; also oberflächlich, nichtssagend. Ist er gar ein Feind, so verdächtigt er ihn, trägt alles zusammen, was an Klatsch, Invektiven, Verleumdungen über jenen entstanden ist, und „vernichtet" ihn auf diese Weise. Man höre Universitätsprofessoren über Universitätsprofessoren, Künstler über Künstler, Literaten über Literaten sprechen. Im tiefsten Frieden. Ähnelt bei der Mehrzahl ihre Aburteilung untereinander nicht auffallend der Art wie kriegführende Völker sich gegenseitig werten.

Der Krieg also hat nichts geändert. Die große Mehrzahl der Menschen lebt in Verbänden, Anschauungen, unter religiösen, moralischen Vorschriften und Gesetzen, gegen die jeder einzelne sich oft auflehnt, da sie ihm sinnwidrig, veraltet, lebensfeindlich oder beengend erscheinen. Völlig Ungläubige aber bleiben innerhalb der Kirche, fügen sich ihren Geboten, zahlen ihre Steuern. Aus Gewohnheit, aus Familienrücksichten, kurz: aus Bequemlichkeit oder nur aus Indifferenz. So paradox sind die Lebensverhältnisse vieler Menschen unserer Zeit. Sie fühlen sich abgestoßen von ihrer Umgebung, aber leben weiter mit ihr. Sie ärgern sich zweimal täglich über das Druckpapier, das man Zeitung nennt, das traurige Niveau reizt ihre Nerven, aber die Macht der Gewohnheit verhindert die Abbestellung.

Gehen wir zwei Schritte weiter: Dieselben Menschen, die vor diesem Krieg alle Militärforderungen der Regierung bekämpften, glorifizieren heute den Krieg. Zeitschriften, die jahraus, jahrein

die hohen, aber wenn man den Krieg billigt, doch wohl notwendigen Ausgaben für die Flotte bemängelten, veranstalten Flottennummern. Hatten wir nicht einst eine heftige Opposition gegen die Bureaukratie, gab es nicht einmal einen „Simplicissimus"? der höchst unbeliebt war und der jetzt mit Recht beliebt ist? Der Burgfriede sei die Ursache dieses Umschwungs? Das glaube ich nicht. Der Burgfriede, so fragwürdig an sich diese Institution ist kann uns veranlassen, zu schweigen oder schonungsvoller manche Dinge zu äußern, nie und nimmer kann er uns zwingen, das anzubeten, was wir bisher verbrannt haben, und die Götter zu verbrennen, die wir einst angebetet haben.

Von den Kriegslyrikern spreche ich nicht. Das sind meist Antivernunftwesen mit flachen Reaktionsfeldern. Arme vom Winde getriebene, oft lebfrische Vögel, die mehr oder weniger schlecht singen. Die Besseren wissen nicht einmal, daß eine Konjunktur sie inspiriert, sondern halten sich für Träger einer Zeitstimmung. Ja, sie, die Ungeistigen, fühlen sich als Kinder einer großen Zeit, deren Problemen sie ahnungslos mit leeren blauen Augen gegenüberstehen. Kurz: was ist ein Lyriker? Einer, der noch aus jedem Zeitereignis seine kleinen Impressionen herauszuschinden und Verse herumzulegen vermag. Vor den 42 cm-Mörsern weiß so ein weiches Gemüt sich eine Empfindung abzutreiben wie vor dem Fall der Feste Przemysl, das Erdbeben von Messina wie der Untergang der „Lusitania" bereiten einem wahren Lyriker keine Hemmungen auf dem Wege zum Sonett. Sie schreien vielmehr danach. Diese Idylliker, die sich oft auch in Leitartikel verirren, werden morgen Friedensschalmeien ertönen lassen, wenn „der liebliche Knabe" erscheint und sie würden mit derselben Leichtigkeit Revolutionslieder gröhlen, wenn es die Zeit verlangt. Sie können alles besingen. Und deshalb soll man diese hirnlosen Zeitgenossen, deren Geschäft augenblicklich blüht, weniger wichtig nehmen, so störend ihr Gebrüll auch ist, als jene Geister, die in einer versunkenen

kleinen Zeit sich für Vertreter oder gar Führer des Volkes hielten, ihm den Frieden priesen und die verantwortlichen Leiter der Politik auf Schritt und Tritt durch ihre kleinliche Kritik hemmten. Die — wie dieser Krieg zeigt — doch nur allzu berechtigten Forderungen der Regierung für Heer und Flotte haben sie immer abgelehnt. Um jeden Uniformknopf mußte gekämpft werden. Vermutlich um ihr Opponentendasein von ehedem vergessen zu machen, sind sie jetzt die lautesten Heimkrieger geworden.

Viele von diesen „Intellektuellen" erklären, daß ihnen erst durch den Krieg der Sinn des Lebens aufgegangen und das Bewußtsein ihrer Pflicht gekommen sei. Andere wieder bekennen, auch sie seien bestrebt gewesen, „gute Europäer" zu werden, jetzt aber müsse man sich anschicken, einen höheren Gipfel zu erklimmen, den etwa „eines verinnerlichten Nationalgefühls". Einer von ihnen, ein durchaus Redlicher, kommt bei derartigen Deduktionen zu diesen Erkenntnissen: das Schönste und Natürlichste an der Jugend seien die radikalen Instinkte. Wer sie darin verstehe und berate, werde sie zu jedem Ziele lenken können. „Und warum soll nicht die gesamte deutsche Jugend von der äußersten Rechten bis hinüber zum Arbeiternachwuchs auf das eine Ziel lossteuern, in sich die Zukunft eines vollkommenen Vaterlandes heranzubilden." Warum soll sie nicht? Nur ist das „vollkommene Vaterland" ein vieldeutiges Ziel, dem man mit noch so gutgemeinten, aber unscharf formulierten Forderungen leider nicht näherkommen wird. Was ist uns ein vollkommenes Vaterland? Abgesehen davon, daß jeder darunter etwas anderes verstände, müßten wir zunächst darüber klar zu werden suchen, welchen Mächten wir die Kraft einräumen, uns zu vervollkommnen. Dem Geist, der Vernunft? Also traditionsfeindlichen Mächten? Oder göttlichen Wesen, einem nationalen Idealismus etwa? Also herkömmlichen Organisationen?

Wir müssen erkennen, daß bisher die menschliche Vernunft gegen traditionelle Mächte wenig auszurichten vermochte. Dieser

Krieg offenbarte ohne Zweifel viele Errungenschaften der Technik, der chemischen Wissenschaften, erstaunliche Leistungen einer präzisen Methode, — er bewies aber und er eröffnete zugleich den Konkurs des Geistes und der Menschlichkeit. Diese Firma bankrottierte so plötzlich, daß sie längere Zeit brauchen dürfte, um wieder kreditfähig zu werden.

Wenn jedoch die Annahme erlaubt ist, daß wir die menschliche Vernunft, so unvollkommen sie immer sein mag, empfangen haben, um sie zu gebrauchen, und nicht um sie zu betäuben, so wird es unsere Aufgabe sein, dieser gegenwärtig verachteten Gottheit, noch leidenschaftlicher, noch unerbittlicher zu dienen als bisher, für sie Kriege zu führen gegen alle ihre Feinde. Erstehen uns hier neue Kämpfer, die — nach einem Bismarckschen Wort — genug Zivilcourage haben, so werden auch wir von einem Segen des Krieges sprechen können.

WELTKRIEGE ODER STAATENBUND?

Ihr, die ihr rein geblieben seid, verzweifelt nicht! Bleibet stark! Hütet euch vor Wahnsinn! Wisset, es gibt nicht wenige, die gleich euch fühlen. Es sind jene, die, während alles um sie herum lärmt und tobt, niemals irgendeiner Gewalttat, sondern nur dem Geiste die Kraft attestieren, veredeln, reinigen, erheben oder befreien zu können. Diese Menschen wissen vielmehr, daß Gewalt verhärtet, knechtet, demütigt; sie wissen, daß sie notwendig Willkür, Herrschsucht und Brutalität im Gefolge haben muß.

Wie sieht uns heute nicht der Mob auf den Straßen Roms, sondern der gebildete Engländer, der gebildete Franzose, der gebildete Italiener? Man hält uns für roh, anmaßend bis zum Größenwahn, und gibt uns alle lächerlichen Eigenschaften des Emporkömmlings, der von seinem eigenen Wert überzeugt ist und ihn aufdringlich jedermann zur Schau stellt. Was Verdi vor fünf-

undvierzig Jahren über die Deutschen an seine Freundin, die Gräfin Maffei, schrieb, sie seien von „namenlosem Ehrgeiz, hartherzig, unduldsam, Menschen von Kopf, aber ohne Herz, ein starkes, aber ungesittetes Geschlecht", — diese summarische Psychologie ist auch heute das ABC aller Gegner Deutschlands. Sie verkennen nicht, mit welchem Mut und mit welchem Fleiß dieses Volk arbeitet, sie schätzen seine hervorragenden Leistungen in der Wissenschaft, in der Kunst, sie hassen uns nicht (die Artikel der „Times", die diesen Gefühlen Ausdruck zu geben scheinen, sind so wenig die Träger der Empfindungen des englischen Volkes wie etwa bei uns die Lissauerschen Haßgesänge).

Die Wurzel ihrer Antipathien jedoch ist: sie fühlen sich bedroht. Ob mit Recht oder Unrecht, ist heute nicht zu untersuchen. Sie fühlen sich bedroht, sie glauben, daß Deutschland aus wirtschaftlichen Gründen Eroberungspolitik treiben müsse und daß es sich seine Opfer suche. Um sich gegen diese Gefahr zu wehren, führe England den Krieg, werde es den Krieg weiterführen, und wenn es noch viele Jahre dauert. Sie wollen sich nicht fürchten müssen, sagen sie. „Uns in England", so schreibt der berühmte Soziologe Sidney Webb an den schwedischen Professor Gustav F. Steffen (man lese dessen Buch: „Krieg und Kultur" bei Diederichs in Jena), „uns in England scheint es 1. als ob Deutschland unter preußischer Leitung so mächtig und so reich geworden sei, daß sich allmählich die Auffassung verbreitet habe, und zwar nicht nur durch den Militärstand, sondern auch durch seine Männer der Wissenschaft und seine Kaufleute, daß Deutschland, wenn es nur wolle, sich zur herrschenden Macht in der Welt machen könne. Es scheint uns 2. als ob Deutschland glaube, daß es, weil es die Macht habe, sich zu einer dominierenden Weltmacht zu machen, es auch das Recht auf diese Stellung besitze, oder wenigstens auf den „Platz an der Sonne", von welchem das Vorhandensein des britischen Imperiums, Rußlands, Frankreichs

und der Vereinigten Staaten Deutschland auszuschließen scheinen. 3. Dieser Glaube Deutschlands an sein moralisches Recht, alles zu nehmen, was zum Verfolgen seines nationalen Ehrgeizes notwendig ist, wurde noch mehr durch die Überzeugung bestärkt, daß besonders England und Frankreich ihrer hervorragenden Stellung in der Welt in moralischer und intellektueller Hinsicht unwürdig seien und deshalb eines Einflusses, worauf sie keinen rechtlich begründeten Anspruch hätten, beraubt werden müßten. 4. Besonders England ist als unterhaltig angesehen worden. Es sei nur durch den Zufall, daß damals kein Mitbewerber bereit gewesen, sich Englands Bestrebungen zu widersetzen, zu seiner Weltmacht gelangt. 5. Das durch diese Gefühle erfüllte Deutschland hat sich die Sache nicht anders denken können, als daß England (in einer unheiligen Alliance mit Rußland, Frankreich und Japan) absichtlich Deutschlands Expansion auf allen Punkten zu verhindern suche und nur einen günstigen Augenblick abwarte, um Deutschlands Macht zu vernichten und sein Gebiet zu schmälern.

Ich glaube, daß Deutschland sich in seiner Furcht vor einem Angriffe von seiten Englands vollständig geirrt hat. Wenn Rußland und Frankreich einen solchen Angriff gewünscht hätten, würde England ihnen nicht geholfen haben. Das englische Volk hätte niemals einem Ministerium gestattet, das Land zur Beteiligung an einem derartigen Angriffe zu verpflichten. Ich sage dies nicht aus irgendwelchem Selbstgerechtigkeitsgefühle. Aber die Verhältnisse liegen zufälligerweise so, daß England bei etwas anderem als Frieden nichts zu gewinnen hat. England wünscht keine der Besitzungen Deutschlands zu besitzen. England ist der Ansicht, daß jede Vergrößerung des Reichtumes und der wirtschaftlichen Blüte Deutschlands an sich eine Vergrößerung des Reichtumes und des wirtschaftlichen Aufschwunges der anderen Völker, vor allem Englands, mit sich bringe. Je mehr Industrie und Handel in einem Lande in Blüte stehen, desto mehr werden sie in den anderen Ländern aufblühen.

Doch es ist wahr, daß das britische Weltreich den Hoffnungen Deutschlands, die dominierende Weltmacht zu werden, im Wege steht, und besonders steht es Deutschlands Plänen, tropische und andere Kolonien mit Beschlag zu belegen, im Wege. Es gibt drei große Weltmächte, von welchen Deutschland in sich fühlt, daß sie seinen ehrgeizigen Plänen im Wege stehen. Die unverwundbaren Vereinigten Staaten verteidigen mit ihrer Monroedoktrin das ganze nord- und südamerikanische Festland. Das unüberwindliche Rußland beherrscht ganz Nordasien. Jedem Preußen scheint das unförmliche, locker organisierte britische Imperium Deutschlands nächstes Hindernis zu sein.

Als dieser Gedanke und dieser Glaube allmählich in Preußen feste Wurzel schlugen, wurde ein Zusammenstoß früher oder später unvermeidlich ..... Doch ob nun dem so sei oder nicht, so fürchte ich doch, daß die Unvereinbarkeit zwischen Deutschlands Ehrgeiz, Hoffnungen und natürlicher Selbstüberschätzung und der Stellung des britischen Weltreiches einen Kampf auf Leben und Tod unvermeidlich gemacht hat — besonders, wenn wir daran denken, wie unvollkommen die moralische Entwicklung der Menschennatur noch ist und wie geneigt der Mensch ist, sich das zu nehmen, was zu nehmen er die Macht in sich fühlt."

* * *

Sind Webbs Annahmen nicht widerlegbar? Hatte das deutsche Volk je den Ehrgeiz nach Weltherrschaft, den Webb in ihm vermutet. Hatten oder haben wir einen Haß gegen England? Gibt es den außer bei berufsmäßigen Lyrikern oder auf gleichem Niveau stehenden Intellektuellen? Wie sollten wir Engländer wie Macdonald, Keir Hardie, Russel hassen, die furchtlos einem aufgeregten Publikum die Terminologie des Kriegsrausches abzugewöhnen suchen? Wir hassen weder das englische, noch das französische, noch das russische Volk. Wir hassen nur die, die diesen Krieg verschuldeten. Wir hassen sie, weil ihre brutale Schwäche unfähig war, einen solchen

Krieg zu verhüten einen Krieg, bei dem jeder Staat nichts zu gewinnen hat. Überall gibt es verirrte „Idealisten". Sie erschöpfen sich in Ausschweifungen nationaler Feindschaft. In England rufen sie: „Germaniam esse delendam!", in Frankreich: kein Friede ohne die Auflösung des Deutschen Reiches in seine Einzelstaaten. Ein Nachkomme des Victorien Sardou, ein nach Coulisseneffekten gieriger Politiker, forderte in einer „Die Unabhängigkeit Europas" betitelten Broschüre Aachen, Köln, Düsseldorf, Krefeld müßten belgisch, Elsaß-Lothringen und Rheinhessen, Elberfeld und Essen müßten französisch werden. Gustav Hervé verlangt nur die Rückgabe Schleswig-Holsteins, Elsaß-Lothringens und Deutsch-Polens. Analoge Forderungen wurden — besonders zu Beginn des Krieges — in Deutschland laut. Nicht allein chauvinistische Politiker, sondern berühmte Forscher und Künstler, die im Frieden sich gern liberale Geister nennen hörten, Männer wie Haeckel und Ostwald suchten ihren Rausch auf eine Formel zu bringen.

Nach zehnmonatiger Flut imperialistischer Forderungen jedoch sehen wir uns heute bereits einer Ebbe gegenüber. Man muß — in England, in Frankreich, in Rußland, in Deutschland und wohl auch bald in Italien — einsehen, daß die von berauschten Nationalisten geforderten Ziele nicht erreichbar sind, ja, daß Europa zum Selbstmord als letzte Zuflucht käme, würden sie erreicht. Es gibt keine Möglichkeit mehr, in Europa als Weltherrscher zu triumphieren. Keinem Staat gebührt diese theatralische Geste im 20. Jahrhundert, dessen Ideen von Gleichberechtigung, so schwer sie oft verletzt werden, immerhin so stark sind, brutale Demütigungen einzelner nicht mehr zuzulassen.

Der deutsche Reichskanzler hat erklärt, dieser Krieg sei für Deutschland kein Eroberungskrieg. Alle unsere Feinde glauben das Gegenteil. Sie haben durch Verbreitung ihrer Ansicht die Leidenschaft ihrer Völker entfacht und das Mitgefühl fast aller Neutralen gewonnen. Also nur Mißverständnisse, die leicht aufgeklärt werden könnten? Also: beseitigen wir sie. Allerdings bleiben in allen Ländern die Kriegshetzer übrig, die den Krieg an sich

verherrlichen, und die sich von einem Weltfrieden, selbst wenn er möglich wäre, kein Geschäft versprechen. Das sind jene heimischen Helden, die ihrem Volke den Gedanken des Auserwähltseins einimpfen und es lehren, das andere Volk als minderwertig zu betrachten. Beginnen jedoch die Völker, diese treibenden Kräfte als nicht ungefährlich für ihr eignes Leben zu erkennen, so ist Hoffnung, daß wir zur Klärung in Europa kämen durch die Lösung des für den künftigen Frieden, aber auch schon für seine Vorbereitung wichtigsten Problems:

Weltherrschaft einer Macht oder Bund der europäischen Staaten?

Die Feindschaft, die vor fünfzig Jahren zwischen Bayern, Österreichern und Preußen zu blutigen Schlachten führte, nahm ein Ende, als man der Erkenntnis Bismarcks sich nicht mehr verschließen konnte, daß man einander brauchte.

Die Einheitsbestrebungen wurden verlacht, verpönt, als Utopien verspottet, ihre Träger zwanzig Jahre vorher angeklagt, verurteilt, schwer bestraft. Allen Verdunklungen und Verdächtigungen trotzend brach diese große Idee durch, wurde Tat, und wuchs schließlich zu dem Organismus, in dem wir leben. Der Bund der deutschen Staaten ist die Krönung einer über Millionen Schwierigkeiten und Kämpfen triumphierenden Idee, deren Verwirklichung nicht aufgehalten werden konnte, weil sie notwendig war.

Bevor wir dem berauschenden Gedanken an die Vereinigten Staaten von Europa weiter nachhängen, müssen wir uns zunächst Klarheit zu verschaffen suchen, ob etwa in den einzelnen Völkern Auffassungen wie die über ein primitives Recht zum Kriege weit verbreitet sind und ob sie — als Stimulantien bei passender Gelegenheit hervorgeholt — immer wieder vergiftende Wirkungen üben können.

Ein allzulanger Friede versumpft, sagen die Kriegsfreunde. Dadurch werde er zur Lebensgefahr für ein Volk. Er mache die Menschen kleinlich, zanksüchtig, feig, merkantil. Alles Heldische, Kühne, Draufgängerische, Aufopferungsvolle gehe in langen Friedenszeiten verloren. Darum hat „der lebendige Gott" uns als eine furchtbare Arznei für das Menschengeschlecht den Krieg gegeben. Unser

Volk muß einsehen lernen, daß die Erhaltung des Friedens niemals der Zweck der Politik sein kann und darf.

Man muß einer so begründeten Überzeugung, scheint mir, um so mehr Gehör schenken, je idealistische sie sich gebärdet.

Sie sticht wohltuend ab, von der jener Überrumpelten, die sich für Pazifisten hielten und die zu enthusiastischen Bejahern des Krieges geworden sind. Es ist notwendig, daß sich nach dem Krieg die Menschheit in zwei große Parteien teilt: in solche, die im Krieg an sich einen Segen erblicken und in solche, die allerdings den Zweck aller Politik nur darin erblicken, Garantien zur Ausschaltung des Krieges zu schaffen. Man lasse die Völker durch Plebiszite entscheiden. Überall sind Bestrebungen vorhanden, die nach vorheriger Durchdringung aller wirtschaftlichen, innerpolitischen Probleme auf dieses Ziel hinauslaufen. Ich höre aus England Stimmen, die vom europäischen Staatenbund als dem einzig möglichen Ziel dieses Krieges sprechen: keine Demütigung der Feinde, sondern Gleichberechtigung.

In Deutschland, in Holland, in der Schweiz wurden Organisationen gegründet, die vorarbeiten wollen der Verwirklichung des europäischen Gedankens. Diese Männer und Frauen werden sich von den Kriegshetzern in allen Ländern Utopisten oder Friedensapostel schimpfen lassen. Sie werden Verleumdungen, Intriguen, Hemmungen aller Art ausgesetzt sein und weiter arbeiten. Weil eine große Idee sie treibt. Man wird ihnen sagen, daß jetzt — im Kriege — für solche phantastischen Weltbeglückungsprojekte kein Raum sei; sie werden antworten dürfen: wenn nach einem verbrecherischen Satz im Frieden der Krieg vorbereitet werden müsse, so wollen wir, die wir keine militärischen Tugenden anstreben, im Kriege zum Frieden rüsten. Und zwar zu einem Frieden, der Dauer verspricht, indem er die Interessen aller Nationen respektiert.

DIE DEUTSCHEN PROFESSOREN UND DER WELTKRIEG

VON WALTHER SCHÜCKING

Einer der tüchtigsten Diplomaten des Deutschen Reiches, unser Botschafter in den Vereinigten Staaten, Graf Bernstorff, hat in den letzten Jahren vor dem Weltkrieg eine große Anzahl amerikanischer Universitäten besucht und dort über allgemein interessierende Dinge wie unsere Sozialgesetzgebung und anderes selbst einen wissenschaftlichen Vortrag gehalten. Zahlreiche amerikanische Hochschulen haben ihm dafür die Würde eines Ehrendoktors verliehen. Als er aber einmal gefragt wurde, ob denn die Sammlung amerikanischer Doktorhüte für ihn zu einem neuen Sport geworden, hat er resigniert geantwortet, seine Aufgabe läge vornehmlich auch darin, Sympathien für seinen deutschen Heimatstaat zu erwecken, die einzigen Kreise, die dafür einen geeigneten Boden abgäben, seien die Gelehrten und so wende er sich zunächst an die amerikanische Wissenschaft, um dort für Deutschland zu wirken. Die geistige Isolierung Deutschlands bei Ausbruch des gegenwärtigen Krieges beweist zur Genüge, daß jener Diplomat sich in Bezug auf die allgemeine Stimmung in den Vereinigten Staaten uns gegenüber keinem falschen Pessimismus hingegeben, sondern die Dinge durchaus richtig beurteilt hat. Das gilt aber auch von seiner positiven Meinung über die Wertschätzung deutscher Wissenschaft im Auslande. Wer selbst als Gelehrter gelegentlich draußen war, unter den Gelehrten des Auslandes etwa bei wissenschaftlichen Kongressen, konnte sich wirklich nicht über Zurücksetzung beklagen, er spürte etwas von einer gewissen Weltpopularität seiner Zunft und rührend war

es, wie sich einem andere Gelehrte aus den fernsten Erdteilen näherten und erzählten, was sie ihrem Studium in Deutschland verdankten. Es waren keineswegs nur Werte der Erkenntnis, die sie aus Deutschland mitgebracht, es waren oft Klänge des Herzens, die bei ihnen wieder auflebten, wenn sie der Poesie unserer Universitätsstädte gedachten. In diesem Ansehen deutscher Wissenschaft im Auslande lag für uns Deutsche ein großes Kapital, doppelt wertvoll in einer Zeit, wo nun einmal tatsächlich unsere Aktivposten dort so überraschend gering waren.

Es stellt dem vaterländischen Eifer unserer Professoren ein ausgezeichnetes Zeugnis aus, daß sie sich sofort bemüht haben, bei der Krisis des deutschen Gedankens da draußen dieses Kapital für ihr Vaterland nutzbar zu machen. Aber in der Art, wie das geschehen, ist man in Erklärungen und Broschüren vielfach so ungeschickt gewesen, daß ich fürchte, es ist der entgegengesetzte Effekt eingetreten. Das neutrale Ausland ist durch diese Kundgebungen deutscher Gelehrter vielfach so peinlich berührt worden, daß dieser große Aktivposten im Saldo des Völkerlebens, den für uns das Ansehen der deutschen Wissenschaft bedeutete, noch wesentlich herabgemindert ist, ohne daß der gewünschte Erfolg auch nur im geringsten erreicht wäre. Wer das Geistesleben an unseren Universitäten aus eigener Anschauung kannte, konnte freilich dadurch kaum überrascht werden. Unsereinem war es kein Geheimnis, daß die Vertreter der Geisteswissenschaften seit Jahrzehnten in Deutschland vorzugsweise nach rückwärts orientiert sind, daß z. B. für die neueren Historiker in der großen Mehrzahl die nationale Einigung im Jahre 1870/71 noch den Brennpunkt ihres Denkens ausmacht. Von diesem Standpunkt alldeutsch gefärbter nationalliberaler Gesinnungen aus, die für das Denken unserer Professoren charakteristisch sind, gab es zwischen Deutschland und dem Ausland keine geistige Brücke mehr, die man mit Erfolg hätte beschreiten können. Wie viel Gutes hätte sich z. B. gegen

den Vorwurf des Militarismus sagen lassen. Wenn der Zar während obschwebender von ihm selbst erbetener diplomatischer Verhandlungen Kaiser Wilhelms II. heimlich ein Heer von 8 Millionen gegen uns mobil macht, und trotzdem er damit die Schuld auf sich ladet, die diplomatische Situation in eine militärische verwandelt zu haben, von den Kulturmächten des Westens weiter unterstützt wird, heißt das den deutschen Militarismus bekämpfen? Aber statt sich mit solcher Feststellung zu begnügen, konstatieren über 3000 deutsche Professoren frisch und munter, daß es in Deutschland gar keinen Militarismus gibt. Als ob sie damit unser unvergleichliches Heer schützen müßten, obgleich Militär und Militarismus doch ganz verschiedene Dinge sind. Denn unter Militarismus hatte man bisher die Übertragung spezifisch militärischer Anschauungen auf die Dinge des bürgerlichen Lebens verstanden, wo sie nicht hingehören. Wenn der junge Hindenburg aus dem deutsch-französischen Feldzug nach Hause schreibt, der Krieg ist sozusagen der natürliche Zustand für den Soldaten, so wäre der ein Narr, der daran Anstoß nähme. Daß sich aber unsere gute Gesellschaft jahrzehntelang durch alle möglichen pensionierten Generale in den nationalen Zeitungen überzeugen ließ, daß die Friedensbewegung ein Blödsinn sei, ist im höchsten Maße bedauerlich. Wenn ich als Völkerrechtslehrer mich über strategische Probleme äußern wollte, so würde mich niemand ernst nehmen und es würde mir wahrscheinlich nicht einmal gelingen, meine darauf bezüglichen geistigen Produkte in irgend einer besseren Zeitung unterzubringen, aber über die völkerrechtlichen Probleme des Ausbaues einer internationalen Rechtsordnung bestimmten tatsächlich die Meinungen alter Generale das öffentliche Denken. Gerade hier liegen aber die tieferen Wurzeln für die allgemeine Hetze gegen den deutschen Militarismus. Jüngst haben sich wenigstens, die „Preußischen Jahrbücher" zu der Erkenntnis durchgerungen, daß Frankreich und die angelsächsischen Länder mit dem

pazifistischen Gedanken geradezu durchtränkt wären und daß, wenn selbstverständlich für jeden „tiefen Denker" dieser Standpunkt auch unmöglich sei (!!!), es doch ein schwerer politischer Fehler wäre, diese Tatsache völlig zu übersehen. Des letzteren Fehlers haben sich all die Kundgebungen deutscher Gelehrter schuldig gemacht, die mir bisher zu Gesicht gekommen sind. Nirgendwo hat sich die Erkenntnis Bahn gebrochen, daß alle praktische Friedensliebe, die Deutschland in 44 Jahren betätigt hat, in der öffentlichen Meinung des Auslandes den Schaden nicht hat wettmachen können, den die Haltung Deutschlands gegenüber der theoretischen Bewegung, statt des Krieges den Frieden zu rüsten, im Auslande verursacht hat. Wer von all den Professoren, die Kundgebungen unterzeichnet und Kriegsbroschüren geschrieben haben, weiß denn überhaupt etwas davon, wie sehr Deutschland gerade in dieser Frage die Auslandsmächte auf den Haager Konferenzen vor den Kopf gestoßen hat? Wer von den neueren Historikern in Deutschland hat es denn überhaupt für notwendig erachtet, sich mit dem Hergang der Dinge auf den Haager Friedenskonferenzen auch nur eingehend vertraut zu machen? Auch das mangelnde Verständnis Deutschlands für die pazifistische Kulturbewegung hätte sich durch unsere Gelehrten mit Leichtigkeit gegenüber dem Auslande aus unserer politischen Vergangenheit erklären lassen. Es hätte nur des Hinweises darauf bedurft, daß wir der jüngste unter den Nationalstaaten, daß nur die Tüchtigkeit der preußischen Waffen uns aus einer politischen Misere von sechs Jahrhunderten herausgeführt hat, daß die militärische Ohnmacht Deutschlands von unseren Nachbarn früher so böse ausgenützt ist, daß sie selbst schon damit an unseren Tendenzen gesteigerter Rüstungen die Schuld tragen und daß der Krieg, den sie gegenwärtig gegen uns führen, leider zunächst nicht geeignet ist, auch bei uns das pazifistische Ideal zu fördern. Das alles hätte gesagt werden können und gesagt werden müssen. Aber leider ist es nicht geschehen, weil man die Probleme

auf der deutschen Seite überhaupt nicht gesehen hat. Damit bringe ich aber nur ein Beispiel, das mir als modernem Völkerrechtslehrer besonders nahe liegt. Mit andern Dingen steht es ebenso. Immer wieder wird der Neid des Auslandes auf unsere wirtschaftliche Entwicklung betont und dabei übersieht man ganz, daß schon unser ganzes Verfassungssystem uns auch zu den Völkern verwandten Blutes in Gegensatz stellt, die wie das norwegische keinen Grund haben uns gerade unter dem Gesichtswinkel des wirtschaftlichen Konkurrenten zu betrachten. Ebenso unsympathisch wie uns der Zarismus ist, ebenso peinlich empfindet das Ausland unser autoritäres Prinzip des deutschen Konstitutionalismus. Demokratie, bei uns eine, bei den herrschenden Schichten übelbeleumundete Parteiforderung, ist im Ausland nicht nur eine Selbstverständlichkeit, sondern wird geradezu als ein Gebot der Moral angesehen. Darum werden wir uns natürlich unsere Verfassungsform nicht von dem Auslande vorschreiben lassen, aber wenn man über den Gegensatz zwischen Deutschland und der übrigen Welt schreiben und versuchen will für unsere Sache Verständnis zu erwecken, muß man diese Gegensätze zunächst einmal kennen.

Nach dem Krieg wird in Preußen-Deutschland bekanntlich alles anders! Hoffen wir, daß wir dann auch ein Geschlecht von Gelehrten bekommen, das die Sache Deutschlands besser zu vertreten weiß, indem es zum Auslande auch in politischen Dingen, wie oben gesagt, die „geistigen Brücken" findet. —

DER AUSSÄTZIGE WALD

VON KASIMIR EDSCHMID

Jehan Bodel, Sire d'Arras ritt durch den Wald.

Er ritt ein gelbes Maultier und trug aus Verachtung keine Waffen außer dem kleinen damaszenischen Messer im Gürtel. Seine Arme hingen laß auf beiden Seiten des Sattels herunter.

Nach zwei Stunden pfiff es scharf.

Aus einem Gebüsch sauste ein Knäuel Menschen den Abhang herunter in die grelle Sonne. Einige hielten Keulen aus Holz in den Fäusten. Der vorderste tanzte geduckt, auf demselben Platz sich stetig hochschnellend. In seiner linken Hand drehte sich ein quirlendes Instrument aus Eisen, die andere, deren Finger aus dem Fleisch herausgekrochen waren und die am Knöchel zu einem dicken roten Schorf ward, krallte sich um ein altes rostiges Schwert. Alle waren von furchtbaren Fetzen schmutzigen Tuchs umhängt. Geschwülste und Narben fraßen sich durch die Gesichter der meisten. Langsam rollte etwas die Böschung auf allen Vieren ihnen nach herunter, hob sich mit langen weißen Haaren, stand ehrfürchtig zögernd, die Hände in Verwunderung und Tasten hebend und streckte zwei rote leere Augenhöhlen mitten in das stechende Licht.

Jehan Bodel griff nach seinem Messer. Es war zu klein. Sein Blick fuhr herum. Nichts war im Bereich seiner Hände. Er trat einen Schritt zurück und spie aus vor Wut.

Die Männer krochen wie Spinnen auf ihn zu. Ihr Anführer umtanzte ihn lautlos mit gierigen Sprüngen.

Da warf Jehan sein Maultier auf die Erde, hieb drei Kerbschnitte in den Oberschenkel, drehte das Bein aus dem Gelenk

und erschlug ein paar der Angreifer, ging zurück, streichelte rasch das schreiende Tier über Maul und Hals, tötete es und schritt lässig, hochmütig den freien beschienenen Waldweg weiter.

Es bewegte ihn ein Gefühl: Zorn, daß er keine Zeit hatte, das Maultier zu töten, eh er es verwundete. Er dachte nicht daran, daß er auf ihm hätte fliehen können. Jehan floh nicht.

Kam am Mittag nach Crigny, wo großer Markt war. Viele Auslagen färbten den Platz bunt und ein erschütternder Tumult bewegte sich über die Straßen. Jehan stellte sich auf eine Tribüne mitten im Platz, und als Ruhe war und Kopf an Kopf gesät sich gegen ihn schoben, verhieß er, vor Ekel geschüttelt, jedem, der im Wald einen Aussätzigen erschlüge, zwanzig Denare.

Darauf kaufte er zwei Braken, silbernes Sattelzeug, einen schneeweißen Hühnerhund und eine Stute, deren Schweif den Boden peitschte.

Er ließ alles an seinen Gasthof bringen, bestellte Spielleute und aß. Als er seinen Lieblingsfisch auseinanderlegte, schob sich ein Mönch durch die Tür und suchte zu Jehan zu kommen. Doch der Wirt spreizte die Arme und drückte ihn zurück. Jehan Bodel liebte allein zu speisen. Allein der Mönch bestand darauf und schwur lang und laut bei St. Vinzenz, bis Jehan aufmerksam ihn herbeiwinkte. Bis auf zwei Meter, denn er wünschte nicht, von seinem Atem belästigt zu werden. Der Mönch schlug ein Geschäft vor. Jehan aber machte eine so abweisende Geste, daß er zu winseln begann und schwur bei den runden Blutstropfen von St. Morant, Jehan werde nächtelang aus Reue seine Brust schlagen. Und wie er von dem gesättigten und zufriedeneren Mund des Gegenübers die herbe Strenge abfallen sah, stieß er hastig einen Schritt vor und sagte leis etwas.

Jehans Gesicht blieb kaum bewegt, des Mönchs Fratze bedeckte sich aber mit einer fetten Vertraulichkeit und sagte und schwor bei dem Leib der heiligen Afflise, die Ware sei gut.

Jehan lachte ungläubig und edelmännisch und folgte ein wenig zurückgestoßen, mehr aber neugierig. Sie überquerten den Hof, schoben einen Strohhaufen zur Seite, gingen durch einen Stall ... dann riß der Mönch eine verborgene Tür auf.

Ein kahles Zimmer tat sich auf, das nur ein schräg in die Mauer gerammtes Bett enthielt, auf dem ein Mädchen kauerte in südlicher Haltung, von vielleicht siebzehn Jahren, die sich nun zu einer adligen und beschämten Haltung erhob und eine rührend große Schönheit entfaltete. Der Mönch wollte ihr die Tunika abziehen, allein Jehan wies ihn zurück, verbeugte sich und fragte, wie sie heiße.

Sie sagte: „Beautrix" und sagte es in limusinischem Dialekt, dessen dunkle Schwingung Jehans Ohr entzückte. Sie hatte eine so schmelzend weiße Haut, daß sie unmöglich aus der Provence sein konnte. Der Mönch sagte: Aus Byzanz.

Da kaufte Jehan sie ohne Prüfung um zweitausend Denare.

Er setzte sie auf ein Maultier und sie ritten zusammen aus der Stadt. Jehan sprach nichts zu seiner Sklavin. Sie ritten schweigend, sie ein wenig hinter ihm. Plötzlich kam ihnen Gebrüll entgegen, schäumende Rufe spritzten durch die leere und helle Luft, in der vorher nur das Knirschen lag vom Huf der Tiere durch den mahlenden Sand.

An dem Kreuzweg raste eine nackte Prozession an ihnen vorüber, Männer, die Fahnen trugen, schmutzig bestaubt, Frauen und Kinder, einige mit Säuglingen an den strotzenden Brüsten, Greise, die ihre müden Glieder vorwärts schnellten, und alle die Munde voll Geheul. Manche hatten den Arm um die Weiber geschlungen und sich in sie verkrampft, Mädchen liefen mit gelösten Haaren und ließen sie vom Wind hinter sich aufbäumen, in die Männer wieder ihre Gesichter tauchten ... und alle sausten singend und schreiend mit stampfenden Sprüngen vorbei.

Beautrix errötete und wandte den Kopf, als der Zug vorbeischoß.

Da wußte Jehan, daß er einen guten Kauf getan. Er schnallte seine Bügel höher und hob sie herüber vor sich auf die Knie, jagte ihr Maultier mit Gelächter, lachte, küßte sie und rannte mit ihr durch den Wald. Die Hunde jagten vor ihm.

Er dachte nicht an die Aussätzigen. Denn er fühlte, wie die Glieder von Beautrix heiß wurden. Noch einmal küßte er sie. Da war es schon dämmerig geworden. Der Hühnerhund sprang vor ihnen hin wie ein weißer Strich.

Der Wald lag dann hinter ihnen in einem dunklen Bogen gleich einer Augenbraue. Dumpf rauschend wie zwei Fledermausflügel zogen sich die Tore von Arras im Abend hinter ihnen zusammen.

Jehan Bodel empfand das eben in dieser Weise und sagte es so zu Beautrix. Denn Jehan Bodel war (ohne daß er die kleine und falsche Schäbigkeit beging, es in seinem Leben auszudrücken und ohne daß es aus seinem Tun bewußt nur in einem Funken erhellte) der größte Dichter der Picardie.

Er stieg an seinem Hause ab, legte ihre Kniekehlen auf seinen linken Arm, und indem er sie mit dem andern an der Schulter stützte, trug er sie in ein großes getäfeltes Zimmer, in dem ein ungeheures Bett stand und sagte ihr, daß dies ihr Eigentum sei.

Dann wechselte er seine Kleider und ging zu einer Dame im Westen der Stadt, der er dort ein Haus unterhielt. Die Dienerin sagte ihm, die Dame sei in der Kirche und er kam gerade recht, als sie die Abendmesse verließ. Er nahm sie und ein paar Weiber, die mit ihr waren, mit in eine trübe Schenke in der Ecke des Platzes.

Ein dumpfes Licht schwelte in dem Zimmer, das sie allein hatten. Holzpritschen mit Teppichen belegt umliefen die Wand und schlossen einen Kreis um den Tisch, der rund in der Mitte stand. Der Boden war mit leuchtend gelben und weißen Platten belegt. Es roch nach Wein und Rosen. Jehan ließ gemischten Wein

kommen und nahm seine Dame neben sich. Eine Stunde später kamen noch einige Männer. Die Weiber lagen auf den Bänken und sangen.

Zwei wiederholten larmoyant ihre Beichten. Eine Rote erzählte, die Zähne fletschend, was ihr ein Minoritenprior gestern vorgeschlagen: sie möge die Haare kürzer schneiden und als Mönch bei ihrem Orden eintreten. Und ob sie sich dann auch die Haare blond färben und den Namen „Innozenz" annehmen würde, fragte ein junger Mann . . . worauf sie beleidigt tat und ihm ihr Glas zwischen die Busenkrause goß. Ihm aber dann sich auf die Kniee warf und ihn zärtlich in den Ohrlappen biß.

Jehan ließ Gewürze in den Wein kochen. Sie tranken stark und lachten. Die Weiber schaukelten sich auf den Pritschen und lallten Liebkosungen und Lieder durcheinander.

Allein Jehan langweilte sich. Die Zerstreuungen, die ihm Stellung und Temperament zur sonstig mittelmäßigen Erfreuung — mehr geduldet in der vagen Notwendigkeit, als erfreut genommen — machten, ließen ihn grenzenlos öd.

War es ihm nicht, als ob durch all den Qualm des Zimmers ein fremder Duft wie von Frauenhaaren, die er kaum kannte, an seinen Händen schwebe?

Er begriff die Wandlung, faßte das Unbehagen nicht ganz in seinem bewußten Grund, aber ergriff es in brutalem Wohlgefühl wie die Lösung dieser Spannung, als er im Lauf des Abends von einer der anderen erfuhr, wie seine Dame ihn betrog. Und da (siehe) es wiederum ein Mönch war, dessen Schatten hier seinen Weg kreuzte (nur daß er nahm dieses Mal und nicht darreichte), lachte alles in ihm über den Ausgleich. Er stellte die Kanne, die seine Hand gerade umfing, nicht einmal weg, griff seiner Dame mit der Linken ins Haar und warf die vor Erstaunen kaum Schreiende durch die Tür. Erhob sich lächelnd und frisch und schenkte das Haus im Westen der Stadt jener, die zuerst fünf

Glas Mischwein trank und ging aufatmend, den Kopf schräg nach dem Himmel hinaufgelegt, die Arme hochgestreckt hinaus in die Nacht.

In einer Nebenstraße fiel es ihm ein: er klopfte noch an ein Tor und befahl einem Händler, dessen Kopf am Fenster erschien, daß er am nächsten Mittag mit seinen besten Sachen zu ihm komme

Die Dämmerung schlug sich durch die Straßen und mit einem Anheben fingen alle Glocken an zu schwingen, als Jehan sein Haus betrat. Er wusch sich die Hände und das Gesicht, stieg in den anderen Stock und öffnete in einem schmalen Ritz eine Tür. In dem gewaltigen Bett sah er Beautrix und wie ihre lichten Glieder im Morgen blitzten.

Dann schlief er bis zum Mittag und ging frei hinüber, Beautrix zum Essen zu holen. Es tat ihm leid, wie sie in dem weißen und groben und unreinen Kleid, das sie am vorigen Tage getragen, erschien. Allein ihre Bewegungen waren so, als ob sie nichts trüge oder so, als ob sie persische Stoffe über den Gliedern hätte und wie es Jehan in einer raschen Erkenntnis schien so in einem: als ob dies gar nichts bedeute für den Adel ihres Wesens.

Während sie aßen, geschah etwas Seltsames: Jehan, der spürte, wie etwas, je näher er kam, etwas wie unbewußte und ungekannte Achtung sich zwischen ihn und die Sklavin schob, sah sie plötzlich in Tränen ausbrechen. Er fragte. Da wies sie halb lächelnd wieder auf ihren Teller und sagte, daß sie dieses Gemüse nicht essen könne. Es war Kohl. Jehan lachte sehr. Dann überließ er sie dem Händler mit den Stoffen.

Am nächsten Morgen brachte er ihr ans Bett rote Blumen und Steine aus Alamanda. Den Abend sang sie ihm eine provencalische Dansa:

Amic, s'eu vos tenia
Dinz ma chambra garnia,
De ioi vos baisaria,

Qar n'audi
Ben dir l'autre di.
Qant lo gilos er fora,
Bels ami,
Vene-vos a mi.

Sie schürzte sich ein wenig und tanzte. Die Flammen zuckten auf dem Leuchter.

Den Morgen darauf brachte er ihr ein Falkenpaar, das in Brunst war, und nannte sie: Silberne Drossel — und blieb und küßte sie. Sie nahm keine Scham vor ihm und zog sich an, während die ersten Lichtstreifen den Boden kräuselten. Sie bat ihn zur Messe gehn zu dürfen, und er begleitete sie. Vor drei Altären betete sie. Die aneinandergelegten Hände hob sie vor jedem hoch auf im Dank und dies war der Anfang einer Unsägliches ausstreuenden Gebärde. Als sie das Münster verließen, war der Ausgang versperrt. Eine Frau lag da in Kreuzform die Arme geweitet auf Bauch und Gesicht und betete fieberhaft. Vier Kreuze standen um sie und neben jedem Kreuz eine armlange Kerze mit zuckendem rötlichen Licht. Einige Leute standen um die Büßende, die nicht aufsah. Beautrix zögerte.

Aber Jehan ließ sich nicht verwirren. Er kannte die Frau. Er nahm Beautrix auf die Arme wie am ersten Tag, schritt über die Liegende und durch den dunkel aufgewölbten Mund der Kirche hinaus ins Licht. Und setzte sie nicht nieder; trug sie so über den Markt. Als er in die Straße einbog, setzte ihm schrilles Geschrei nach. Ein wenig wandte er den Kopf: Schwarz, schäumend stand mit wehenden Armen die Dame vor dem Portal und nannte Beautrix eine Dirne.

Jehan jedoch trug die Errötete in sein Haus.

Am nächsten Tag kam Jehan nicht. Er brachte keine Geschenke.

Aber wie die Dämmerung die Schatten vom aufgewühlten Ge-

sicht von Beautrix abpflückte, nannte Jehan sie seinen Falken. Denn er war die ganze Nacht mit ihr.

Von diesem Morgen her hieß Jehan Beautrix in jeder Frühe seinen Falken. Manchmal auch: silberne Drossel. Doch dies geschah selten und nur bei Gewittern, die mit roten, glühenden Netzen das Fenster äderten und in eine überhitzte Glut anschwollen. Sie blieben einen kurzen Atem lang zitternd und wie ein Segel und zum Sprung gespannt in der Öffnung hängen mit gelbgrünen Drähten. Da warf sich Beautrix in seinen Arm und bebte ein wenig. Denn das bedrückte ihr Herz und war ähnlich wie das im höchsten Entsetzen zerbogene maurische Gitter in Jehans Arbeitszimmer. Das haßte Beautrix.

Zwei Wochen später ging Jehan zu einem Puy nach Rouen. Als er zurückkam, erwartete sie ihn lange blaue Stunden lang am Tor. Sie sah ihn die weite Plaine heraufkommen. Er winkte ihr zu, hetzte sein Pferd heran und schenkte ihr aus Freude seinen Preis, einen Mokoko. Der Affe schnurrte den ganzen Tag in seinem Bauer aus Holzstäben. Aber Beautrix zog die Lippe hoch. Da warf Jehan ihn aus dem Hause und ließ ihr eine weiße Blumennische bauen. Kaufte ihr einen ungeheuer bunten Papagei, mit dem sie spielte und ließ ihr einen Hengst in den Stall stellen, der weiß war wie seine Stute. Denn ihm kam es, alles müsse hell sein um sie und er peitschte einen Griechen, der ihm einen Falken brachte, der nicht so weiß war, wie er ihn verlangt hatte. Beautrix' Haut war das strahlende Licht und die ewige Lampe von Arras.

Eines morgens tanzte Pferdegeklapper auf ihrem Schlaf und holte sie aus ihm hervor, und Jehan legte ihr selbst die gelben Strümpfe über die Füße und zog sie zwischen Daumen und gerundeter Hand bis übers Knie. Beautrix warf ein kurzes Kleid drüber und flocht ins Haar ein Band mit drei Sternen. Dann nahm sie zwei Falken und Jehan nahm zwei Falken und ritten Hasen jagen. Und als einer der Vögel mit einem maßlos trunkenen

Aufstieg abbog und in den kühneren Kampf aufstieß und in rasenden Kreisen einen Reiher überstieg und Beautrix den Kopf auf das Genick gelegt mit einem Gesicht, das dies spiegelnd und das Übermäßige des Tages und dieses sich in das Heroische des Horizonts Verlierende wiedergab, aufsah, . . . da riß Jehan ihr den weißen, weiten Handschuh über Ellenbogen und Hand und biß ihr hart in den Unterarm aus unerträglich geschwellter Liebe. Sie ritten lang durch eine Ebene mit Weidengestrüpp. Der ganze Busch war voll Reitern und Reiterinnen.

Als Jehan Beautrix, die er verloren hatte, in einiger Entfernung später an den Pailletten erkannte, die ihr Kleid trug, ritt er gerade in den Augenblick hinein, in dem ein junger Ritter Beautrix den verlorenen Handschuh überreichte, indem er ihn lang küßte, während seine Augen nach ihren langten.

Sie ritten durch den hellen Tag, bis sie voll waren von Jagd und satt und behängt mit Glanz und Abenteuer. Sie einigten sich zu einer Masse, die glänzend und schwer zurückritt, manchmal durchbrochen vom Gelächter einer der Frauen. Jehan ritt mit dem Ritter, der Girard hieß.

Den Platz der Stadt fanden sie zerrissen von Schreien. Aufbäumende, in wüste lange Schnörkel sich ausgießende Laute röhrten aus der Ecke. Ein Mann in dicke Tücher vermummt, vor dem Gesicht die Larve, war an einen Pfahl gebunden, die Arme verkreuzt. Sein Leib wand sich zwischen den Stricken hin und her in den fanatischen Konvulsionen eines Berauschten. Sein Kopf stand, am Hals in einer Klammer gefaßt, unbeweglich darüber wie eine Plastik aus Stein, in der nur die Lippen sich verzerrten und die Augen, groß, rund und aufgesperrt sich verdrehten. Über ihm hing eine Röhre, die ein Mann bediente. Aus ihr fiel von Zeit zu Zeit ein Tropfen dampfendes Öl auf den Schädel des Gemarterten.

Sie riefen und man antwortete aus einem Haus: es sei Thibaut

de Nesle, den ein Aussatz überfallen habe und den man so strafe dafür, daß er es verheimlichte und nicht beim ersten Zeichen die Stadt verließ. Da schwoll Jehans Gesicht vor Zorn. Er erinnerte sich des Todes seines gelben Saumtieres, das ein Preis war von Toulouse und er verdoppelte den Einsatz für den, der einen Aussätzigen im Wald erschlüge und setzte ihn auf vierzig Denare. Dann warf er den Kopf zurück. Er ritt genau vor den Ritter Girard und befahl ihm, dem Henker zu sagen, daß er dem an den Pilori Gebundenen fünfzig Tropfen heißes Öl mehr geben solle auf seinen Befehl. Er sagte es laut vor den anderen Reitern. Er sagte es laut vor allen Köpfen, die in den Fenstern liegend, in Kreisen den Platz umschnürten.

Girard hob das Kinn. Auge stand in Auge. Jehans Blicke stachen lange in die des Ritters, bis dieser langsam zusammensank und die Schande auf sich nahm und zu dem Henker sprach. Als er zurückkam, war er bleich und Tränen liefen aus seinen Augen.

Der Aussätzige warf einen Schrei aus der Kehle, der aufschwirrte und herüberzischte wie ein Pfeil.

Auch in Beautrix' Gesicht schwebte ein Weinen und ging nieder, als sie zu Hause waren. Sie fragte, warum er den Hohn über den jungen Mann getan hätte und zitterte, denn sie empfand, daß er grausam sei.

Doch Jehan wies ruhig auf ihren Handschuh aus weichem weißen Leder und malte mit dem Finger die Stelle, die Girard geküßt hatte und sagte: „Ich hätte ihn sonst töten müssen."

Da empfand Beautrix in einer maßlosen Erhebung, wie sehr er sie liebte, und sie wusch sich viele Male den Leib mit Moro-Öl und byzantinischen Wassern am Abend, um ihn beflügelt und festlich zu empfangen und verzehnfachte sich in den sieben Wochen, die diesem Tage folgten, deren Tage straff und klar waren und deren Nächte überstrahlt über sie gingen heller und furchtbarer als tausend Gewitter.

Eines Tages erschien ein provencalischer Sänger und übernachtete in Jehans Haus.

In dieser Nacht träumte Jehan Bodel, Sire d'Arras, er gehe durch einen Wald, dessen Bäume gebogen seien und tönten und sängen. Es war ein Lied, das ihn schmerzte. Er sah eine gläserne Tonne und floh in sie; sie bewegte sich, stürzte ab und über ein Riff ins Wasser und bohrte sich auf den Grund eines Meers. Einige Zeit hörte er nur die klingende Musik des Wassers, das an dem Glas rieb. Dann kamen Fische. Sie verschwanden. Dann war gar nichts als Meer und die Endlosigkeit überfiel ihn und eine weite Leere umringte seine Gedanken und wie er erwachte, war etwas in ihm, das wie eine Blumenspritze seine Sinne zerstäubte und ihn machte, als schwebe er.

Mittags ging der Provencale.

Er kam von der Abtei Mont St. Michel in der Normandie und wallfahrte nach San Jago de Compostella.

Sein Gesicht war dunkelbraun, seine Haare schwarz.

Er reichte Jehan dankend die Hand.

Als Jehan am Abend sein Kleid wechselte, erstaunte er. Er nahm den Spiegel ... und in die Leere, die den Tag in ihm war und die sein Wesen zu einer Tiefe gehöhlt hatte, ergoß sich abstürzend, ihm neu und ihn zum erstenmal mit Maßlosem belastend, eine brandende Erkenntnis.

Jehan legte die Hände auf den Rücken. Ging durch das Zimmer. Stunde um Stunde. Beautrix klopfte. Er hörte nicht. Sie rief, es sei Nacht. Die ganze Nacht lag Beautrix allein in dem großen Bett. Der Mond spielte um sie. Das war ihr neu. Sie griff nach ihm. Sie schloß ihn in die Arme und weinte.

Jehan Bodel saß einen Tag reglos in einem Erker und sah durch das Fenster in die Stadt. Er saß auf einer schmalen Ottomane. Reglos standen zwei Säulen auf beiden Seiten neben ihm. Dann stand er auf und Schaum lief von seinem Mund. Er zerriß die

schwarzzurückgeschlagene Portiere, schlug mit einem Damaszener Fetzen aus seinen besten Schwertern und zerbröckelte sie dann in Stücke, daß seine Hände von Röte brannten. Darauf saß er wieder und starrte auf die Stadt. Eine alte Dienerin besorgte ihn. Er schlief auf der Erde und rieb sich den Körper mit ascalonischen Zwiebeln. Dann saß er und schrieb fiebernd.

Beautrix wartete und klopfte.

Er gab ihr kein Wort.

Sie schrieb ihm einen Brief; wenig, überströmend. Jehan biß die Lippen zusammen vor Schmerz und damit er nicht weine und sandte ihr lachend einen Kohlkopf, damit er ihre Liebe tötete.

Aber er tötete ihre Liebe damit nicht.

Nach einer Woche schwirrte das Gerücht durch die Stadt und die Umgebung, Jehan lese am Tage darauf sein neues Chanson.

Er trat an diesem Morgen selbst bei Beautrix ein. Sie lag, bleich, da sie nicht mehr aß, auf einem flachen Kissen auf den Stufen zu ihrem Bett.

Er sagte ihr kurz, sie solle ihr bestes Kleid anziehn und mit ihm kommen. Sein Mund war streng. Sie wollte sich auf ihn stürzen, doch er wies sie zurück. Da faltete sich ein Zug Trotz quer über ihr Gesicht, sie spielte mit dem Knauf des Bettes und regte sich nicht, wie er ging.

Dann aber lief sie hinüber und schaute durch das maurische Gitter. Er saß auf der Ottomane wartend und sie sah, wie der Zorn aus seinen Augen geschmolzen war und wie sie glanzlos starrten. . . . Da zögerte sie nicht mehr.

Sie schlang den blauen und gelben Turban um die Haare und steckte sieben Dolche hinein und band an den ersten einen weißen Schleier, führte ihn unter das Kinn, daß er schwebte, und hakte ihn wieder an dem siebenten ein. Dann schloß sie um ihre kleinen Brüste einen weißen Mieder, der dünne gerötete Zwicken hatte an den Achseln, welche in die Arme liefen mit engen Ärmeln

aus reinem Goldbrokat und zwischen denen die weiße Seide des Rockes hinunterströmte zu den gekreuzten Schnüren aus Hermelin und dem Passepoil mit roten und lila Augen.

Sie gingen zusammen zum Markt. Eine große Masse bedeckte ihn und schob sich in Reihen durcheinander. Neue Ströme rauschten durch die Tore von außen, Vereine mit Talaren und ein Priester, der in rotbekleideten Händen eine Fahne hielt. Einige Partien sangen. Eine Schar Mädchen sang dann Sommerlieder und der Rhythmus der Kommenden hakte in sie hinein wie das abgerissene Zanken von Papageien.

Jehan stieg auf das Gerüst. Hinter ihm stand der figurenvolle, schlündige Eingang des Münsters, aus dem schwache Kerzen flimmerten. Jehan grüßte lachend das Volk. Ein seidiger blauer Himmel hing über dem Platz. Lachend gaben sie ihm den Gruß zurück. Dann wandelte sich sein Gesicht in eine undurchsichtige Strenge und er las Li congie de Jehan Bodel d'Arras, das heißt er sagte den Bürgern Lebewohl. Er las weiter. Die Gesichter unter ihm strafften sich. Sie spannten sich in eine atemlose Erregung. Einer hob die Hand. Alle hoben die Hand. Ein Sturm von Händen hob an und warf seinen Willen gegen die Brüstung, daß er bleibe. Und die Gesichter entstarrten sich und flammten auf in Ekstase und sie schrien es. Sie tobten und stürmten vor.

Da hob Jehan beide Hände zum Hals, hakte sie ein und riß nach zwei Seiten das Kleid auseinander und stemmte ihrem Schreien seine nackte Brust entgegen. Er breitete die Arme aus. Auf seiner Haut tanzten blaue Flecken und ein rotes Geschwulst durchbrach die Brust.]

Ein Zittern lang stand das Brausen gegen das Ungeheure.

Die Arme sanken zurück. Das Schreien ward Geheul. Männer rissen Weiber zurück von dem Aussatz. Sie wichen. Wie unter Peitschenhieben verknirschte der Aufruhr und duckte sich. Eins gab es nur: Flucht! —

Einer wagte es noch, stieß die Faust in die Luft und brüllte „Pilori".

Doch er blieb allein.

Als ginge ein Kreis von Jehan aus, der weiter wie im Wasser werde, kam etwas von ihm her und preßte die Menge vom Platz und warf sie in die Häuser und Straßen. Zwei trugen Beautrix ohnmächtig.

Dann ward es still.

Kein Ton. —

Jehan lächelte: Wie in der Tonne.

Der Markt hatte zwei Ausgänge. Jehan schritt nach dem einen. Es war ein Tor in einem Turm, der oben geteilt ist wie in zwei Henkel, zwischen denen eine große Glocke hängt. In seiner Mitte quoll ein Auswuchs heraus, formlos gewölbt, wie ein Nabel. Das war die Sonnenuhr. Jehan sah die Straße hinunter. Er sah niemand. Darauf schritt er zurück über den Platz nach der anderen Seite. Kein Auge stand an den Fenstern, die ihn anklafften. Er trug den Aussatz auf seiner Brust gerade wie ein Schild. — Hier lief eine dunkle Passage durch kleine wüste Gassen.

Jehan trug einen Turban aus Pelz. Seine Ärmel waren eng und trugen an den Gelenken Krausen aus Pelz. Eng schmiegte sich, nur vorn die Brust offen lassend, ein dunkelrotes Kostüm um seinen Oberkörper und rann dann unter dem Gürtel (aus Krokodilshaut) in einer breiten Glocke auseinander zu den Füßen, wo eine breite Pelzsäumung es aufhielt und ein Streifen aus Gold. Grün waren seine Schuhe.

So schritt er in die dumpfschrägen Gassen und hoffte, daß ihn einer erschlüge.

Doch es erschlug ihn keiner.

Sein Haus hatte eine breite Front. In den oberen Teilen lagen große Fenster mit Säulen. Unten mitten war eine große Tür. Sie stand auf den Tag und die Nacht. Niemand kam. Jehan wartete.

Niemand kam.

Gegen Morgen gingen viele Türen auf und Reihen von Menschen zogen mit Kerzen durch die Stadt und zur Kirche.

Den ganzen Tag saß Jehan wieder auf seiner Ottomane. Das Zimmer war verschlossen. Beautrix klopfte den Morgen nach jedem Glockenschlag. Sie rief weinend Jehans Namen. Sie warf ihren Körper gegen die Tür. Sie fluchte auf den Provencalen, der die Pest auf ihn geworfen hatte. Er hörte sie nicht. Die Tür knirschte kaum.

Den folgenden Tag und die folgende Nacht stand das Tor offen an Jehan Bodels Haus. Niemand kam. Kaum ging jemand vorüber. Gegen Abend schaute Jehan durch das Gitter. Beautrix lag vor die Tür gestreckt wie ein feines helles Tier. Später zog ein Zug fremder bretonischer Sänger durch die Stadt. Ihre Roten und Viëlen klangen unten.

Nach Mitternacht sagte eine baritonale Stimme aus dem Dunkel hervorklingend unter Jehans Zimmer die Geschichte von Amis und Amile:

Sie waren Blutsbrüder, schön, ganz ähnlich und liebten sich. Da verführte Amis die Tochter des Kaisers und sollte ein Gottesgericht auskämpfen, aber Amile trat für ihn ein. Amile siegte und man erkannte ihn nicht und gab ihm die Prinzessin als Frau. Allein weil Amis Brunst heller war auf sie, ließ er sie ihm zum Ehebett und ward aussätzig zur Strafe. Aber Amis tötete seine beiden Söhne. Mit ihrem Blut gebadet ward Amile gesund. — — —

Dann verlief sich die Stimme, die Nacht sog sie auf und am Morgen bot ein Mönch zwei Knaben an zum Verkauf.

Jehan lehnte ab.

An diesem Morgen bearbeitete Beautrix die Tür mit einem Messer und schälte Span auf Span heraus. Doch die Tür hatte eine Mittellage aus Eisen. Die Klinge brach ab.

Da legte sie sich stumpf über die Schwelle.

Gegen Abend hieb sie ihre Fäuste so lange gegen die Tür, bis

sie das Gefühl ihrer Hände verloren hatte. Sie sah durch das Gitter Jehan dasitzen. Es schien, er schaue auf seine Hände. Da biß sie in das Metall der Klinke und sank blutend auf den Boden.

Auch die dritte Nacht kam. Weit stand die Tür auf in Jehans Haus. Sie spreizte sich auf, so offen stand sie. Niemand kam. Der Henker? Nein. Nacht. Die Nacht war so still, daß das Dunkel brauste.

Wie . . .?

Stille, kein Ton kam durch die Straße.

Einmal stand er auf. Beautrix lag quer vor der Tür, eine Rinne Blut über dem Kinn. Er sah es. Allein . . . Er saß auch diese Nacht auf der Ottomane zwischen den Säulen.

Als die Dämmerung kommen mußte, erhob er sich. Er ging gerade auf die Tür und öffnete sie, Beautrix war verschwunden. Es war die Zeit der ersten Messe. Jehan rieb sich Gesicht und Hände mit ascalonischen Zwiebeln, die die erste Ansteckung verhinderten. Langsam ging er darauf in das Zimmer von Beautrix. Er roch an den weißen Blumen in der Nische ... der Kamin ... das Modell des großen Schiffes hatte er mitgebracht aus Dijon. Er empfand wie der Papagei sich regte, sah das geschnitzte Holz des Büfett mit derselben Drehung und die Täfelung und die Teppiche aus Palästina darüber. Er zündete Lichter an an der Wand, als er daran rührte. Sie spiegelten flackernd in runden Metallplaketten und bestäubten das Zimmer mit einer dünnen Schicht Licht, in der er es mit einem Blick noch einmal aufnahm.

Aber alles war nicht mehr scharf genug, um in die neue entsagensschwere Tiefe seiner Seele einzuschneiden und er fühlte es nur als ein Wehtun auf der Oberfläche und ließ den Raum wie in Bedauern zurück. Dann öffnete er das Zimmer, in dem er drei Monate neben dem blendenden Leib von Beautrix gelegen hatte. Er öffnete es in einem Ritz, sah das unbeschlafene Bett, sah die schmerzende Dämmerung an dem Fenster wühlen. Er sog den

Geruch ein und sagte vor sich hin: Silberne Drossel . . . Scharf hoben in diesem Augenblick zwei Mädchen im Nachbarhaus eine Reverdie an.

Es wurde heller.

Silberne Drossel . . .

Er stieg in den Stall. Er strich seiner Stute über den Hals. Sie sah ihn an. Da erst überfiel ihn in einem kleinen Teil seines Hirns noch einmal Bewußtsein von dem, was nun alles von ihm abfalle. Er trat zurück. Ein Weinen riß sich in ihm los. Er legte seine Hand in das Maul der Stute. Die breiten Schultern zuckten. Lachen löste sich für immer von seinen Lippen. Dann wandte er sich.

An der Tür drehte er sich um, schlug die Achseln zurück und als sei die Last zu schwer und damit er auch dieses tilge, ging er zurück auf das Tier und tötete es.

Dann ging er durch das Fahlgrau des Morgens über die Straßen. Er ging vorüber, verächtlich an dem Pilori. Seine fleckige Brust stand offen. Alle Glocken fingen an zu läuten. Es war die Zeit der Prim. Es ward hell, wie er über den Markt schritt. Ein Priester kam auf einer Stute zu dem Platz, sang laut und betete. Menschen kamen zur Kirche. Jehan ging durch sie hin und sie traten zurück und neigten sich vor ihm. So groß war an diesem Tage noch seine Macht.

Er kam an das Tor, überschritt die Brücke. Er ging weiter, drehte sich einmal um. Die Tore waren zugefallen. Rechts lag der See. Schwer knieten die acht Türme auf dem Nacken des Bollwerks um das Tor. Er besah es sinnend. Dann schritt er aufs Feld. Der Wald der Aussätzigen lag vor ihm. Wie eine Braue . . . schien es ihm.

Plötzlich traf ihn ein Schrei. Er sah einen Arm. Etwas Weißes trennte sich von dem Busch. Beautrix warf sich ihm entgegen:

„Wo willst du hin?"

„Nach dem Wald."

„Du nimmst mich mit!!"

Er öffnete die Brust. Sie stampfte mit dem Fuß: „Es ist mir gleich."

Jehan sagte ruhig: „Nein." Sie hielt ihn am Arm: „Ich will auch aussätzig sein. Was geht es dich an?". Jehan wandte sich von ihr. Sie trat schäumend in den Weg:

„Du, der du mich küßtest . . . . dort . . . . das erstemal . . . . schliefst du in meinem Bett Nacht auf Nacht . . . . Weißt du, daß du mich hießest: Falke . . ."

Jehan wußte es noch. Er sagte: „Ja" und nickte. „Silberne Drossel . . ." sagte er.

Aber sie (die nicht begriff, wie alles in ihm getötet sei und daß alles Weibliche in allen Beziehungen zu tief für ihn liege und kaum die äußersten Ränder seines Horizonts noch streife, da sein Geist schon ganz eingerichtet war auf den neuen Sinn seines Lebens, der ihr entrückt auf einem fremden Schwerpunkt lag) — warf sich auf seine Füße und weinte, daß er sie mitnehme. Doch er befahl ihr zurückzugehen. Sie wälzte sich und tat es nicht. Da schrie er sie an: „Sklavin!" und als sie erstarrt sich aufreckte:

„Sklavin um zweitausend Denare."

Sie klammerte sich an ihn.

Da stieß er sie zurück und schlug sie.

Er zog weiter. Beautrix lag hinter ihm, ein großes Stück helles Fleisch, durchrast und geschwellt von maßlosem Schmerz, auf der staubigen besonnten Straße. Wie waren die Blumen farbig auf den Wiesen. Wie legte der Morgen sich licht um die Welt.

Jehan schritt die Ebene hinunter. Er begegnete Wallfahrern, die in Jericho Zweige gepflückt hatten. Die Palmiers sangen: Oltree, Dieus, aie! Er ging auf die Seite, verbeugte sich.

Einmal noch mußte er wenden. Der weiße Hühnerhund lief ihm nach. Er trug ihn in den Graben und tötete ihn.

Und setzte den Weg fort. Jehan Bodel, Sire d'Arras trug das dunkelrote Gewand mit der Bordüre aus Pelz. Er trug den Turban aus Pelz. Seine Füße gingen in grünen Schuhen.

So schritt er hinunter. Dann bewegten sich seine Lippen. Er sang. Sang ein Lied, das er wo gehört hatte. Es kam ihm wie durch einen Spalt: Von einem Freund. . . . An einem Kamin in der Bretagne . . .

Gasse Brullé? — — —

Er wußte es nicht mehr. Seine Gedanken waren davon abgeschwommen. Er verstand den Sinn der Worte nicht, die sein Mund hinauswarf, laut. Es war ein Liebeslied. Er sah auf seine Hände, die in Blut trieften:

Hé blanche, clere et vermeille,
De vos sont tuit mi desir;
Car faites en tel merveille
Droiture et raison faillir.
Quant je vos vueill a amie,
Droiz nel poroit otriier;
Se vostre grant cortoisie,
De gentil dousor garnie,
Ne me deigne conseillier;
Mar vos oi tant prisier.

Seine Haltung war stark und königlich.

Mit einer ungeheuer schlichten Gebärde ging er auf den Wald zu, der ihm entgegenkam.

* * *

Diese Novelle wird Kasimir Edschmid, einer unserer Hoffnungsreichsten, mit fünf andern gesammelt als Buch herausgeben. Unter dem Titel: „Die sechs Mündungen" (Kurt Wolff Verlag, Leipzig).

KRIEGSLYRIK BEI DEN CHINESEN

NACHDICHTUNGEN VON KLABUND

Li-Tai-Pe: WINTERKRIEG

Ich träume von dem Regenbogen
Und den Gärten meiner Heimat Thsin.
Mimosen blühen gelb. Gazellen hüpfen.
Wohl ist Krieg. Aber Krieg von Sonne warm.

Wir frieren mit den Pferden am Wege fest.
Manchem werden eiserne Beine abgeschnitten.
In den Stiefeln. Augen erfrieren wie Glas.
Wohl dem, der unterm Schneeweiß schläft, zu Tod gebräunt.

Wir Bettler. Unsre Kleider sind zerfetzt.
Fels starrt wie Eis, und Eis starrt wie Gestein.
In Spiralen dreht sich zuckend der Paß.
Hündisch klettern wir in den Mond hinauf.

Wie Maulbeerborke platzt die Haut.
Unser eigenes Blut rinnt aufs Schwert.
Hörner klingen in dumpfer Qual.
Süßer sang ich zur Flöte einst.

Keiner Heimkehr bin ich mir bewußt.
Ein Tiger, aufgescheucht, schlägt mit dem Schweif,
Fletscht seine Zähne, weiß wie Reif, und dunkel
Rollt sein brüllender Ruf ins Tal.

Zeige jemand sein Herz! Vogel fällt vom Baum.
Trete hervor und zeige sein Herz. Wo ist rot ein Herz?
Tannen stehn beschneit, und auf den Zweigen
Hocken wir steif und krähn im Nebel des Bluts.

O Himmel! Heiliger! Hilf, verbrenne mich!
Laß Wintergewitter grau erdonnern — und wirf
Den Blitz in die erstarrt erhobene Stirne,
Daß ich aufsteige, Feuersäule, in Nacht.

Li-Tai-Pe:

KRIEG IN DER WÜSTE GOBI

Am Himmel die Plejaden tropfen Blut.
Blut sickert in der Wüste Gobi Sand.
Mit seiner Freundin nicht der Feldherr mehr auf weicher
Matte ruht;
Sein Sichelwagen ist mit Schimmeln hell bespannt.

Von Feuer flammen alle Länder.
Eilboten jagen durch die Nacht.
In Fahnen hüllt der Mordrausch sich wie in Gewänder.
Der gelbe Sandsturm wirbelt in die Schlacht.

Fürst Lou-lans Haupt rollt unterm Schwerte.
Der Khane viele traf der Pfeil in Aug und Stirn.
Der Herbstreif fällt in der Soldaten Bärte.
Schakale beißen sich um eines Menschen Hirn.

Gleich einem Silberschwarm von Vögeln schwingend
Erreicht der Sieg den Kaiser in Staffetten.
In ihre Heimat ziehen die Soldaten singend,
Und Frauen knien am Weg wie Statuetten.

Chen-Tue-Tsi:

DER WEISSE STORCH

O unerhörte Qual des Bürgerkrieges!
In seiner Brüder Blut den Dolch zu tauchen,
Wenn ihre Städte als Ruinen rauchen,
Es droht die Nacht der Sonne selbst des Sieges.

O wann erscheint des Himmels w a h r e r Sohn!
Der eignen Knechtschaft Bande zu entwirren —
Daß wieder statt der Schwerter Verse klirren
Und ach der Frauen leichte Rebellion.

Dem Krater eines schwarzen Wolkenkreises
Entschwebt ein weißer Storch. Er schwebt. Er lenkt
Den Flug zu unsren Stirnen. Niemand weiß es,
Auf wessen Dach er seine Flügel senkt . . .

* * *

Diese Gedichte werden in einem kleinen Buch „Nachdichtungen chinesischer Kriegslyrik" von Klabund zu finden sein, dessen Herausgabe der Insel-Verlag vorbereitet. Aus dem Nachwort: „Die chinesische Kriegslyrik überrascht durch die Kraft ihrer Anschauung und die Unerbittlichkeit ihrer Resignation, die sie von den meist hymnisch oder episch gearteten Kriegsdichtung aller übrigen Völker scharf unterscheidet. Sie erscheint sachlich: und zugleich romantisch bedingt. (Vermischung des chinesischen Realismus oder Rationalismus mit Buddhismus und Laotseismus). Flucht des Endlichen in die Unendlichkeit. Krieg heißt für den Chinesen: fern von der Heimat sterben . . . unbestattet im Mondlicht verwesen . . . die Knochen nicht von frommer Kinder Hand gesammelt . . . kein Ahne sein . . . sterben . . . (aber ein Ahne ist unsterblich . . .)"

KARL THEODOR VON HEIGEL

VON WILHELM HAUSENSTEIN

Am 23. März des Jahres starb Heigel.

Die Nachricht kam unerwartet. Jeder, der sonst den rüstigen alten Herrn durch die Straßen gehen sah, freute sich der Elastizität des Schreitenden und wollte dem schweren Hünen mit dem kräftig roten Gesicht und der witzig blickenden Wachheit seiner blauen Augen Jahre gelassenen Arbeitens und würdiger Muße verbürgen. So Überzeugendes war in dieser Art, alt zu sein, daß man den Greis — er war es, ohne daß dies Wort einem beifiel — für unangreifbar hielt. Sein Wesen schien so ins Glück gestellt, daß selbst sein achtes Lebensjahrzehnt zu beneiden war. Ihn umgab eine heitere, an die Helligkeit des achtzehnten Jahrhunderts streifende Atmosphäre von mühelosem Dasein, die gleichsam Dauer versprach. Kein Zug seines Wesens schien von Beruflichkeit verbraucht. Wiewohl man ihm Amt zu Amt gehäuft hatte, behielt in seinem Kreis vor allem das Menschliche Bestand: er war weder von Jahren noch von Würden mürb.

Alles in Einem: er schien kein Mann von heute — auch keiner von gestern; er schien ein Mensch von ehegestern — schien ein Mensch fast aus der Generation der Großväter, jener Ahnen, die aus ihrer Jugend etwas von Früherem, ein wenig aus der Zeit österreichischer Vorherrschaft über die Jahre 1866 und 1870 in die neue, metallene Zeit hinübergerettet haben.

Er war im Jahr 1842 geboren; in dem Jahrzehnt, in dem schwärmender bürgerlicher Liberalismus dem Vormärz entgegenwetterte. In der durch Rankes historisches Bewußtsein bewegten Umwelt Maximilians des Zweiten von Bayern studierte der Werdende Geschichte. Aus der überschwänglichen Sphäre Ludwigs des Zweiten, mit der er durch seinen Bruder, den Dichter Karl von Heigel, einen Vertrauten des Königs, zusammenhing, empfing er anfänglich — einerlei, was diese Welt künstlerisch bedeutete und nicht bedeutete — romantische Anreize für die musischen Instinkte, mit denen er als Sohn eines Schauspielers und

als Verwandter mancher bildenden Künstler geboren war. Nach der Vollendung der historischen Studien arbeitete Heigel einige Jahre im Münchener Reichsarchiv. 1873 bestieg er als Privatdozent die Lehrkanzel. 1885 erhielt er ein Ordinariat für Geschichte als Nachfolger Giesebrechts, der aus der Erregung der deutschen Einigungsbewegung die vielen und schönen Bände über die Geschichte der deutschen Kaiserzeit geschrieben hat. Als Professor der Geschichte an der Ludovico-Maximiliana sah Heigel mehr als fünfzig Semester von Studenten an sich vorübergehen. Vor etwa einem Jahrzehnt wurde der Gelehrte, der mit einer vornehmen Leichtigkeit nach vielen Dingen der Erkenntnis ausgriff und durch das Gewinnende seiner Persönlichkeit Probleme wie Menschen zu vereinen verstand, Präsident der bayerischen Akademie der Wissenschaften und Generaldirektor der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates.

Man fand an ihm wohl nicht das, was den großen Redner macht. Er war aus Geschmack und Zweifel vor allem ohne Pathos. Er war im Gedanken wie in der Form ohne besondere Nachdrücklichkeit und ohne großen Bau, wiewohl niemals ohne die sorgfältigste Pflege, die sich aus Pietät und Ironie zusammensetzte. Man konnte kaum sagen, wo der Schwerpunkt seines Vortrags lag. Seine Rede war flächig und ornamental. Sie war ein beruhigtes Bild zierlich gegeneinander abgewogener Aussagen. Ihr Reiz lag in ihrer immerwährenden Verhältnismäßigkeit. Ihr Reiz lag, wenn man so will, in dem Höflichen der vorgetragenen Meinungen und in der wohlerzogenen, das Schickliche ehrenden Galanterie des Wortes, des Satzes, des Klangs. Eine an der Schwere des rassigen Oberbayern doppelt entzückende Verbindlichkeit war die Linie, auf die seine Beziehungen zur Wissenschaft und zu den Menschen in jedem Augenblick zurückblickten und von der sie ausstrahlten. Er sprach ohne die mindeste Heftigkeit: sowohl ohne Diskant als auch ohne Verdunkelung des Tons — doch nicht unbedeutsam, ja mit der Anmut einer an Gellert gemahnenden Lehrhaftigkeit.

Pädagog ist er schwerlich gewesen. Er war es nicht, weil seiner Liebenswürdigkeit das Bedürfnis mangelte, zu verpflichten und — zumal junge Menschen, denen er vielmehr wie ein ritterlicher Hofmeister half —

zu disziplinieren. Er war es nicht, weil es ihm, wie ja seine eigene Entwicklung die freundliche Zuversichtlichkeit des Natürlichen besessen hatte, gemäß war, dieselbe Unbefangenheit der Entwicklung bei anderen vorauszusetzen. Wer das zu fühlen vermochte, der lernte bei ihm im Kolleg, im Seminar, im Gespräch mehr als vielerorten und wußte ihm Dank. Er lernte nicht Daten, nicht Technik, nicht Methoden und antiquarische Spezialitäten. Aber er lernte übersetzen — nämlich Menschliches in Gelehrtes und Gelehrtes zurück ins Menschliche. Es gab Leute, denen Heigel nicht genug vom Inquisitorischen des unbedingten Fachmanns besaß. Aber trefflich, daß er die Formalitäten, die Unwesentlichkeiten und die Geheimsprache der Zunft nicht liebte und etwas von dem Publizisten innehatte, der da zeigt, wie das Gelehrte unmittelbar ein Stück von der Bewegtheit und Annehmlichkeit des Lebens sein kann!

Unter Heigels Büchern sind Dinge von sehr spezieller Gelehrsamkeit. Das Buch über das Herzogtum Bayern in der Zeit Heinrichs des Löwen und Ottos von Wittelsbach, das er 1867 mit seinem Freund Siegmund Riezler veröffentlicht hat, ist ein um die Wette geschriebenes Zeugnis von der Sorgfalt des Urkundenforschers, den die Fachsprache so prächtig Diplomatiker nennt. Heigels größte Arbeit, eine Darstellung der deutschen Zustände vom Tod Friedrichs des Großen bis zum Ende des alten deutschen Reichs, die in den letzten zwei oder drei Jahrzehnten seines Lebens entstand, zeigt eine nicht gemeine Gründlichkeit und Findigkeit in der Benutzung der Quellen und eine vorbildliche Unbestechlichkeit der Empfindung und des Urteils. Allerdings beginnt der eigentümlichste Wert Heigels erst da, wo er über die Ziele bloßer Gelehrsamkeit hinausgeht und wo sein Sinn sich an den Aufgaben gefälliger Darbietung ergötzt. In ihm lebte ein Ideal der Popularität oder Publizität des Geschichtlichen. Es war fern von Plattheit. Diesem Historiker kam es darauf an, zu zeigen, daß es möglich ist, das Wesentliche der Geschichte als etwas Allgemeines und das Besondere als etwas Sinnliches herauszuarbeiten und die Form des Sagens von den Bedürfnissen des natürlichen Lebens nicht um Meilen zu entfernen. Ist es ein Wunder, wenn Nurspezialisten manchmal leise an ihm zweifelten?

Freilich: die Begabung zum Systematischen gebrach ihm. Alles Syste-

matische schien ihm zwangartig und widersprach der artigen Liberalität seines Naturells. Ihm gebrach auch jedes Verhältnis zu jedem wie immer gearteten Radikalismus. Das Radikale peinigte sein Gefühl, das gelöst und nirgends auf Gegensätze gestimmt war. Ohne Zweifel war sein politisches Fühlen und Denken im nationalen Liberalismus festgelegt. Er selber aber empfand ihn nicht als eine Determination, sondern einfach als selbstverständliche und umfassende Form der Idealität und der Duldsamkeit. Er konstruierte aus seiner politischen Verfassung nie Gegensätze. Aber freilich schloß er so freundlich als instinktiv aus, was dieser Verfassung entgegenlief. Sein Lieblingskolleg, das über die große französische Revolution, verweilte gern bei der Gironde und ehrte ihre Grundsätze — nicht ohne relativistische Vorbehalte. Die Jakobiner interessierten ihn gleichsam mehr szenisch. Es reizte ihn, ihre unerbittliche Erscheinung darzustellen. Seine Duldsamkeit ertrug in irgend einer Weise auch die um Robespierre; aber er ahnte nichts von ihrem Wesen. Folgerichtig entbehrte er des Systematischen und Radikalen auch in der Form. Das große Buch war seine Sache nicht. Er lebte mit gedämpfter Vibration in der historischen Miniatur, der er — der Blutsverwandte eines Miniaturmalers — in manchem Band von Vorträgen und Essays intime Vollendung gab.

Vielleicht war der Mangel an Organisationstrieb, an Systematik, an Radikalismus nicht bloß ein liberales, sondern auch ein süddeutsches Element — eine süddeutsche Bonhomie. Auch mochte er stets von jener Auffassung des Künstlerischen bestochen sein, die besonders in München eine Heimat hat: von jener Auffassung, die seit dem ersten Ludwig vom Leben vor allem zwanglose Loyalität und geschmeidiges Genießen des Gelegentlichen erwartet. Daher vielleicht der Anakreontiker — und ein wenig auch der Epigone — in dem Gelehrten Heigel. Auf der anderen Seite war es für ihn eine entscheidende Angelegenheit, die gemütvolle und heitere Sinnlichkeit seines südlichen und zumal seines bayerischen Wesens zu den strengen politischen Aufgaben der Ära Bismarcks — der auch für ihn das größte politische Erlebnis war — ins Verhältnis zu setzen und nicht etwa in einem sinnlich-sentimentalen Partikularismus und Lokalismus zu verharren. Heigel war entschieden deutsch; er war selbst kleindeutsch, als die Not der Zeit es von jedem

forderte. Ein verschwiegenes Heimweh freilich drängte ihn jederzeit zu den Besonderheiten bayerischer und münchnerischer Geschichte zurück: dort suchte er mit Vorliebe problematische Träger einer problematischen bayerischen Großmachtpolitik — Ludwig den Bayer, Karl Albrecht, Ludwig den Ersten. Seine Bücher sprechen von ihnen.

Wir wissen noch kaum, wie sehr sich der Typus des Historikers und Menschen Heigel geschichtlich schon abgegrenzt hat — wie sehr wir mit der harten Aktivität unseres Lebens längst von ihm entfernt sind.

Wir sehen ihn auf wehmütige Entfernung. Wir sehen ihn mit der leisen romantischen Innigkeit, mit der wir in einem alten Park dem stillen Klassizismus oder dem milden Barock eines alten Herrenhauses begegnen. Dies Haus ist zufällig schwer. Aber sein Fenster, seine Volute, sein Ausdruck ist Grazie.

FÜNF SEELEN

NACH DEM ENGLISCHEN DES W. N. EWER VON ED. B.

Der Reichstagsabgeordnete Herr Eduard Bernstein schickt mir das folgende in der Londoner „Nation" erschienene Gedicht als Zeichen der in den Kreisen dieses politisch-literarischen Organs der bürgerlichen Demokratie Englands obwaltenden Denkweise.

Die erste Seele.

Ich war ein Bauer in Polenland,
Als die Botschaft kam, der Deutsche bedroht
Die slavische Welt, Kampf sei das Gebot,
In den Kampf ich zog, und den Tod ich fand.
Für die Freiheit starb ich, des war ich froh,
Denn die mich riefen, die sagten mir's so.

Die zweite Seele.

Auf den Bergen Tirols, da war ich zu Haus,
Ich stieg herunter mit frohem Mut
Ins Feld gegen Rußlands hündische Brut,
Und auf Polens Feld hauchte den Geist ich aus.
Für die Freiheit starb ich, des war ich froh,
Denn die mich riefen, die sagten mir's so.

Die dritte Seele.

Vom Webstuhl in Roubaix her stellt' ich mich ein,
Als Preußens Despot, der von Frieden stets sprach,
Gegen Belgien und Frankreich den Frieden brach,
Und in Belgien nun bleicht mein zerschossen Gebein,
Für die Freiheit starb ich, des war ich froh,
Denn die mich riefen, die sagten mir's so.

Die vierte Seele.

Ich bebaute am Main ein kleines Gut,
Als von Feinden umringt das Vaterland rief:
„Auf, man will uns vernichten! und willig ich lief
Zu den Fahnen — in Frankreich vergoß ich mein Blut.
Für die Freiheit starb ich, des war ich froh,
Denn die mich riefen. die sagten mir's so.

Die fünfte Seele.

Am Clyde müht' ich rüstig im Schiffbau mich ab,
Da hörten von Krieg wir bei Tag und Nacht'
Wie Belgien uns braucht' gegen Übermacht,
Ich stellte mich — und fand im Meere mein Grab.
Für die Freiheit starb ich, des war ich froh.
Denn die mich riefen, die sagten mir's so.

URTEILE

LEIPZIGER TAGEBLATT:

„Ein Zeugnis echt deutscher Kultur innerhalb des Weltkrieges stellt „Das Forum" dar, das in kulturpolitischer Beziehung eine energische und konsequente Haltung bewahrt".

PRAGER TAGBLATT:

„Die von Wilhelm Herzog redigierte Münchener Monatsschrift „Das Forum" ist bemüht, auch in Kriegszeiten die Stimme der Vernunft und des Geschmacks hörbar zu machen".

NEUE ZÜRCHER ZEITUNG:

„Das Forum", die von Wilhelm Herzog geleitete Münchner Zeitschrift, zeichnet sich scharf ab von der feldgrauen Gedankeneinheit, die jetzt das Zeitschriftenwesen uniformiert. Da jetzt jede eine Nation vertretende Zeitschrift der Henker der feindlichen Nation sein will, nimmt „Das Forum" den Kampf gegen diese Henker auf. Statt Dokumente des Hasses veröffentlicht jedes Heft „Dokumente der Liebe". Statt Fetzen aus dem Spitteler-Vortrage festzunageln, entschloß sich „Das Forum", die ganze Rede in extenso abzudrucken. Die Münchner Zensur vereitelte nicht nur dieses Vorhaben, sondern sie gab dem „Forum" zu verstehen, daß „eine andere öffentliche Stellungnahme als die von vaterländisch gesinnten Männern, wie etwa die des Herrn v. Ostini in den „Münchner Neuesten Nachrichten" Spitteler gegenüber jetzt nicht zulässig sei". „Das Forum" bemerkt dazu: „Da uns aber selbst das Kriegszustandsgesetz nicht veranlassen kann, gleich Herrn v. Ostini zu denken, so müssen wir schweigen." Immerhin darf „Das Forum" in sehr ungenierter Weise den Standpunkt einer Minorität

deutscher Intellektueller feststellen, etwa in dem Beitrag „Der Phrasenrausch und seine Bekämpfer", wo man den nahezu verwegenen Satz findet: „Viele von uns werden mit Anatole France und Romain Rolland intimere geistige Beziehungen haben als mit Haßsängern oder Kriegsbarden, die wir leider nicht verhindern können, sich für Repräsentanten des deutschen Geistes zu halten." Neben diesen Satz lege man den in allen Regenbogenfarben des Geistes schimmernden Essay Hofmillers über Anatole France in den „Süddeutschen Monatsheften"! Da wird mit viel Geschick Anatole France als der repräsentative Dichter einer sterbenden Kultur und einer morschen Nation dargestellt. Der Charme dieser Kultur wird durch den Hinweis erklärt, auch manche Kultur phosphoresziere am schönsten, wenn sie faule. Wenn nun aber dieser Dichter in Deutschland wahlverwandter Gesinnung begegnet, so müßte auch in Deutschland der Sinn für sterbende Kultur ausgiebig entwickelt sein. Er ist es auch. Wie leicht ließe sich nach Hofmillers Schema ein französischer Essay denken: die Dekadenz des deutschen Volkes nach Thomas Manns Buddenbrooks! Ein Vergleich des aufstrebenden Bürgerromans „Soll und Haben" und der tief pessimistischen Darstellung der Senatorsfamilie Buddenbrook würde beweisen, wohin es mit dem deutschen Bürger ein halbes Jahrhundert nach dem wackern Anton Wohlfahrt Gustav Freytags gekommen ist! Die Verallgemeinerung wäre dasselbe Unrecht, das Hofmillers Geist vor lauter geistreichen Lichtern nicht sieht. Ebensolches Unrecht widerfährt Romain Rolland, den „Das Forum" beschützt, den die „Süddeutschen Monatshefte" abschütteln. In dieser Frankreich gewidmeten Nummer müssen verdrossene Urteile Turgenjeffs und Dostojewskis Frankreich heruntersetzen. Aber jede Kugel trifft ja nicht. Dostojewski hat so bitter, und sage man ruhig, unzurechnungsfähig über Deutschland geurteilt, daß sich seine zwischen zwei epileptischen Anfällen wandelnden Meinungen selber sehr entwerten. Wir hoffen zuversichtlich von den „Süddeutschen Monatsheften", daß sie das große organisatorische Talent in der Herstellung von England, Rußland und Frankreich gewidmeten Heften dereinst ebenso behende entwickeln, wenn die Gelegenheit zu einer Spezialnummer „La douce France" sich bieten möchte.

ROMAIN ROLLAND IM JOURNAL DE GENÈVE:

De tous ces jeunes écrivains qui s'efforcent de défendre leur esprit contre les entraînements des passions nationales, le plus décidé, le plus éloquent, le plus hardi, celui dont la personnalité a été soulevée le plus haut par la tempête, est Wilhelm Herzog, qui dirige le Forum de Munich, et qui, comme notre Péguy au début de ses Cahiers de la quinzaine, remplit presque entièrement sa revue de ses articles enflammés. Nourri de Heinrich v. Kleist, dont il a été l'historien passionné, il regarde et il juge les choses de ce temps, avec les yeux tragiques de cet indomptable esprit. La censure allemande a beau le bâillonner, lui couper la publication qu'il veut faire de la conférence de Spitteler, ou de celle d'Annette Kolb, ses cris d'indignation et d'ironie vengeresse s'élèvent jusqu'à nous. Il flagelle âprement les 93 intellectuels, «qui se croient des Ajax, parce qu'ils braient le plus fort», ces politiques à la Haeckel qui partagent le monde, ces bardes patriotes qui insultent les autres nations; il attaque sans égards Thomas Mann, tourne en dérision ses sophismes, défend contre lui la France, l'armée française, la civilisation française.[1]) Il montre que tous les grands hommes de l'Allemagne (Grünwald et Dürer et Bach et Mozart et les autres) ont toujours été persé cutés, calomniés, humiliés.[2]) Dans un article intitulé: Der neue Geist,[3]) après avoir raillé le retour du poncif dans tous les théâtres allemands et la médiocrité littéraire des productions patriotiques, il se demande où l'on peut trouver «le nouvel esprit»; et ce lui est un prétexte pour exécuter les Ostwald et les Lasson:

«Où le trouver? Aux Hochschulen? A-t-on lu cet invraisemblablement grossier (unwahrscheinlich plumpen) Appel des 99 professeurs? A-t-on goûté les déclarations de ce vieux momifié deux fois centenaire (des zweihundertjährigen Mummelgreises) Lasson? Quand j'étudiais en premier semestre la philosophie à l'Université de Berlin, l'amphithéâtre où il lisait son cours était déjà pour nous un lieu d'hilariié (Lachkabinett). Et maintenant, on le prend au sérieux! Des journaux anglais,

[1]) Die Überschätzung der Kunst (décembre 1914).
[2]) Von der Vaterlandsliebe (janvier 1915).
[3]) Décembre 1914.

français, italiens, impriment son sénile bavardage dirigé contre la Hollande, en ajoutant que telle est la Stimmung des intellectuels allemands! .... Quel mal nous ont fait ces Geheimräte et ces professeurs, avec leur Aufklärungsarbeit! On peut à peine l'évaluer .... Leur incapacité à se mettre dans le peau des autres fait le vide autour d'eux.»

En face de ces faux représentants d'un peuple, ces bavards de l'intelligence et ces aventuriers de la politique, il exalte les silencieux, la grande masse du peuple, de tous les peuples, qui souffrent et qui se taisent; et il s'unit à eux dans «la communauté invisible de la douleur.»

«Un souffrant qui sait que des millions d'autres êtres ont à supporter comme lui des tourments portera ses souffrances avec calme; il les acceptera même volontiers, parce qu'il sent qu'elles le font plus riche, plus sensible, plus fort et plus human.»[1])

Et il cite les mots du vieux Maître Eckehart:

«Das schnellste Tier, das Euch trägt zur Vollkommenheit, ist Leiden.» (La bête la plus rapide qui vous porte à la perfection, c'est la Douleur).

---

[1]) Hymne auf den Schmerz (janvier 1915). A noter que le Forum est lu dans les tranchées, et que du front de l'armée lui sont venues de nombreuses approbations. (Der Phrasenrausch und seine Bekämpfer, février 1915).

STIMMEN DER VERNUNFT

Friedrich Wilhelm Foerster in einem Aufsatz: „Christus und der Krieg":

Wir können den Sieg nur ertragen, wenn wir uns schon jetzt hineinleben in den Gedanken, daß wir dann der Welt, die diesen Krieg angefacht hat, ein Beispiel völkerverbindender Kulturpolitik in ganz großem Stile zu geben haben. Das nationale Prinzip hat in Bezug auf die Weltkultur bisher erschreckend destruktiv gewirkt. Gewiß ist die Nation ein unersetzliches Kulturgut und eine unersetzliche Kulturkraft. Und es war gewiß eine notwendige Phase, daß die großen nationalen Individualitäten sich selber fanden, ihr Recht entdeckten, sich in ihrer Eigenart sammelten und ihrer besonderen Kulturmission bewußt wurden. Aber das alles hat keinen Wert, ja es hebt sich selbst wieder auf, vernichtet alle angesammelten Kulturkräfte, wenn diese nationalen Individualitäten nicht begreifen, daß jetzt eine weitere Phase kommen muß, die Herstellung wahrer kultureller Gemeinschaft zwischen den verschiedenen Rassen.

Was Goethe von dem Selbstsüchtigen sagt, „er zehret heimlich auf seinen eigenen Wert in ungenügender Selbstsucht" — das gilt auch für die Nation, die nur um ihr eigenes Selbst kreist; auch sie zehret heimlich auf ihren eigenen Wert in ungenügender Selbstsucht". Gerade in unserer neuen Kulturarbeit muß darum das nationale Prinzip nun endlich den Anfang mit großer konstruktiver Weltpolitik machen. Sonst wird ein neuer, noch größerer Weltbrand kommen, in dem die menschliche Kultur überhaupt versinkt! Die Menschheit ist heute auf einer Stufe angelangt, wo die gegenseitige Ergänzung, Aushilfe, Erziehung der Völker ganz unentbehrlich ist. Keine Nation kann ihre eigenen Aufgaben mehr ohne die Kulturhilfe der fremden nationalen Traditionen lösen. Frankreich braucht Deutschland, und umgekehrt, Deutschland braucht den slawischen Geist und der

Slawe den deutschen Geist, England braucht Deutschland, und Deutschland braucht England. Ja, man darf sagen: England ist vor allem durch seine Isolierung so heruntergekommen. Die einzelnen Rassen sind zur seelischen Ergänzung nicht weniger aufeinander angewiesen, wie die beiden Geschlechter. Ohne solche höhere Gemeinschaft muß Volk und Seele an der eigenen Einseitigkeit zugrunde gehen. Erst in der Einigkeit der Rassen wird der universelle Christus in uns geboren! Wir müssen die Träger und Sachwalter der künftigen vereinigten Staaten von Europa werden. Das allein entspricht unseren großen Traditionen. Werfen wir die alberne Ausländerei in der Nachahmung von Äußerlichkeiten ab, bewahren wir unseren Charakter und unseren deutschen Stil — aber machen wir uns zum Mittelpunkt tiefdringender gegenseitiger Erziehung der Völker.

Solche Hegemonie muß von diesem Augenblick an vorbereitet werden! Noblesse oblige. Unsere Regierung hat darum treffsicher die Parole ausgegeben, daß wir Deutsche es uns selber schuldig seien, die Praktiken der Gegner nicht nachzumachen, es handle sich den um brennende Notwehr. Dum-Dum-Geschosse nachzumachen, Gefangene und Verwundete malträtieren das alles wäre für uns nichts als schlimmste „Ausländerei". Bleiben wir „Barbaren" uns treu und geben wir das bessere Beispiel. Handeln wir ganz selbständig aus unserm eigenen Kulturbewußtsein heraus. Das Hin- und Her-Rechnen mit den Praktiken der Gegner ist kleinbürgerlich und paßt nicht mehr in das neue Deutschland. Eine führende Weltmacht hat auch sittliche Repräsentationspflichten. Wir sind stark genug dazu. Bereiten wir unsere Hegemonie in diesem geistig-sittlichen Sinne in unserem Gewissen vor, bis hinab zum täglichen Urteil über unsere Feinde.

Es ist von größter Bedeutung, daß gerade die Generation, die jetzt im Kampfe steht, ihre Seele inmitten der allgemeinen Erbitterung hoch hinauf zu Deutschlands künftigen hohen Kulturaufgaben erhebt, zur eigenen inneren Befreiung, und daß sie in den Tiefen des Herzens schon jetzt die Wiedervereinigung der Völker vorbereitet. Gerade die-

jenigen, die aus den erschütternden Erlebnissen dieses Krieges zurückkehren, sie allein können das gesunde Gegengewicht bilden gegen alle die Elemente, die mit dem Siege und nach dem Siege in unserem Volke aufstehen werden, Leute, die nichts erlitten und geopfert haben, die auch vom Adel und vom Leiden des Feindes nichts gesehen haben, die aber nun den Triumph Deutschlands maßlos und kulturlos ausschlürfen und ausbeuten wollen — Schwächlinge, deren Selbstgefühl durch unsere neuen Mörser riesenhaft aufgedonnert ist, so daß sie meinen, sie müßten den Mund jetzt 42 cm weit aufreißen, und wer da nicht mitmache, der sei kein Patriot. Man hört sie schon jetzt hier und dort ihre Stimme erheben, meist anonym, Feiglinge, die jede Großmut und Humanität gegenüber dem Feinde verdächtigen, die in die Lazarette schleichen, um jeden Akt der Güte gegenüber den feindlichen Verwundeten zu denunzieren — diese Elemente waren es von jeher, die den deutschen Namen im Auslande verhaßt gemacht haben, sie sind die letzten und gefährlichsten Feinde unseres Vaterlandes — sie zu überwinden und zum Schweigen zu bringen, das wird vor allem eure Aufgabe sein, ihr neue deutsche Jugend, die ihr durch Opfer und Leiden zur Schlichtheit gereift sein werdet.

(Aus „Die deutsche Jugend und der Weltkrieg", Furche-Verlag, Cassel.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Herzog.
Leopoldstraße 10, München / Druck von J. Schön, München.

DAS FORUM

2. Jahrgang Mai / Juni 1915 Heft 2/3

REALPOLITIKER UND IDEOLOGEN

VON WILHELM HERZOG

SIE KÄMPFEN ALLE FÜR ZIVILISATION

Nicht ein Staat, der nicht für Zivilisation kämpfte, oder glaubt, sich zumindesten dessen rühmen zu müssen. Warum? Warum sagt nicht einer ehrlich: was kümmern uns jene liberalen Phrasen von Kultur und Zivilisation? Wir wollen dem andern einen Teil seines Vermögens, seines Landes wegnehmen, auf daß wir reicher, größer, mächtiger werden. Er könnte dies um so eher äußern, je überzeugter er ist, daß gerade sein Vaterland es wie kein anderes verdiene. Alle Staaten aber geben Ideen und Ziele für ihren Krieg aus, die nie auf ihrem Mist gewachsen sind, und die sie früher — vor Kriegsausbruch — stets verleugneten, meist sogar heftig bekämpften. Mit Schlagworten des Friedens nähren sie den Idealismus des Krieges. Wenn irgendeine der Kulturnationen, die jetzt für Gerechtigkeit und Zivilisation zu kämpfen behaupten, diese Sehnsucht schon vor dem Krieg gefühlt hätte, so wäre mancherlei Gelegenheit zu ihrer Befriedigung vorhanden gewesen — innerhalb der eigenen Grenzen auf allen Gebieten des menschlichen Lebens. Denn Zivilisation ist untrennbar verknüpft mit der Forderung größtmöglicher Gerechtigkeit. Wo aber war die zu finden? Wo auch nur das Streben darnach? Bei einigen Künstlern oder ausschweifenden Idealisten, die man spöttisch Weltverbesserer nannte und über die man die Achsel zuckt, weil sie wirklichkeitsfremd unbezahlbare Forderungen stellen.

Der Elan zivilisatorischer Kräfte hätte im Kampf der wirtschaftlich Starken gegen die wirtschaftlich Schwächeren einsetzen können, das

plötzlich so unaufschiebbare Streben nach Gerechtigkeit hätte sich in der Justiz, der sozialen Gesetzgebung, in der Beseitigung pädagogischer, religiöser, sexueller Vorurteile betätigen, kurz: der Zivilisationstrieb hätte für den Geist gegen die traditionelle Macht Partei ergreifen können. Sein Ungestüm hätte meinetwegen alle Festungen, die der Ausbeutung oder der Verdummung dienen, mit Bomben belegen, sie mit 42 cm-Geschützen umwerfen können, auf daß das Untere nach oben und das Oberste nach unten gekommen wäre, damit auf den Ruinen sich eine neue, schönere Ordnung bilde.

Dieser zivilisatorische Geist, der gegen körperliche und geistige Not kämpft, der die Menschen aus körperlichem und geistigem Elend zu befreien strebt, hätte also eine kriegerische, selbst vor Brutalitäten nicht zurückschreckende Macht sein dürfen, viele hätten für ihn in der vordersten Front gekämpft, viele sich — schon im Frieden — für ihn erschießen lassen; aber dieser Geist wurde garnicht gefragt und es ist ein heuchlerisches Kompliment, ihn jetzt zu zitieren. ————————

————————————————————————

————————————————————————

————————————————.*)

Was die Schaumschläger der öffentlichen Meinung als Parole ausgeben — wir sahen es gerade bei Italien —, besticht zwar die Massen, treibt sie an, benebelt und erhitzt sie, so daß der Kopf leer und voller Phrasen wird, aber schon die Tatsache, daß überall mit denselben Gründen die gerechte Sache verfochten wird, läßt stillere und urteilsfähige Köpfe die Relativität der Argumente erkennen.

Ein Beispiel für viele: Die Rede des italienischen Ministerpräsidenten Salandra, ein Meisterstück romanischer Rhetorik und etwas mehr, gipfelt in einer Huldigung vor der Zivilisation. Nicht ein Volk, das nicht von der Gerechtigkeit seiner Sache und der Heiligkeit seines Krieges überzeugt ist. Auch jetzt noch nach beinahe elf Monaten. Gewiß: faustdicke Lügen, Entstellungen des wahren Sachverhalts werden ihm von oben

*) Diese Zeilen wurden „zur Veröffentlichung nicht zugelassen“.

her durch die Kanäle der Presse zugeführt. Mit Giften des Hasses wird es täglich geimpft, so daß es gegen die Stimmen der Vernunft immun wird. Durch welche Mittel immer dieser Zustand erreicht sei, wir müssen erkennen: alle Völker glaubten und glauben noch im elften Monat an ihre gerechte Sache, an ihre Pflicht zum Kriege. Denn jedes fühlte sich bedroht, sah sich überrannt, eingekreist oder ausgehungert.

Und nun ist der Angst die Tat gefolgt. England selbst, das mächtige England, fürchtete die deutsche Invasion, fürchtete die Zeppeline, fürchtete die Vervollkommnung und höchste Steigerung des deutschen Militarismus,

————————————————————————

————————————————————————

————————————————————————

————————————————————————

————————————————————————

————————————————————————

————————————————————————

————————————————————————

——————————. Man spricht viel von einem gesicherten Frieden. So fragwürdig schon an sich ein solcher Begriff ist, so könnte man wohl einen Frieden für keinen Fall gesichert nennen, der dem Unterliegenden keine andere Wahl ließe, als bei der nächsten passenden Gelegenheit dem Sieger an die Gurgel zu springen.

Es ist verboten, über das Kriegsziel zu sprechen. Die Kriegslage der einzelnen Länder zu erkennen, die Bedingungen zu erforschen, unter denen die uns feindlichen Länder heute Frieden schlössen, ist unsere Pflicht.

————————————————————————

————————————————————————

————————————————————————

————————————————————————

————————————————————————

————————————————————————

————————————————————————

————————————————————————

————————————————————————

————————————————————————

————————————————————————

————————————————————————

————. Sich vor Deutschland zu schützen, bieten die verantwortlichen Leiter der englischen Politik alles auf, hetzen sie am liebsten alle Völkerstämme wie Hunde auf uns, in dem unerschütterlichen Glauben, wir beabsichtigten sie zu vernichten. Von keiner verantwortlichen Stelle des Deutschen Reiches ist je ein solcher Wahnsinnsgedanke geäußert worden. Unbeschäftigte Admiräle oder Schmöcke in Kürassierstiefeln mögen Broschüren mit herausfordernden Titeln zusammengeschrieben haben, die — von der englischen Presse aufgegriffen — als Beweise des gefährlichen Größenwahns angesehen wurden, in dem sich das deutsche Volk, geschwellt von seinen materiellen Erfolgen, befände.

Wäre dieser Größenwahn in den breiten Massen des deutschen Volkes vorhanden, und wäre ihr Ziel in der Tat die Vernichtung des englischen Staates — wie es einige der kühnsten Heimkrieger großmündig und zu unserem Schaden ausbrüllen — so gäbe es allerdings für Jahre hinaus keine Brücke, und der Krieg zwischen uns und Großbritannien würde, wenn kein Wunder geschähe, drei und fünf und zehn Jahre währen.

Da sie jedoch alle für Zivilisation kämpfen, ist es unser Bestreben, ihn abzukürzen. Soweit das durch nichtmilitärische Mittel heute überhaupt möglich ist. Wir haben viel Zeit, Geld und Gehirnschmalz mit der Aufklärungsarbeit für das neutrale Ausland verloren. Wie wäre es, wenn wir einer kurzen ganz sachlichen Aufklärung unserer Feinde vorarbeiteten, und wenn sich dabei herausstellte, daß nicht nur Neid, Revanchegefühle, sondern auch grobe Mißverständnisse über unsere Absichten, unmotivierte Angstgefühle den Ausbruch dieser großen Zeit verschuldet haben. Man wird uns nicht glauben? Und uns weiter mißtrauen? So beweisen wir es ihnen doch, daß — außer unverantwortlichen

Kriegskulissenreißern, abgetakelten zu Kriegspreisen auftretenden Primadonnen — kein vernünftiges deutsches Hirn Englands Vernichtung zu sehen wünscht.

Räumen wir diese Argumente aus der englischen Kriegsterminologie hinweg, so gelingt es uns vielleicht auch, die Gefühle der Angst zu beseitigen, und mit der Ausjätung dieser Wurzel des Krieges — der Krieg, ein Kind der Furcht, so hat ihn ein Engländer, der berühmte Mathematiker Bertrand Russell, der Sohn des Lords Russell, getauft — fällt auch das Mißtrauen, fällt der Haß, fällt der Sinn des Krieges. Der Krieg stirbt, sofern beide Nationen des Glaubens fähig werden, als Weltmächte nebeneinander bestehen und gemeinsam fruchtbarer als gegeneinander für die Zivilisation kämpfen zu können.

DEUTSCHLAND UND DER NÄCHSTE KRIEG

Vorausgesetzt, daß Kriege immer sein müssen, daß die menschliche Vernunft nicht ausreicht sie zu verhindern — eine Ansicht, die heute bei der überwiegenden Majorität der europäischen Menschheit anzutreffen ist — vorausgesetzt also, daß dieser Krieg keineswegs der letzte, sondern vielmehr der schüchterne Anfang einer Ära von Weltkriegen sein wird, vorausgesetzt endlich — oder dürfen wir das nicht voraussetzen? — daß Kaiser und Könige, der internationale Sozialismus, die Pazifisten aller Länder die kommenden Kriege so wenig verhindern können wie sie diesen verhindern konnten, dies vorausgesetzt, wären wir nicht gezwungen, uns mit dem Problem eines späteren Krieges gründlicher zu befassen? Den Einwand, wir ständen mitten in einem der ungeheuerlichsten Kriege, die die Welt gesehen, und hätten gegenwärtig andere Sorgen, als uns mit künftigen Verwicklungen zu beschäftigen, lehnen wir ab. Wir dürfen es um so eher, als die Betrachtung künftiger Kriegsaussichten zur Beleuchtung der jetzigen Katastrophe nicht unwesentlich beitragen kann.

Als der General v. Bernhardi im Jahre 1911 sein besonders im

Ausland berühmt gewordenes Buch: „Deutschland und der nächste Krieg" schrieb, ging er — der leidenschaftliche Patriot — von der Sorge um sein Vaterland aus und er unternahm es, in mehreren lesenswerten Kapiteln die Schlagbereitschaft des deutschen Heeres seinen Feinden gegenüber zu untersuchen. Vorwegnehmend und draufgängerischer in seiner Psychologie als etwa der deutsche Kanzler, rechnete er von vornherein mit England als Feind. Wir, die wir heute sein Buch lesen, können nicht leugnen, daß prophetischer Geist in ihm steckte. Das deutsche Volk hat den kommenden Krieg nicht so gesehen wie dieser aufrichtige General, dem es allerdings wohl auch vergönnt war, die treibenden Kräfte in größerer Nähe zu sehen. Er ist es, der denn auch nicht nur über das Recht, sondern über die Pflicht zum Kriege sehr bemerkenswerte Gedanken äußert, die den Krieg vor allem als Regenerationsprozeß auffassen.

Es ist gleichviel, ob man sich als extremer Gegner der bernhardischen Auffassungen bekennt, ob man sie für bekämpfenswert hält, man wird ihnen jedoch zugestehen müssen, daß sie fruchtbar geworden sind und Erfolg gehabt haben.

Die Tatsachen bewiesen, daß Bücher der entgegengesetzten Richtung — die es doch weiß Gott genug gab — wirkungslos verpufften, daß ihre Ideen heute belächelt werden, weil ihre angebliche Vernünftigkeit von der Realität ad absurdum geführt worden ist.

Die Anhänger des Krieges sagen: was wollt ihr mit Euerm bißchen Vernunft? Wo herrscht sie? Etwa im täglichen Leben? Ist es nicht ein Krieg aller gegen alle? Bekämpft der eine den andern nicht aus Neid, Ehrgeiz, zuweilen auch sinnlos? Und wie es im menschlichen Dasein, genau so ist es im Leben der Völker. Keine Vernunft kann da regulierend wirken. Unsichtbare Mächte treiben die Völker gegen einander. Jedes sieht den Wahnsinn ein, aber es muß. Gedrängt von höheren Gewalten, deren Sinn wir kleinen Menschen nicht voreilig zu erfassen vermögen. Gott hat Großes mit den Menschen vor und deshalb läßt er sie gegen einander wüten. Wir sollten auf den Knien liegen und ihm danken, daß er uns die Geburtsstunde einer so großen Zeit erleben ließ.

So sprechen die Kriegs- und Gottgläubigen. Jene aber, die an einen solchen Gott nicht glauben können, schweigen oder bekennen sich als verdammte Seelen, denen die Größe dieser Zeit nicht aufgegangen ist, die vielmehr ihr Elend, ihre Not, ihre Abkehr von allem Göttlichen im Menschen zu schmerzhaft fühlen, um für das Neue, das sich daraus entbinden will, schon Gesicht und Gehör haben zu können.

Diese Ideologen vielmehr glauben: wenn jetzt die Vernunft zu entscheiden hätte, so würden alle kriegführenden Mächte am liebsten die Waffen niederlegen, um wenigstens Europas völlige Selbstzerfleischung zu verhindern. Da jedoch die menschliche Natur nicht so organisiert ist, daß sie der Vernunft gehorcht, sondern vielmehr dunklen Trieben, ungereinigten Instinkten oder berauschenden Idealismen, so muß jedes Land streben, so lange zu kämpfen, durchzuhalten, bis es siegt und das andere sich „weiß geblutet" hat.

Das ist die Philosophie des Krieges und ihre praktische Anwendung. Nicht nur Pazifisten, sondern auch momentane Kriegsbejaher sprechen oft vom Wahnsinn des Krieges, vom Sieg der Unvernunft, von einer europäischen Epidemie, und was weiß ich. So treffend oder unzutreffend diese Bezeichnungen sein mögen, was helfen sie uns? Befreien sie uns, führen sie uns heraus aus dieser täglichen Qual und Hölle? Sie etikettieren das Leiden, ohne die Möglichkeit einer Heilung anzudeuten.

Lernen wir von den „Realpolitikern" aller Länder. Sie sagen, die Spannung wäre im Frieden so unerträglich gewesen, daß eine Entladung die natürliche Folge sein mußte. Also wurde Krieg, machten sie Krieg.

U n s e r e Spannung ist jetzt s o unerträglich, daß die natürliche Folge Friede sein müßte. Aber — seien wir ehrlich — den verzweifeltesten Anstrengungen der Vernunft wird es nicht gelingen, den Frieden herzustellen, oder ihn auch nur vorzubereiten.

Deshalb kann dieser Krieg noch einmal elf Monate währen, er kann — wenn wir nicht auf Wunder oder auf die Begrenzung der Kriegsziele hoffen — noch zwei, drei Jahre dauern, und er kann, nein, es

wird mit einem Waffenstillstand enden, dem nach fünf oder zehn Jahren ein neuer Krieg folgen muß.

Warum auch nicht? Wenn es sein muß? Wenn er uns aufgezwungen wird? Ein zweiter Weltkrieg in so kurzer Zeit sei unmöglich, prophezeien uns die Professoren, und Nationalökonomen von Weltruf weisen nach, daß schon die allgemeine Erschöpfung der Völker ihn ausschließe. Aber jene Professoren hatten uns auch vor diesem Kriege bewiesen, daß er unmöglich sei und daß er aus wirtschaftlichen Gründen, wenn er durch irgend einen Wahnsinn ausbräche, nicht länger als sechs Wochen währen könnte. Wir stehen bald in der fünfzigsten Woche und wir halten ihn noch immer aus, werden ihn noch einmal fünfzig Wochen aushalten, und gehen dem nächsten Krieg genau so sicher und hilflos entgegen, so lange es den Völkern Europas nicht gelingt, sich zu organisieren, sich zu verbünden, d. h. aus der Utopie von heute die Wirklichkeit von morgen zu bilden.

UNSER GLAUBE AN EUROPA

Noch vor fünfzig Jahren wurde jeder mit Erfolg des Hochverrats bezichtigt, wenn er mit einer Silbe von einer Einigung Deutschlands zu schwärmen wagte, die kommen müßte. Man warf solche ausschweifenden Ideologen ins Gefängnis und ließ sie als Vaterlandsverräter krepieren.

Nicht einer von den 33 deutschen Fürsten, der nicht in der Propagierung der Einheitsidee eine Beeinträchtigung seiner dynastischen Privilegien sah, nicht einer, der dieses Wahngebilde wilder Anarchisten nicht für eine Ausgeburt des Teufels hielt, eines Teufels, der gekommen wäre, um sie für ihre Sünden zu strafen. Sie zitterten vor dem Einheitsgedanken und boten alles auf, ihm entgegenzuarbeiten. Ihre Abneigung und ihre Angst wurden gefördert und vergrößert von jenen konservativen Elementen, die aus ihrem Partikularismus keinen Hehl machten und die Uneinigkeit des deutschen Volkes als eine gottgewollte Einrichtung priesen, die man mit allen Mitteln aufrechterhalten müsse.

In einem Artikel mit dem höhnischen Titel: „Was ist eigentlich das deutsche Volk?" kam das Organ der konservativen Partei, die „Kreuzzeitung", im Jahre 1849 zu dem Resultat, daß es ein deutsches Volk überhaupt nicht geben könne, denn es fehle die für ein Volk begrifflich notwendige gemeinsame Abstammung. „Nur die hohlsten Poeten und Schwärmer können bei dem Volke der Deutschen an ein Volk gleicher Abstammung denken. Nicht einmal für die älteste Zeit wäre eine solche Vorstellung richtig . . . . Das deutsche Volk ist ein vollständiges Gemisch aus allen westlichen indogermanischen Nationen und aus Semiten. Von einem Volke in dem Sinne, daß man darunter eine Bevölkerungsmasse derselben Abstammung versteht, ist also in Deutschland garnicht die Rede, und demnach ebensowenig von einem natürlichen, im gemeinsamen Blute wurzelnden Zugehörigkeitsgefühl des einen Deutschen zum andern."

Der ursprünglich zur konservativen Partei gehörige Otto v. Bismarck äußerte sich dem Herrenhausmitgliede Alexander v. Below gegenüber — der der Auffassung Ausdruck gegeben hatte, daß in dem „nationalen Gedanken" immerhin eine anzuerkennende Wahrheit liege: „Also sind Sie auch von dem deutschen Hunde gebissen." Diese Redensart der Gegner des Einheitsstaates aus dem Munde dessen zu hören, der später zum leidenschaftlichsten Agitator der Einheitsbestrebungen wurde, ist nicht ohne Reiz.

In Deutschland wurden Kriege von dem Augenblicke an unmöglich, als über dynastische Feindschaften, eingewurzelten Völkerhaß zwischen Preußen und Bayern, Sachsen und Württembergern die Idee der Einheit triumphierte und als Männer von weitem Blick und großem Volumen des Willens die historische Entwicklung voraussahen und die als Hochverrat gekennzeichnete Utopie zu verwirklichen strebten. Diese Männer waren Realpolitiker in einem hohen Sinne, sie fühlten sich als kluge und bescheidene Werkzeuge der historischen Entwicklung.

Wir wissen, wie Lassalle Bismarck bearbeitete, um in ihm die Gedanken der deutschen Einheitsbewegung immer stärker werden zu lassen; wir wissen, wie Bismarck sich Schritt um Schritt zur Verwirklichung

der Idee des allgemeinen direkten Wahlrechts drängen ließ, wie es ihm als Vorstufe für die Einigung Deutschlands gegen den Partikularismus der Dynastien und Stämme willkommen und notwendig schien.

Heterogene Elemente wurden geeint, wurden Glieder eines Ganzen. Die einzelnen deutschen Staaten haßten sich keineswegs weniger als augenblicklich die gegen einander Krieg führenden Länder. Man kämpfte mit derselben Leidenschaft für sein Vaterland gegen das danebenliegende Vaterland, wie jetzt Franzosen gegen Deutsche kämpfen. Man haßte, bespuckte, besudelte sich mindestens ebenso heftig. Die Gelehrten des einen Vaterlandes wiesen dem andern nach, daß es auf einer weit tieferen Kulturstufe stünde. Bayern fürchtete sich vor der Verpreußung. Der Kurfürst von Hessen wollte auch nach 66 nichts von Preußen wissen und verhandelte im Geheimen — ähnlich wie jetzt Italien mit der Entente — mit dem Erbfeind, der damals Österreich hieß.

Man lese Bismarcks Kämpfe vor und nach 1866, um eine Vorstellung zu bekommen von den Schwierigkeiten, die auf dem Wege zur Einigung Deutschlands zu überwinden waren.

Und doch: wie winzig erscheinen uns heute die Komplikationen gegenüber den verwickelten Problemen, vor die sich die Bestrebungen gestellt sehen, die auf eine Einigung der europäischen Staaten abzielen.

Europas Geburt kann verzögert werden, wie die Gründung des Deutschen Reiches erst durch Bismarcks kühne Schleichwege und skrupellose Energie nach unendlich schweren Kämpfen der Verwirklichung genähert werden konnte, — sie kann, sie wird verzögert werden, aber daß sie kommen wird, daß sie kommen muß, sollten auch unsere „Realpolitiker“ bei Zeiten erkennen.

Vorläufig stehen hinter dieser Idee — wie Lassalle es 1863 von der politischen Freiheit sagte — „nicht mehr als tausend Ideologen, dazu vielleicht zehntausend über ganz Deutschland zerstreute Menschen, die durch ihr Naturell mit heißer Liebe für die Freiheit begabt sind, sonst niemand. Die Bourgeoisie liebt die Freiheit, wie man ein Ornament im Zimmer liebt; sie geht dafür weder ins Wasser noch ins Feuer“. Aber

die Idee marschiert. Und der Triumph ihrer Verwirklichung kann nicht ausbleiben. Die Qualen dieses Krieges sind die Wehen des neuen Europa.

Vor der verlachten und verlästerten Utopie dieses geeinten Europa empfängt der Anspruch endlich einen Sinn, daß sie alle für die Zivilisation zu kämpfen behaupten. Sie tun es, ohne es zu wissen.

Realpolitiker von Ruf wenden angesichts des europäischen Problems sofort ein: dieses sei, wenn überhaupt, eine spätere Sorge. Jetzt müßten wir erst einmal heraus aus den mannigfachen Bedrängnissen und Gefahren dieses Krieges, erst müssen wir durchgehalten oder gesiegt haben, um uns dem Ausspinnen solcher schönen Träume überlassen zu können.

Nehmen wir uns das Recht, diese Realpolitiker für einen Augenblick auszuschalten. Wir wollen einmal sehen, ob die Idee der vereinigten Staaten von Europa nicht rückwirkende Kraft auf den Krieg selbst ausstrahlen, ob sie nicht etwa gar sein Ende beeinflussen oder beschleunigen könnte.

Wenn es uns heute möglich wäre, zu rufen: das Ziel dieses Krieges kann nur die Schaffung eines geeinten Europas sein ohne Hegemonie irgend eines Staates, analog der Form des Deutschen Bundes, in dem auch Preußen keine Oberherrschaft zuerkannt worden ist, — so würde man uns zunächst mißtrauen, so wie die deutschen Stämme Bismarck mißtrauten. Unsere militärische Attitüde würde vorerst die Geneigtheit der andern unterbinden.

Wir haben aber immer betont, daß wir keine Eroberung, sondern Frieden in Europa wünschen. Der Friede wurde, wie man sagt, durch Rivalitäts- oder Revanchegelüste Englands und Frankreichs gestört. Der Krieg ward uns aufgezwungen, um sie zurückzuweisen. Diese Gelüste jedoch würden — das muß selbst ein Realpolitiker einsehen — keineswegs nach einem für uns siegreichen Kriege aufhören. Sie gewännen im Gegenteil an Macht, an Anhang, und Deutschland stände, wenn es ihm nicht gelingt, alle seine Feinde bis zur Vernichtung zu schlagen, von neuem einer Koalition von Staaten gegenüber, — einer noch ungünstigeren Konstellation, als sie unsere realpolitische Diplomatie uns bereits jetzt

beschert hat. Starke teutonische Naturen, deren Mund nur leider größer als ihr Hirn ist, würden ihre breite Brust zeigen und unter Benützung berühmtgewordener Worte erwidern: „Viel Feind, viel Ehr. Oder: sie mögen nur kommen. Wir werden sie schon dreschen. Immer feste druff!"

So sinnfällig und schlagkräftig solche populären Äußerungen des Muts wirken mögen, so muß man doch bei der Lösung politischer Probleme auf ihre Hilfe verzichten. Wichtiger wäre zu untersuchen, woher der Haß stammt, der uns umloht? Warum dieses deutsche Volk, eins der arbeitsreichsten und tüchtigsten der Erde, bei den meisten Nationen so unbeliebt ist? Die herkömmlichen Gründe, die man dafür anführt, reichen nicht aus, um dieses Maß an Abneigung und Widerwillen zu erklären.

Unsere Feinde und die Neutralen (ist das nicht schon ein Pleonasmus?) glauben, Deutschland wolle sie zwingen, seine Art, seine Lebensformen, seine Übertragung des militärischen Geistes auf alle bürgerlichen Gebiete zu akzeptieren. Dagegen sträuben sie sich. In England haßt kein vernünftiger Kopf das deutsche Volk. Was ihn beunruhigt, was ihn augenblicklich ängstet, ist der Gedanke, durch Deutschland gezwungen werden zu können, sich nicht nur mit dem Problem der allgemeinen Wehrpflicht zu befassen, sondern sie auch einzuführen, ——————————————————

——————————————————————————————

——————. Diese Angst entspringt keineswegs einer Feigheit, sondern vielmehr einer anderen, der deutschen entgegengesetzten Lebensauffassung.

Dem Engländer ist der gesteigerte und verfeinerte Typ des Händlers viel mehr als dem Deutschen, ——————————————————

eine erstrebenswerte Lebensform. Eines Händlers allerdings — ohne Sombart'sche Färbung —, der als ein tüchtiger, geschickter Geschäftsmann das Dasein in all seinen Gegensätzen und Kämpfen klug überschaut und dessen Lebenskunst darauf abzielt, sich möglichst komfortabel mit Frau und Kind einzurichten und im Alter ein durch Sorgen nicht beunruhigtes Dasein zu führen. Solche bürgerlichen Streber — durchaus oft vortreffliche und mit Recht geachtete Zeitgenossen — soll es auch in anderen Ländern geben.

Weder dem Franzosen, noch dem Russen, noch dem Italiener, am allerwenigsten dem Engländer aber galt der Beruf des Militärs für etwas Höheres als irgend eine andere bürgerliche Beschäftigung. Im Gegenteil: sie wurde häufig in diesen Ländern geringer geschätzt als die eines Ingenieurs, eines Advokaten, eines Bankiers oder eines Literaten.

Nur Preußen hat — infolge seiner historischen Entwicklung — die Apotheose des Soldatenberufs zu einer selbstverständlichen Huldigung des kriegerischen Geistes werden lassen.

Alle unsere Feinde, von den Briten bis zu den „Briganten", unsern bisherigen Bundesbrüdern, sehen im Deutschen Reich eine Herrschaft der Gewalt, während sie glauben, freiheitlich und demokratischer regiert zu werden. Sie weisen auf die deutsche Unfähigkeit hin, zu kolonisieren, auf den Haß, den Polen, Dänen, Elsässer gegen die deutsche Diktatur aufgespeichert hätten, während England in opferfreudiger Weise von seinen Kolonialstaaten unterstützt werde.

Die heutige großbritannische Regierung behauptet — wie alle übrigen — den Weltfrieden zu wollen. Dazu gehöre, daß England die bedeutendste Weltmacht bleibe, und daraus folge wiederum, daß Deutschland auf seine Flotte verzichten müsse. Großbritanniens Regierung möchte der Schiedsrichter der Welt bleiben.

Aber auch für diese Sonderstellung und Machtoberhoheit ist in dem künftigen Europa kein Raum mehr. Eine seiner Hauptaufgaben wird es sein, imperialistische Begierden, in denen dieser Krieg aller gegen alle wurzelt, im Keime zu ersticken und, zum Triumphieren einer Macht über die ganze Welt wird sich — wenn wir, Ideologen, realpolitisch denken dürfen — kaum Gelegenheit bieten. Das mag einige imperialistische Marktschreier aller Länder verdrießen, sie mögen von Schwäche, Nachgiebigkeit faseln, die Völker aber werden sie als freche, aufdringliche Clowns erkennen und sich durch ihre plumpen Sprünge in der Arena nicht stören lassen. Die Völker werden Wichtigeres zu tun haben, sie werden an dem Aufbau der europäischen Demokratie zu arbeiten beginnen, deren erste Aufgabe nicht der Abschluß von Verträgen sein wird, sondern Abschaffung

aller Verträge, aller Bündnisse, aller geheimen Abmachungen einzelner Staaten untereinander, und statt dessen: die Gründung eines Staatenbundes und Einsetzung eines europäischen Parlaments.

Eine Vision, die nie verwirklicht werden wird, — wie der ewige Friede — eine Phantasterei, ein Traum, und nicht einmal ein schöner?

Nun denn, wenn dieser ungeheuerlichste aller Kriege nicht dieses Ziel haben sollte, so wäre die Menschheit, die es nicht anstrebt, wert, das zu erleben, was ihr bevorsteht: einen gesicherten Frieden.

Ein gesicherter Friede. Gibt es etwas Unsinnigeres, Fragwürdigeres, Trostloseres? Da Kriege — wie unsere Naturforscher, Psychologen und sonstigen Weltdeuter wissen — unausrodbar, weil sie von Natur begründet sind, — wie kann es einen Frieden, und noch dazu einen gesicherten, geben? Meint man etwa das berühmte europäische Gleichgewicht, ausbalanciert durch Bündnisse nach links und nach rechts? Oder wird man etwa im gesicherten Frieden auf die berühmte Einkreisung des Gegners verzichten, die sich so vorzüglich bewährt hat?

Der gesicherte Frieden — wie die meisten Menschen in Europa ihn heute auffassen — kann nur wieder ein bewaffneter Friede sein. Das heißt: ein Zustand, viel beklemmender, grausiger, bedrohlicher, menschenfeindlicher, als vorher. Keinem noch so ausschweifenden Militarismus würde man seine Berechtigung absprechen können, denn jeder Staat, dem die Vervollkommnung seiner Rüstungen nicht höchstes Ziel wäre, würde leichtfertig und verbrecherisch gegen seine Angehörigen handeln. Ein Wettrüsten begönne, wie es die Welt noch nicht gesehen. Einer, der in irgend einem Lande gegen das militärische Budget spräche oder es gar im Parlament ablehnte, wäre ein Tollhäusler oder der bezahlte Agent einer fremden Regierung.

Dieser großen Zeit gingen wir entgegen, wenn Europa sich nicht besinnt. Wenn es nicht die offen daliegende Konsequenz zu ziehen vermag, um sich vor seinem Ruin zugunsten Amerikas zu retten, wenn es diese Realpolitik, die mit brutaler Energie die größten Hemmungen wird überwinden müssen, wieder für ideologisch ansähe und belächelte.

Die europäische Demokratie wurde durch diesen Krieg blutig geschunden. Ja, fast scheint es, als wäre sie aufgerieben, zurückgeworfen, vernichtet. Einst wertvolle Mitglieder, wie wir glaubten, aufrechte Kämpfer, geistige Repräsentanten versagten. Einige ihrer besten Köpfe fielen. Aber die Idee der Demokratie ist nicht tot. Sie ruft die Menschheit in dieser Stunde auf, zu wählen, selbst zu entscheiden: zwischen ewigem Krieg oder einem verträglichen Verhältnis aller Menschen untereinander. ———
——————————————————————
——————————————————————
——————————————————————
——————————————————————
——————————————————————
——————————————————————
——————————————————————
——————————————————————
——————————————————————
———————————

——————————————————————
——————————————. Wir sind von vornherein mißtrauisch gegen die Segnungen des Krieges gewesen und wir haben jene Priester, die in den ersten Monaten aufstanden, als berauschte oder kokette Lebensspieler ihrer Masken beraubt. Nicht der Krieg wird eine bessere Ordnung des menschlichen Daseins herbeiführen, sondern der Geist, den er wachruft und den die Schauer dieses Erlebens zu den Ideen der Menschlichkeit zurückführen werden.

* * *

Man wirft uns vor, wir seien zu objektiv, zu gerecht dem Gegner und zu kritisch dem Vaterlande gegenüber. Wir sollten nach Frankreich und England hinübersehen, ob wir dort Geister fänden, die sich bemühten, gerecht zu sein und die ähnliche Ideen etwa propagierten wie wir. Wir haben uns umgesehen und haben besonders in England Schriftsteller — leider in

größerer Zahl als bei uns — angetroffen, die unberauscht vom Kriegsgift geblieben, denen Vernunft und Menschlichkeit selbst im Krieg nicht abhanden gekommen sind, vielmehr das einzig Heilige geblieben sind.

Sie sprechen von keinem heiligen Krieg, sondern von der Verruchtheit des Krieges. Vor sechs Monaten, im Dezember 1914, schrieb ich an dieser Stelle: „Wenn jedoch in diesem Krieg nicht als letzter Sinn die Vereinigung der wichtigsten Staaten Europas läge und wenn diese Vereinigung nicht zur Folge hätte, niemals wieder einen Krieg in Europa zuzulassen, wenn die Kulturnationen dieses Resultat sich nicht gegenseitig von einander abzwängen, so wäre die Welt, die alles dies anzustreben behauptet, so gemein, so scheinheilig, so wahnsinnig, so von Lüge und Heuchelei durchhöhlt, daß nur noch Kriegswucherer ausrufen dürften, es sei eine Lust zu leben!"

Als ich diese Worte schrieb, wußte ich nicht, daß drüben in England Männer am Werke waren, die in Wort und Schrift dem gleichen Ziel zustrebten, ohne auf die Beschimpfungen und Verleumdungen zu achten, denen eine solche Betätigung hier wie dort ausgesetzt ist. Jetzt bekommen wir durch eine Broschüre, die in den nächsten Tagen der Verlag von G. Birk u. Co. (München) herausgeben wird und die sich betitelt: „Kriegsgegner in England", — jetzt endlich bekommen wir Kunde von der leidenschaftlichen und klug disziplinierten Tätigkeit jener Kämpfer, die sich furchtlos dem Kriegsrausch entgegenzustellen wagten. Dieser Broschüre, die zwanzig Dokumente von höchstem Wert bringt, entstammen die folgenden Artikel, die Einleitung und die Erläuterungen des Übersetzers. Sie werden eine Vorstellung von dem Geiste geben, in dem jene Männer zu wirken sich bemühen. Sie zeigen, daß die Ideen der Menschlichkeit und der Vernunft — unabhängig von einander — durch Länder, Feindschaften, Haß und Injurien hindurch auf dieselbe Weise sich äußern, daß die Leidenschaft zur Wahrheit und der Mut sie auszusprechen überall zum Durchbruch kommt.

ENGLANDS KRIEGSZIEL

AUS ENGLISCHEN ZEITUNGSARTIKELN DARGESTELLT, MIT EINLEITUNG, ERLÄUTERUNGEN

von ***

Die folgenden Artikel sind verschiedenen englischen Zeitungen aus den ersten fünf Kriegsmonaten entnommen. Daß sie nach Deutschland gelangten, war das Verdienst eines Neutralen, der sie, aus Verständnis für ihre Bedeutung, zu einer Zeit durchschmuggelte, in der man nicht nur das Gepäck, sondern auch den Raum zwischen Kleidungsstoff und Futter bei den Reisenden in Folkestone nach Kontrabande in Druck und Schrift gründlichst durchsuchte. Die Artikel durften wohl in England erscheinen — man wird sogar mit Erstaunen wahrnehmen, welche Preßfreiheit unter Kriegsgesetz dort herrschte — aber nach Deutschland kommen durften sie nicht.

Dem Herausgeber ist es aber als eine ernste Pflicht erschienen, sie deutschen Lesern zugängig zu machen, denn aus ihnen sind zwei sehr wichtige Dinge zu ersehen. Erstens geben sie uns Kunde von der Anti-Kriegsbewegung in England und zweitens den Beweis, daß das von dieser Bewegung geforderte Kriegsziel auch von der Regierung — ob aufrichtig oder nicht, muß die Zukunft lehren — ebenfalls als Kriegsziel öffentlich ausgesprochen worden ist. Solange das furchtbare Ringen um die nationale Existenz die gegenseitige Verständigung der Völker so hochgradig erschwert, ist man für alles dankbar, was in dieser Richtung förderlich wirkt. Vielleicht werden diese Artikel, welche hier in wortgetreuer Übersetzung gegeben sind, das Ihrige zur Aufklärung beitragen.

Zur Orientierung sei eine kurze Beschreibung der gegenwärtigen Strömungen in England vorausgeschickt. Begreiflicherweise hat die Tagespresse kein Bild davon gegeben. Die Presse war bemüht, das Land als geschlossen darzustellen, hinter einer Regierung, die nur Frieden gewollt und sich notgedrungen zur Wehr gesetzt habe, um ihrer Ehrenpflicht gegen das von Deutschland mißhandelte Belgien zu genügen.

Wie wenig diese Darstellung der Wahrheit über die Volksstimmung entsprach, machte sich sofort im Lande kenntlich, und kein Vertuschungssystem vermochte das zu unterdrücken. Der erste Protest erfolgte a tempo in derselben Parlamentssitzung, in welcher Grey den Eintritt in den Krieg mitteilte, durch den geharnischten Angriff von Ramsay Mac Donald. Mac Donald bezichtigte die Regierung, das Land mit Wissen und Absicht getäuscht zu haben, erklärte den Krieg für eine ausschließlich deutsch-russische Angelegenheit, mit der Frankreich und gar England nichts zu schaffen gehabt hätten, und warnte mit ernstem Nachdruck vor der Gefahr, in die sich England nun freiwillig begeben habe. In No. 18 dieser Sammlung „Manifest der Unabhängigen Arbeiterpartei", welches unter dem Einfluß Mac Donalds zustande kam, wird man eine sehr präzise Verurteilung der Regierung finden; No. 13, „Unser Auswärtiges Amt" von Bertrand Russell, enthält eine Absage an die Regierungspolitik, welche an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt, und No. 17 „Der letzte Sprung des alten Löwen" von Bernard Shaw gibt eine ebenso glänzende wie vernichtende Darstellung der Kriegsursache, welche durch ihr Feuerwerk von geistreichen Einblicken nicht verleiten darf, ihre tiefe Sachlichkeit zu verkennen. Dasselbe ergibt sich aus vielen anderen Zuschriften: England kämpfte so wenig um Belgien wie um Serbien, sondern um das europäische Gleichgewicht, und auch darum ohne Not. Es gab eine achtunggebietende Minorität, welche dies vom Kriegsanfang an begriff und verkündete und sich dementsprechend logischerweise sofort mit der

Frage des Kriegsziels befaßte, „denn wenn die Männer, welche den Krieg gemacht haben, auch den Frieden machen, sind wir schlimmer daran als vorher."

Ein Sammelpunkt für diese Bestrebungen wurde geschaffen von den fünf Männern, deren Unterschriften unter No. 9 stehen. Drei sind Parlamentsmitglieder (Trevelyan, Mac Donald, Ponsonby), Morel ist als politischer Schriftsteller und Norman Angell als Nationalökonom auch in Deutschland bekannt und geachtet. Mac Donald ist der einzige Sozialdemokrat, die anderen sind Linksliberale. Trevelyan war Mitglied der Regierung und legte sein Amt als Protest gegen den Krieg unter schweren finanziellen Opfern nieder, ebenso Morel seine Parlamentskandidatur.

Es erhob sich in der Gesellschaft in den ersten Kriegswochen gegen diese Männer ein Geheul der Entrüstung; man klagte sie des Vaterlandsverrates an; die Regierung, die sie doch zu verhaften nicht wagte, beschuldigte sie, von deutschem Gelde unterhalten zu sein, und so standen sie, scheinbar vereinsamt, von allen angefeindet und sogar von Gleichgesinnten „im Interesse der Sache" gemieden. Trotzdem scheuten sie sich nicht, durch Gründung der Union für demokratische Kontrolle der Bewegung eine feste Organisation und ein festes Programm zu geben. Der Erfolg hat sie gerechtfertigt. Aus fünf waren in vier Wochen fünftausend Mitglieder geworden, darunter viele der angesehensten Menschen in England. Seitdem ist die Union in ständigem Wachstum begriffen, andere Körperschaften haben sich mit ihr verschmolzen und sie ist eine öffentliche Macht geworden, vor der die Tory-Presse mit Besorgnis warnt, die von der übrigen Presse ängstlich verschwiegen wird und mit der die Regierung rechnen muß.

Der als Nummer 9 abgedruckte „Offene Brief" war ihr erster Appell an das Land; er bezeichnet den Übergang zur öffentlichen Propaganda. In diesem Stadium hat die Union die Kritik der Regierung auf andere Zeiten verschoben; auch der nun einmal im

Gang befindliche Krieg wird als unvermeidlicher Faktor akzeptiert; man wendet seine ganze Arbeit der Vorbereitung des Friedens zu und verkündet die vier Punkte, welche man den Friedensverhandlungen zugrunde gelegt sehen will. Die vorsichtige und gewundene Ausdrucksweise wird auffallen: sie war notwendig, um dem Brief die Aufnahme in die Gesamtpresse zu sichern. Aber die vier Programmpunkte heben sich dennoch deutlich aus dem diplomatischen Text hervor:

1. Achtung vor Nationalität.
2. Demokratische Kontrolle der auswärtigen Politik.
3. Europäischer Staatenbund.
4. Drastische Verminderung von Rüstungen.

Und man verlangt in ganz unzweideutigen Worten, daß beim Friedensschluß „hinter den Staatsmännern der Stoß einer klar ausgesprochenen öffentlichen Meinung sich geltend machen" solle.

Seitdem hat die Union mit Drucksachen, Vorträgen und Briefen an die Presse ihre Propaganda mit außerordentlichem Geschick und entsprechendem Erfolg fortgesetzt. Es wäre sehr zu wünschen, daß ein Neutraler auch diese Drucksachen dem deutschen Publikum zuführen würde. In Ermangelung dessen sei eine kurze Zusammenfassung ihres Gedankenganges, von einem, der eine größere Anzahl dieser Publikationen gelesen hat, hier versucht:

Heutzutage seien alle Kulturnationen durch Handel und Finanz sowie durch den internationalen Anteil an Wissenschaft, Kunst und allen anderen Friedensgütern, so eng miteinander verknüpft, daß keine Nation Schaden leiden könne, ohne eine Rückwirkung bei allen anderen Nationen. Diese Interessengemeinschaft der Nationen schließe eine Regelung von Differenzen durch Krieg aus. Der Krieg schade dem Sieger fast ebenso sehr wie dem Besiegten, den Neutralen fast ebenso sehr wie den kriegführenden Nationen. Die Zeitalter, in denen Kriege unvermeidlich, berechtigt, fördernd

waren, seien vorbei. Jetzt sei der Krieg nur noch Mord und Selbstmord für alle Beteiligten und Nichtbeteiligten. Und der bewaffnete Friede sei der Volkswohlfahrt ebenso feindlich wie der Krieg. — Warum führe man also Krieg? Aus Furcht. Der Krieg sei das Kind der Furcht. In allen Nationen lebe die Erbschaft von Angriffsfurcht und Angriffslust. Die Angriffsfurcht überwiege, aber dabei sei auch genügend Angriffslust, um den Nachbarn eine viel stärkere Angriffslust zuzutrauen; aber daß auch der Nachbar von Angriffsfurcht beherrscht sei, habe man meist gründlich übersehen. Diese gegenseitige Furcht würde durch das Wettrüsten und das Prinzip der Bündnisse zur Aufrechterhaltung des Gleichgewichts gepflegt und großgezogen, bis sie so unerträglich geworden sei, daß man sich schließlich freiwillig in das Entsetzen gestürzt habe, in der Hoffnung, dadurch der Furcht ein für allemal zu entrinnen! — So hätte es kommen müssen, daß jede Nation sich selbst für die Angegriffene, die anderen für die Angreifer halte. Und jede Nation habe recht. Und bei den Westmächten wenigstens sei darum dauernde Sicherheit vor Angriff der wesentliche Inhalt des Kriegszieles. — Aber durch Krieg sei dieses Ziel unerreichbar, denn Krieg führe zu Niederlage und Demütigung, und diese müßten naturnotwendig wieder zu Krieg führen. Sieg, gleichviel welcher Seite, würde das Wettrüsten in Permanenz erklären und damit auch die gegenseitige Furcht, die nicht anders als in Krieg übergehen könne. Das einzige Mittel, diese Furcht zu beseitigen und Europa einen Dauerfrieden zu sichern, sei die Errichtung eines europäischen Staatenbundes mit internationalem Parlament und entsprechender Regelung der Rüstungsfrage auf internationaler Basis. Um diesen Ausgang des Krieges und diese Garantie eines Dauerfriedens zu erreichen, müsse die Demokratie ihre Stimme erheben und die einzige Lösung verlangen, welche den wahren Interessen der Völker gerecht würde.

Diese Ansichten und Forderungen werden nicht als Zukunftsmusik, sondern als dringend aktuell, mit geschäftsmäßiger Beweisführung behandelt. Die Union für demokratische Kontrolle rekrutiert sich in der Hauptsache aus Intellektuellen der Ober- und Mittelklasse mit einem starken Einschlag von Parlamentariern. Die sechzig Mann starke radikale Fraktion gehört ihr zum Teil aktiv an, zum Teil ist sie bereit, ihren Standpunkt im Parlament voll zu vertreten. Das Programm ist ein politisches und soll mit politischen Machtmitteln erkämpft werden.

In enger Fühlung mit der Union steht die sozialistische Unabhängige Arbeiterpartei, deren Mitgliedschaft früher 60 000, jetzt wohl zirka 100 000 beträgt, und durch sechs Abgeordnete im Unterhaus vertreten ist. Das Programm ist identisch, die Stellung zur Regierung ebenso. Die kleine Gruppe von 10 000 Mann, welche sich Britische Sozialistische Partei nennt, unter der Führerschaft von Hyndman, hatte in voller politischer Unklarheit die Regierungspolitik gutgeheißen. Auch das hat sich inzwischen geändert und zwei Drittel haben sich von Hyndman's Stellung abgewendet. Die sozialistischen Fabier, welche keine Kampfpartei sind, halten sich noch abseits, vertreten aber dieselben Friedensforderungen. Dazu kommen noch die Quäkers, mit 10 000 Mittelklasse und 100 000 Arbeitern in den Schulen für Erwachsene (Adult Schools); die vielen Zweigvereine des Friedenskonzils und verschiedene andere Vereine. Außerdem gibt es sehr zahlreiche und einflußreiche Kreise (Universitäten, Kirchen etc.), welche noch nicht aktiv vorgehen, aber das Programm der Union, wenn sie zur Abstimmung stünde, unbedingt unterschreiben würden.

Nun stehen wir, wie die vorliegenden Artikel beweisen, vor der sehr überraschenden Tatsache, daß das Programm der Union für demokratische Kontrolle nicht nur von Linksliberalen, Sozialisten, Pazifisten und Quäkers vertreten wird, sondern auch von solchen Liberalen, welche die Politik der Regierung unterstützen und sogar

von der Regierung selbst! Einige Tage, nachdem der Offene Brief der Union in der Presse erschienen war, hielt Asquith eine Rekrutierungsrede in Dublin. Der größte Teil dieser Rede war auf der Höhe der sonstigen Verteidigungsreden des englischen Kabinetts. Gegen Ende (No. 12) sprach er vom Kriegsziel, von der Ausschaltung des Militarismus als bestimmenden Faktor der europäischen Politik und vom europäischen Staatenbund, von dem er, nach dem Bild einer Jagdbeute, sagt, daß er gleich nach dem Frieden in die Schußweite und bald auch in den Bereich der europäischen Staatsmänner kommen würde.

Es wäre vielleicht verfrüht zu fragen, wie sich Asquith das gedacht hat: wahrscheinlich haben seine Ansichten über die Durchführbarkeit im Laufe der Kriegsmonate Wandlungen erlitten. Wichtig aber bleibt es, daß er es für nötig gefunden hat, es zu sagen. Es war ein Appell an das Volk um Verständnis und Unterstützung für die Regierung. Und dabei hält Asquith dem Volk ein Kriegsziel hin, von dem er annehmen muß, daß es Beifall finden wird.

Und vielleicht noch wichtiger ist der Artikel aus „The Nation", denn dieses Blatt vertritt die Anschauungen eines großen Teils der gemäßigt-liberalen Intellektuellen. Und doch wird man in der ganzen Sammlung keine leidenschaftlichere Aufforderung finden, jetzt schon „sein bestes und klarstes Denken in Tätigkeit zu setzen", um sich und seinen Nachbarn auf den Friedensschluß vorzubereiten, dem Ziel (Staatenbund und Abrüstung) trotz aller überwältigenden Hindernisse, „unentwegt entgegenzustreben und niemals die Schwierigkeiten als unüberwindlich gelten zu lassen".

Sucht man nach dem Grund für diese Übereinstimmung zwischen politisch so weit auseinandergehenden Richtungen, so wird man ihn in der Kriegsursache finden. Die Kriegsursache war Furcht, Furcht vor der Blockade. Seit Cromwell hat man sich vor der Blockade mit der Bündnispolitik geschützt, und die

Furcht vor ihr hat jetzt noch bei der immer noch insular empfindenden herrschenden Klasse so stark gewirkt wie ehedem. Nicht Handel, wie man hier irrtümlicherweise glaubt, sondern nationale Existenz war die Losung. Man hat Deutschland gefürchtet, man glaubte an Deutschlands Machtgier, und man bereitete den Krieg gegen Deutschland vor — aus Furcht. Man fragt, wie war das möglich? Aber mit der Frage schafft man die Tatsache nicht aus der Welt. Wer mit englischen Verhältnissen vertraut ist, weiß, daß diese Furcht kein Vorwand, sondern eine entsetzliche Wahrheit war.

Daraus erklärt sich die einmütige Sehnsucht des ganzen Volkes, vom Sozialisten bis zum Premierminister, nach dem Dauerfrieden. Man will sich nicht mehr fürchten müssen, die Kinder sollen sich in der nächsten Generation nicht mehr fürchten müssen. Man will keinen neuen Krieg. Einerlei ob man die Ursachen dieses Krieges durchschaut, wie die Minderheit, oder ob man sich für die Angegriffenen hält, wie die Mehrheit, in dem einen Punkt ist das Verlangen gleich: man will einen Frieden, der Bestand hat. Und da man im bisherigen System nur das Saatbeet neuer Kriege erblickt, will man das Abrüsten und den Staatenbund. Unter Abrüsten versteht man ein Bundesheer und eine Bundesflotte, welche unter internationalem Kommando für Europa zu Haus und in der Welt Polizeidienste tut.

Das ist Englands Kriegsziel, wie es uns in den folgenden Artikeln entgegentritt, und wie es auch in der letzten Grey'schen Rede aus viel hilflosem Gestammel und diplomatischem Verdrehen fast mitleiderregend herauszulesen war: Man wolle sich nicht von einer Militärmacht dauernd bedroht fühlen.

Man könnte mit demselben Recht sagen, das sei auch das deutsche Kriegsziel. Was hat Deutschland je anders gewollt, was will es jetzt, als Sicherheit vor Angriff, ohne sich durch die Militärmacht seiner Nachbarn „dauernd bedroht zu fühlen"? Sollte es etwa

den Friedensverhandlungen vorbehalten sein, zum allgemeinen Staunen zu offenbaren, daß das englische und das deutsche Kriegsziel dasselbe Gesicht tragen und im gegenseitigen Verständnis sich realisieren lassen?

Wie dem auch sei, werden die folgenden Artikel ihren Eindruck auf den deutschen Leser nicht verfehlen, weil die Sachlichkeit und Menschlichkeit, welche sie auszeichnen, an dieselben Eigenschaften bei ihm appellieren. Da nichts unterdrückt oder gemildert ist, wird man erkennen, wie gerecht, von einzelnen unvermeidlichen Mißverständnissen abgesehen, diese „Feinde" über uns zu denken vermögen. Und wir werden mit ihnen die hohe politische Weisheit eines Friedens empfinden, „welcher gegen alle Nationen so gerecht ist, daß er Aussicht hat, nicht allein ein Dauerfriede zu sein, sondern auch den Staatenbund Europas in Gefolgschaft zu haben".

Die Artikel sind in chronologischer Reihenfolge gegeben mit genauer Angabe des Datums, sofern dies an den oft durch Zerreißung mit Absicht unansehnlich gemachten Zeitungsblättern zu ersehen war. In diesen Fällen ist das Datum annähernd durch andere Mittel bestimmt.

ERLÄUTERUNGEN

Nr. 1. Der Verfasser dieses und zwei weiterer Artikel (Nr. 5 und 6) gehört der Universität Cambridge als Mitglied und Lecturer an und ist ein bekannter Schriftsteller auf sozial-politischem Gebiet. Der Grundgedanke dieses Artikels, die Erleuchtung, welche uns vom Krieg erretten muß, ist bei sehr vielen Engländern zurzeit anzutreffen. Lowes Dickinson nennt ihn „Erleuchtung", Bertrand Russell „den Wunsch nach Friedfertigkeit" oder „eine Umbildung in den Gedanken und den Gefühlen der Alltagsmenschen"; Norman Angell verlangt „eine Sinnesänderung", unpolitische Leute „ein neues Herz". Sie meinen alle dasselbe,

nämlich die Erkenntnis, daß man mit Haß nichts Bindendes und mit Gewalt nichts Dauerhaftes erreichen kann, daß man die Wohlfahrt der Völker nicht durch Mißtrauen und Streit, sondern durch Vertrauen und Zusammenarbeiten fördert; daß die Interessengemeinschaft der Nationen eine Tatsache und „die Macht, der die Nationen geopfert werden, ein Götzenbild ist". Mit anderen Worten, die Völker werden nur so lange Krieg mit einander führen, als sie Krieg zu führen wünschen. Die Menschen tun, was sie tun wollen, und sie sind jetzt in den Krieg verwickelt, weil sie noch nicht mit sich selber darüber im reinen sind, daß sie den Krieg nicht wollen; finden sie „Erleuchtung", so wird der Krieg aufhören und nie wieder beginnen. „Was wir brauchen, ist ein neues Herz."

Nr. 2. Die Wochenschrift „The Labour Leader" ist das Organ der Unabhängigen Arbeiterpartei und erscheint in Manchester. Sie wird von Fenner Brockwy vortrefflich redigiert und hat seit Kriegsanfang sehr viele Artikel von namhaften Personen gebracht, welche von den großen liberalen Tagesblättern abgelehnt worden waren. Ihre Haltung ist durchweg gleich geblieben: Ablehnung des Kriegs und der Rekrutierung, Verurteilung der Regierung und unablässige Propaganda für die Prinzipien, welche in den beiden Artikeln: „Und nach dem Krieg?" I und II (Nr. 2 und 11), sowie in den beiden redaktionellen Artikeln (Nr. 4 und 7), im Manifest (Nr. 18) und im Programm (Nr. 19) vertreten sind.

Nr. 3. The Honorable Bertrand Russell ist der Enkel von Lord John Russell; er entspringt einer Familie von Staatsmännern, ist Mathematiker von Weltruf und Mitglied und Lecturer in Cambridge; seit dem Krieg arbeitet er unablässig am Friedenswerk als Mitglied der Union für demokratische Kontrolle. Seine Artikel Nr. 3, 10 und 13) bedürfen keiner Erläuterung. In einem wohltuend ruhigen und durchsichtigen Stil, von trockenem Humor gehoben, zieht er leidenschaftlich gegen den Krieg zu Feld, als „das größte Verbrechen und die größte Torheit, die sich sonst zu-

rechnungsfähige Menschen noch zuschulden kommen lassen". Mit äußerster Zurückhaltung zeigt er den Weg zur Rettung. Er ist sich klar, daß sie in erster Linie und bestimmend nicht von den Regierungen, sondern von den Völkern ausgehen muß: „Alles läßt sich nach dem jetzigen Krieg erreichen, wenn die Demokratie darauf besteht".

Nr. 1. „The Nation" 8. August 1914.

DER HEILIGE KRIEG

Während der nächsten paar Monate oder vielleicht Jahre, werden einige fünfzehn Millionen Männer in Europa, die körperlich kräftigsten, und von Rechts wegen die Väter der nächsten Generation werden sollten, damit beschäftigt sein, sich gegenseitig umzubringen, die übrige Bevölkerung auszuhungern, die Herstellung von nützlichen und nötigen Dingen zu verhindern, die Produktionsmittel zu zerstören und alles niederzureißen, was während eines Vierteljahrhunderts europäischen Friedens mühsam aufgebaut worden ist. Nicht einer der Männer, welche mit diesem Zerstörungswerk betraut sind, wünscht, es zu verrichten; nicht einer weiß, wie er dazu kam, es verrichten zu müssen; nicht einer weiß, zu welchem Zweck er es verrichtet. Die Nichtkämpfenden sind in derselben Lage. Sie haben den Krieg nicht vorausgesehen, sie haben ihn nicht gewünscht, sie haben ihn nicht bestimmt. Sie sind nicht gefragt worden. Kein Mensch in Europa wünscht an solchem Werk teilzunehmen. Wir sind geistig gesunde Leute. Aber unsere Taten sind Wahnsinn. Warum? Weil wir alle in den Händen einiger zwanzig Menschen sind, die man Regierungen nennt. Zwanzig

Menschen unter den Hunderten von Millionen Europäern. Diese Männer haben für uns entschieden, über unsere Köpfe weg. Keine Nation hat die Möglichkeit gehabt, nein zu sagen. Die russischen Bauern marschieren, weil der Zar und die Priester es sagen. Das versteht sich von selbst. Aber ebenso marschieren die deutschen Sozialisten und ebenso die französischen Sozialisten. Diese Männer wissen, was Krieg bedeutet. Sie wissen, was die Folgen sein werden. Sie hassen den Krieg. Aber sie marschieren doch. Geschäftsleute, die auch wissen, auch hassen, sehen dem Abmarsch zu. Arbeiter sehen dem Abmarsch zu und warten auf den Hunger. Alle sind machtlos. Der Würfel ist für sie geworfen worden. Die gekrönten Spieler warfen ihn und der Wurf war Tod.

Wofür wird denn gespielt? Jeder sagt, er spiele um die Sicherheit. Jeder sagt, der andere spiele um die Macht. Wir Engländer glauben, daß wir einem Angriff widerstehen. Wir dürfen sicher sein, daß die Deutschen das von uns nicht glauben. Wir glauben, daß sie die Angreifer sind. Wir dürfen sicher sein, daß sie das von sich selbst nicht glauben. Hinter der Handlung aller dieser Regierungen ist eine Theorie — die Theorie des Gleichgewichts der Mächte. Hinter der Theorie sind Leidenschaften — die Leidenschaften von Furcht und Begehrlichkeit. Hinter den Leidenschaften ist die ganze lange und tragische Geschichte der Menschheit. In all dem sind Alltagsmenschen die Werkzeuge. Die Herrscher spielen auf ihnen wie auf Pfeifen. Und nicht die Herrscher allein, jeder Journalist, der Mißtrauen und Haß zwischen den Nationen ausgesät hat, jeder Geschichtsschreiber, der die Geschichte zur Verherrlichung oder zur Entschuldigung des Krieges gebraucht hat, jeder Mensch, der die Leidenschaft auf Kosten der Vernunft gepriesen hat, ist Mitschuldiger an diesem Verbrechen. In dieser Weise ist der Krieg entstanden. Was kann der Krieg vollbringen? Er ist kein Mittel gegen die Krankheit, die er heilen soll, er schafft lediglich neue Bedingungen für einen neuen Krieg. Die Katastrophe,

in die wir jetzt gestürzt sind, muß unberechenbare Übel zur Folge haben. Sie kann nichts Gutes bringen, es sei denn, daß sie Erleuchtung bringt. Unter Erleuchtung verstehe ich das Begreifen durch die Völker und die Regierungen einer anderen Vorstellung von Politik, als die, welche jetzt herrscht. Die neue Vorstellung ist da, in Geist und Herz von allen Menschen, welche richtig denken und richtig fühlen. Sie war nicht fähig, Begebenheiten zu lenken, teils weil die Regierungen nicht vom Volk gelenkt werden, teils weil die Menschen das Zusammenwirken noch nicht gelernt haben. Aber alle Menschen, welche nicht durch Theorien geblendet sind, wissen, daß die Macht, der die Regierungen die Nationen opfern, ein Götzendienst ist. Nirgends in realen Dingen gehen die Interessen der Nationen auseinander. Was in den Krieg treibt, sind abstrakte Vorstellungen, und was den Vorstellungen Leben gibt, ist der Glaube daran. Solche Vorstellungen sind Macht, Prestige, Ehre, in dem Sinn, in dem Nationen das Wort gebrauchen. Das sind Gespenster eines sterbenden Zeitalters, aber Gespenster, die noch spuken. Wirklich dagegen ist die Arbeit, der Verstand, das Mitgefühl, und ihre Früchte gehören allen Menschen gemeinsam. Aber das leidenschaftliche Leben fängt erst an, sich in diese Wirklichkeiten zu ergießen; in die alten Kanäle, sobald sie aufgetan werden, fließt es mit verderbenbringender Gewalt. Es braucht nur Krieg erklärt zu werden, und jeder Einzelne im Land ist bereit, Besitz und Leben hinzugeben. Darum gibt es edle Menschen, denen der Krieg eine edle Sache scheint. Aber was ihn dazu macht, ist die Leidenschaft, die zu seinem Dienst irregeführt wird. Wir brauchen jene Leidenschaft für die Wirklichkeiten, für Gutes statt Böses, für Wahrheit statt Lügen, für Liebe statt Haß. Die Freuhde der Vernunft arbeiten beständig daran, sie in diese Kanäle zu leiten. Im Augenblick wird ihre Stimme nicht gehört. Aber während dieser Krieg seinen entsetzlichen Weg weitergeht, während seine verderblichen und voraus-

gesehenen Folgen sich abwickeln, wenn die Tatsachen unserer Handlungen anfangen, durch die Sinne zum Geist durchzudringen, und das furchtbare Erwachen dem betäubenden Schlag nachkommt, dann wird es an der Zeit sein, für die Freunde der Vernunft, die Lektion heimzutreiben, erst und am nachdrücklichsten ins eigene Herz und Hirn, dann, wenn ihnen die Kraft verliehen wird, in das Gewissen der Menschen. Das ist unser Krieg — sofern wir an Vernunft glauben — unser ewiger und heiliger Krieg. Vergessen wir das nicht in dieser dunklen Stunde unserer Niederlage.

G. LOWES DICKINSON.

No. 2. „The Labour Leader" 10. September 1914.

UND NACH DEM KRIEG?

I. MILITARISTEN ALLER LÄNDER MÜSSEN ÜBERWUNDEN WERDEN

Von A. Fenner Brockwy, Redakteur des „Labour Leader"

Ich gehöre nicht zu denen, welche glauben, daß dieser Krieg gegen den Krieg geführt wird, und welche darin eine militaristische Erhebung gegen den Militarismus, einen geistigen Kampf für die Zivilisation erblicken. Ich halte ihn für einen Krieg aus Eifersucht und Furcht, für die unvermeidliche Folge der Teufeleien von intriguierenden Diplomaten und Kriegslieferanten, sowohl in Deutschland als in England. Wenn die politischen, sozialen und industriellen Machthaber, welche für den Anfang des Krieges verantwortlich waren, auch bei seinem Schluß den Ausschlag geben dürfen, wird der Krieg nicht der letzte aller Kriege, sondern der erste vieler Kriege, nicht das Ende, sondern der Triumph des Militarismus, nicht die Wiederauferstehung, sondern der Schiffbruch der

Zivilisation sein. Es ist unsere Aufgabe, uns jetzt darauf vorzubereiten, die Militaristen, die Kriegslieferanten und die Diplomaten aus Amt und Macht zu entfernen. Nur so kann die tragische Geschichte, welche jetzt in Blut und Tränen geschrieben wird, zum letzten Kapitel in der Geschichte des Krieges werden.

Unsere Aufgabe ist nicht hoffnungslos. Die Aufgabe, die uns bevorsteht, ist nicht so hoffnungslos, wie sie scheinen könnte. Es ist wahr, die Völker Deutschlands, Rußlands, Österreichs, Frankreichs, Belgiens und Großbritanniens führen Krieg gegeneinander mit einer inneren Einmütigkeit, welche vor sieben Wochen nicht einmal der verhärtetste Zyniker für möglich gehalten hätte. Aber jene Einmütigkeit ist nur erreicht worden durch die vereinigte Versicherung der Führer des politischen, gelehrten, religiösen und literarischen Lebens jeder Nation, daß der Kampf nirgends den Völkern, sondern deren Herrschern gelte; und diese modernen Nachkömmlinge der Kreuzfahrer behaupten, daß die vollständige Vernichtung dieser feindlichen Herrscher notwendig ist, ehe „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen" wieder zur Wirklichkeit werden und kleine Nationen sicher vor den Angriffen ihrer arroganten Nachbarn leben können. Um volkstümliche Unterstützung und Begeisterung zu erwecken, werden die Vertreter des Militarismus geradezu gezwungen, die Grundsätze und die Ideale des Friedens zu verwenden!

Hier in England sind die liberale Partei, die Unionistenpartei, die nationalistische Partei und die Arbeiterpartei (mit Ausnahme der Unabhängigen Arbeiterpartei) alle vereinigt in dem Versuch, das Volk zu überzeugen, daß wir einen heiligen Krieg führen, um Europa von der Drohung eines militaristischen Kaisertums zu befreien. Professoren, und besonders Theologen, sind eifrig damit beschäftigt, aus Nietzsche und anderen deutschen Philosophen zu beweisen, daß der Glaubenssatz: Macht ist Recht, dem teutonischen

Volk angeboren sei: anglikanische Priester und Nonconformists widmen alle Kräfte auf der Kanzel und in der Presse der Rechtfertigung der vom Premierminister aufgestellten Behauptung: England sei in einen großen geistigen Kampf eingetreten; und Literaten fast ohne Ausnahme tummeln sich in wildem Wettstreit, wer die Gerechtigkeit der englischen Sache mit den extravagantesten Ansprüchen beweisen könne.*)

Während fast jede Zeitung im Land den Staatsmännern, Gelehrten, Predigern und Schriftstellern recht gibt, kann man sich darüber wundern, daß das Volk irregeführt wird?

Aber die Tatsache, daß die Macht der öffentlichen Meinung ihren Appell an das Volk auf diese Gründe stützen mußte, ist vielbedeutend. Das Publikum wird gelehrt, am Ende des Krieges einen Dauerfrieden, die Beseitigung des Militarismus, die Herstellung einer höheren Zivilisation zu erwarten. Hierin liegt unsere Gelegenheit. Wir müssen die Erwartungen, welche die Parteigänger der Militaristen erweckt haben, dazu benützen, um die Militaristen zu überwinden.

Die Deutschen glauben an einen heiligen Krieg. Jenseits der Nordsee wird die deutsche Sache von den Führern des politischen, gelehrten, religiösen und literarischen Volkslebens mit derselben Einmütigkeit und fast identischen Worten gerechtfertigt. Auch sie behaupten, einen Krieg gegen den Krieg zu führen. (Sie schauen hoffnungsvoll einer Föderation der Weststaaten Europas entgegen.) Auch sie erheben Anspruch darauf, die Rechte kleinerer Nationen zu verteidigen. (Sie schauen hoffnungsvoll der Befreiung Finnlands, Polens und Persiens von der Tyrannei des Zaren entgegen.) Auch sie behaupten, in einem geistigen Kampf zugunsten der Zivilisation zu stehen. (Sie schauen hoffnungsvoll der

*) Bis jetzt ist Robert Bridges, poeta laureatus, Sieger geblieben: „Dies ist offenbar ein Krieg zwischen Christus und dem Teufel", sagte er.

Niederwerfung der russischen Barbarei entgegen.) In Deutschland, wie hier, wird das Ergreifen des Schwertes als ein Appell an die Grundsätze des Friedens verteidigt.

Um dieses zu illustrieren, zitieren wir aus dem „Vorwärts", dem Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei. Unter allen deutschen Zeitungen dürfen wir hier am wenigsten eine übertriebene Auffassung von der Gerechtigkeit der deutschen Sache erwarten. „Als der Krieg ausbrach, hieß die Losung: Kampf gegen den Zarismus. Diese Losung war es, die den Krieg auch als solchen unvermeidlich erscheinen ließ, die Gegner des Krieges sind. . . . . Die Besiegung der Bundesgenossen Rußlands ist notwendig, weil sie Bundesgenossen des Zarismus sind. Aber sie ist nur soweit notwendig, um sie zu verhindern, die Niederwerfung des Zarismus aufzuhalten. Wie Bismarck 1866 dem besiegten Österreich die goldene Brücke baute, auf der es den Weg zur Bundesgenossenschaft betreten konnte, so muß auch jetzt der Weg zur Verständigung zwischen den großen Kulturnationen offen bleiben. Wir müssen deshalb eine Politik ins Auge fassen, die nicht durch Eroberungen und Störungen der Einheit und Unabhängigkeit anderer Nationen die verhängnisvolle Feindschaft mit den Westmächten verewigt, und dadurch Rußlands Stellung selbst nach seiner Niederlage wieder zur furchtbaren und unerträglichen des Schiedsrichters Europas machen würde. . . . .

Nein, nicht auf Eroberung und Aufrichtung einer neuen Weltherrschaft an Stelle der englischen und zaristischen, sondern auf die Befreiung der Nationen soll dieser Krieg gerichtet sein. Befreiung vom Moskowitertum, Freiheit und Unabhängigkeit für Polen und Finnland, freie Entwicklung für das große russische Volk selbst, Lösung des unnatürlichen Bündnisses zweier Kulturnationen

von der zaristischen Barbarei, das war das Ziel, das das deutsche Volk begeistert und opferbereit gemacht hat."

Also soll das Volk, sowohl in Deutschland als in Britannien glauben, daß der Krieg zum Triumph der Zivilisation über die Barbarei führen wird, zum Festlegen der Rechte kleinerer Nationen, zur Gründung eines Staatenbundes, in dem mindestens Deutschland, Frankreich und Britannien vertreten sind. Wir für unseren Teil sagen ganz offen, wir glauben nicht, daß der Krieg von der einen oder von der andern Seite mit diesen edlen Absichten geführt wird; wir glauben auch nicht, daß eine höhere und allgemeine Weltordnung durch Krieg herbeigeführt werden kann. Durch Krieg wird das Beste in der menschlichen Natur und das Beste auf dem Gebiet menschlicher Errungenschaften zerstört. Aber das Entsetzen vor dem Militarismus, welches durch den Krieg unausbleiblich entstehen muß, bei den Völkern, welche blind und zögernd in den Krieg gezogen wurden, — daraus mag das Verlangen wachsen nach der wahren Zivilisation eines europäischen Staatenbundes, und — wir wiederholen es — es sind die Vertreter des Militarismus, welche das Volk mit diesen Ideen vertraut machen. Die vordringlichste Pflicht von Sozialisten besteht zurzeit darin, alle Kräfte zu konzentrieren auf die Verwirklichung der Hoffnungen, welche wachgerufen worden sind.

Ein bevorstehender Militärfeldzug. Wir zweifeln nicht daran, daß die Militaristen ihre eigenen Vertreter verleugnen werden, sobald sie es wagen. Ob nun Britannien oder Deutschland als Sieger hervorgeht, werden sie Veranlassung finden, ein größeres Rüstungsbudget als je zu verlangen und den Geist von Mißtrauen und Feindseligkeit zu verewigen. Ist Britannien der Sieger, so werden sie sagen, die britische Übermacht muß aufrecht erhalten werden. Ist Britannien besiegt, so werden sie sagen, daß die Niederlage Britanniens gerächt werden muß. In beiden Fällen werden sie eine

ungeheure Stärkung der Flotte und eine ungeheure Vergrößerung des Heeres für notwendig erklären.

In Deutschland, Österreich, Rußland und Frankreich, gleichviel welches Land Sieger ist, werden die Militaristen dieselben Argumente vorbringen. Die nackte Wahrheit ist dies: — Wenn die Militaristen freie Hand haben, ob uns nun Sieg oder Niederlage zufällt, wird der militärische Despotismus von Potsdam statt ausgerottet zu werden, über ganz Europa sich verbreiten.

Das ist die Gefahr, vor der wir stehen. Wenn wir sie zurückdrängen wollen, muß die öffentliche Meinung in diesem Land und in jedem der Länder, welches in diesen blutigen Konflikt verwickelt ist, jetzt, während des Krieges, so erzogen werden, daß dem Krieg ein definitives Ende bereitet wird (nicht durch, sondern gegen diejenigen, welche Britannien in den Krieg geschickt haben), daß der Militarismus überwunden wird (nicht durch, sondern gegen die britischen Militaristen), und daß die Zivilisation auf eine sichere und dauernde Grundlage gestellt werde (nicht durch, sondern gegen britische Premiers und auswärtige Sekretärs). Das ist die große und gebieterische Pflicht, welche vor uns steht, die Unabhängige Arbeiterpartei möge sie mit heiliger Begeisterung erkennen. Im Verlauf des Krieges wird die Trennungslinie zwischen denen, die an Militarismus und Autokratie glauben, und denen die an Frieden und Demokratie glauben, klarer und klarer werden, und wenn die Zeit zu Friedensverhandlungen kommt, wird, wie wir hoffen, die Kluft zwischen diesen Menschen sich tiefer erweisen als die Kluft zwischen den beiderseitigen Völkern. Unsere unmittelbare Aufgabe besteht darin, die antimilitaristischen Kräfte Britanniens zu organisieren. Dann, sobald die Gelegenheit gegeben ist, müssen wir in Fühlung treten mit den antimilitaristischen Kräften des Kontinents, um den Feldzug vereint weiterzuführen. Nur so kann dieser Weltbrand zum letzten Krieg werden, zum Todeskampf des Militarismus, zu den Geburtswehen einer wahren Zivilisation.

Nr. 3. „The Labour Leader" 10. September 1914.

WIRD DIESER KRIEG DEN KRIEG BEENDEN? NUR WENN DIE DEMOKRATIE EUROPAS ERWACHT

Von dem Hon. Bertrand Russell

Der Artikel von H. G. Wells in der „Nation" vom 15. August verdient vielleicht die Dankbarkeit liberal gesinnter Leser, wenn auch nur deshalb, weil er dazu dient, die Hoffnung wachzuerhalten. Es ist ja möglich, daß Mr. Wells recht hat, wenn er in diesem Krieg die Gelegenheit des Liberalismus und das Ende des Militarismus erblickt. Aber der Krieg wird nur dann das Ende des Militarismus sein, wenn er das Entsetzen und die Verruchtheit von Krieg so brennend empfinden läßt, daß die siegreichen Nationen bereit werden, auf einen Teil der Siegesfrüchte zu verzichten und durch Veränderung ihrer Methoden in Diplomatie, Journalistik und Rüstungen der Herrschaft von Überhebung, Habgier und Furcht, welche diese Katastrophe zeitigte, ein Ende zu machen. Mr. Wells scheint zu glauben, daß am Schluß des Krieges Männer, welche so denken wie er, am Ruder sein werden. Aber haben wir irgendwelchen Grund, dies anzunehmen? Teilt der Zar die Hoffnungen von Mr. Wells? Und selbst wenn der Zar durch eine Revolution beseitigt wäre, teilt sie der russische Bauer? Wünscht er nicht vielmehr den Triumph der orthodoxen Kirche und der slavischen Rasse? Und wird dieser Triumph durch den gegenwärtigen Krieg erreicht, wird er das Resultat anders auffassen wie als Grundlage für andere und größere Triumphe in der Zukunft? Und in dem Fall, wird nicht der Krieg in England die allgemeine Wehrpflicht zur Folge haben, zur Verteidigung der Nordwestgrenze Indiens? Und wenn Deutschland besiegt würde, warum soll der deutsche Militarismus aufhören? Warum sollte Deutschland nicht warten

wie Frankreich nach 1870, auf die Gelegenheit zur Rache, in einem späteren, noch ungeheureren Krieg? Prophezeiung gegen Prophezeiung, scheint dieser Ausgang ebenso wahrscheinlich zu sein wie der, den Mr. Wells voraussieht.

Wenn irgend etwas von Mr. Wells Hoffnungen in Erfüllung gehen soll, sind zwei Dinge notwendig: Weisheit, welche verbietet, den Krieg so weit zu treiben, wie der Krieg von 1870 getrieben wurde, bis zur unerträglichen Demütigung des Besiegten: und nach dem Krieg echte volkstümliche Kontrolle, durch Männer mit ganz anderen Traditionen als jene der Kanzleien; der internationalen Beziehungen derjenigen Länder, welche parlamentarische Regierungen besitzen.

Ich glaube, es besteht keine Wahrscheinlichkeit, das eine oder das andere zu erreichen, außer durch eine überwältigende Volkserhebung in Deutschland, Frankreich und England, welche herbeigeführt wird nicht durch Vernunft oder Menschlichkeit noch irgend eine der vorübergehend erloschenen Ideale des Liberalismus, sondern durch Hunger, die einzige Friedensgewalt, welche stark genug ist, mit den Kriegsgewalten zu konkurrieren.

Nehmen wir an — denn dies scheint die Hypothese von Mr. Wells zu sein — daß eine Hungersnot in Deutschland eine Revolution gegen die Regierung des Kaisers hervorruft. Würde der Zar oder selbst Lord Kitchener dies als einen Grund ansehen, den Deutschen mildere Bedingungen anzubieten? Würden sie nicht vielmehr in der entsprechenden militärischen Entkräftung eine Gelegenheit erblicken, eine noch bittere Unterwerfung zu verlangen? Die Art und Weise, in welcher die Mächte Anfänge einer liberalen Revolution in der Türkei, Persien und China behandelten, bietet wenig Grund zu solchem Optimismus. Wenn eine derartige Bewegung in Deutschland nicht von einer ähnlichen Bewegung in England und Frankreich begleitet wird, dürfte sie, fürchte ich, nur sehr geringe Aussicht auf Erfolg haben.

Mr. Wells schreibt mit glatter Feder (Daily News, 19. August) von „dem Krieg, der den Krieg beenden wird", und sagt uns, er sei „begeistert für diesen Krieg gegen preußischen Militarismus". Ich kann seine Begeisterung nicht teilen. Krieg wird nicht durch einen Krieg beendet, noch durch Begeisterung „gegen" andere. Krieg wird nur aufhören, wenn wir uns seine Greuel so vergegenwärtigen, und unseren Verstand so schützen vor der Leichtgläubigkeit und Besessenheit des Kriegsfiebers, daß wir vorziehen, uns des Kampfes zu enthalten, selbst wenn wir glauben, eine gerechte Ursache zu haben. Wir glauben jetzt beinahe einmütig, daß wir eine gerechte Ursache haben, aber jede andere Nation glaubt dasselbe, — nicht nur Frankreich, sondern Rußland, Deutschland*), Österreich und Japan. Die Männer jeder dieser Nationen glauben, daß sie zu den Waffen gegriffen haben, um das Recht zu verteidigen und sich einer feindlichen Invasion zu widersetzen. Sie können nicht alle ganz im Recht sein; es ist aber auch sehr unwahrscheinlich, daß irgendeine von ihnen ganz im Unrecht ist. In jeder ist Angriffslust und Angriffsfurcht zugleich vorhanden. Die Angriffslust ist oft verschwiegen und uneingestanden, aber sie genügt, um jede Nation an der Möglichkeit eines Angriffs durch eine andere, ihr gleich geartete Nation glauben zu lassen. Der einzige Weg zum gesicherten Frieden führt durch eine Umbildung in den Gedanken und Gefühlen der Alltagsmenschen, eine Scheu, andere zu demütigen, um selbst dabei zu profitieren, einen überlegteren und gleichmäßigeren Mut, welcher sich gegen mögliche Gefahren

*) „Wir ziehen mit reinem Gewissen in den Krieg. Man hat es mir vorgeworfen, den ethischen Faktor in der Politik zu sehr in den Vordergrund gestellt zu haben. Aber wenn Sie die Haltung unseres Volkes beobachten, werden Sie sehen, daß unsere Sozialdemokraten, welche in der inneren Politik mir jedes mögliche Hindernis in den Weg gelegt haben, uns jetzt wie ein Mann unterstützen. Eine tief empfundene moralische Macht treibt sie alle vorwärts." Das sind nicht die Worte von Sir Edward Grey, sondern vom deutschen Reichskanzler. (Times, August 12.)

ohne feindliche Empfindungen vorsieht, und ohne die besinnungslose Angst, welche Männer treibt, sich gerade in die Katastrophe zu stürzen, vor der sie sich geängstigt haben.

Kein Krieg ist gerecht, außer ein Krieg gegen eine tatsächliche Invasion. Wenn unser Anteil an diesem Krieg sich auf das Zurückdrängen der Deutschen aus Belgien und Frankreich beschränkte, so ließe er sich als Widerstand gegen Angriff rechtfertigen; aber Deutschland wird selbst angegriffen, unter einem späteren Stadium ist es nicht unwahrscheinlich, daß wir uns an diesem Angriff beteiligen werden. Was auch der Ursprung des Krieges gewesen sein mag, haben wir allen Grund zu fürchten, daß unsere Regierung daraus einen Eroberungskrieg machen möchte, indem wir die deutschen Kolonien ergreifen und Rußland dazu verhelfen, barbarische Rache an den Bevölkerungen von Preußen und Österreich zu üben. Die brutale Demütigung einer großen und zivilisierten Nation ist nicht der Weg zum gesicherten Frieden; sie ist der Weg, auf dem der alte, böse Haß, der brütende Durst nach Rache, welche auf dem Boden von Preußens rücksichtslosem Triumph im Jahre 1870 gewachsen waren, verewigt werden. Aus der Furcht, welche jener Triumph in Frankreich großzog, wurde das französisch-russische Bündnis, dessen prophetische Verurteilung durch Tolstoi ausgesprochen wurde, als er schrieb:

„Da dieses Bündnis keinen Zweck haben kann als Krieg oder Kriegsbedrohung gegen andere Nationen, kann es nicht anders als schädlich sein. Was die Bedeutung des Bündnisses anbelangt, für die beiden verbündeten Nationen, ist es klar, daß es wie in der Vergangenheit so auch in der Zukunft für beide Teile ein positives Übel sein wird. Die französische Regierung, die Presse und alle Teile der französischen Gesellschaft, welche dieses Bündnis loben, haben schon Konzessionen und Zugeständnisse gemacht und werden mehr und mehr gezwungen sein, sie zu machen gegen die Traditionen eines freien und humanen Volkes, um ihre scheinbare oder wirk-

liche Zustimmung zu kennzeichnen mit den Absichten und Gefühlen einer Regierung, welche despotischer, reaktionärer und grausamer ist als jede andere in ganz Europa. Das hat in Frankreich bereits viel geschadet und wird noch viel mehr schaden, während in Rußland der Einfluß dieses Bündnisses noch in weit höherem Grade Unheil bewirkt hat und, wenn es bestehen bleibt, bewirken wird. Es hat Zeiten gegeben, in denen Rußland sich vor Europa schämen konnte und mit der europäischen öffentlichen Meinung rechnete, aber seit diesem schlimmen Bündnis ist ihm das gleichgültig geworden; im Bewußtsein der Unterstützung, welche diese sonderbare Freundschaft gewährt mit derjenigen Nation, welche als die zivilisierteste der Welt gilt, wird es täglich reaktionärer, despotischer und grausamer. Auf diese Weise muß dieses wilde und unglückselige Bündnis, nach meinem Dafürhalten nur eine äußerst ungünstige Einwirkung auf die Wohlfahrt der beiden Nationen haben und nicht weniger auf die allgemeine Zivilisation."

Diese Worte eines human empfindenden Russen sind voll und ganz anwendbar auf unseren Anteil an dem „wilden und unglückseligen Bündnis" der Westmächte mit dem orientalischen Despotismus. In Gesellschaft mit den Kosaken haben wir uns in einen Krieg eingelassen, welchen wir zu einem Eroberungskrieg gestalten wollen gegen eine Nation, welche — was auch ihre herrschende Klasse für Fehler begangen haben mag — so viel als irgend eine Nation der Welt zum Dauerbesitz des Menschengeschlechtes beigetragen hat. Ohne uns abhalten zu lassen durch die unheilvolle Wirkung von Deutschlands Rücksichtslosigkeit im Jahre 1870, schicken wir uns an, fürchte ich, diese Rücksichtslosigkeit in einem noch ungeheureren Maßstab, wenn wir können, zu wiederholen, von neuem die Saat von Demütigung und Bitterkeit auszusäen, deren Frucht ist Krieg und Tod und Verwüstung. Nur eine Hoffnung bleibt für einen besseren Zustand nach dem Krieg: die ist, daß wir, so-

fern sich unsere Seite als die stärkere erweist, Halt machen, ehe wir den letzten Groschen verlangen; eine Invasion mit ihren Greueln möglichst vermeiden, und, sobald sich die Wage zu unseren Gunsten neigt, Friedensbedingungen anbieten, die eine große Nation ohne Beschämung annehmen kann. Es ist, fürchte ich, nur eine geringe Hoffnung,* und sie wird unmöglich, wenn wir uns erlauben, Haß gegen die Deutschen zu empfinden oder den wütenden Entschluß nähren, ihren Stolz in den Staub zu treten. Aus Rache wächst nur eine neue Rache in einer immer länger werdenden Kette von Elend und Entsetzen. Nur Großmut und Erbarmen können einen dauernden und festen Frieden sichern; und in einem solchen Frieden liegt nicht nur unser nationales Interesse, sondern auch das Interesse von Europa, und die Hoffnung auf mehr Menschlichkeit und Weisheit, als unsere tolle gegenseitige Eifersucht diesem unglückseligen Geschlecht gegönnt hat.

Mr. Wells sagt: „Dieser Krieg wird nicht in Diplomatie enden, sondern das Ende der Diplomatie sein." Ich hoffe, daß er recht hat. Aber wenn er recht behalten soll, müssen England und Frankreich nicht weniger als Deutschland von einem gewaltigen Entschluß bewegt sein, das System zu beseitigen, durch welches bisher ihr Verkehr mit anderen Nationen geführt wurde. Dieser Verkehr darf nicht mehr im geheimen geführt werden, durch Männer, welche weit abseits von den alltäglichen Bedürfnissen der Bevölkerungen leben, deren Schicksale in ihren Händen liegen; er muß geführt werden durch Männer, die weniger hoffähig, aber auch weniger exklusiv sind, Männer, denen die Wirkungen des Krieges für die Kämpfenden und die Hungernden nahe liegen und lebendig vor Augen stehen, Männer, in Berührung mit dem Leben der Industrie, und verpflichtet, ihr Handeln öffentlich vor Industriezentren zu rechtfertigen. Aber eine derartige Reform wird von unseren herrschenden Klassen niemals begehrt sein und wird auch nie durch den gewöhnlichen Mechanismus der Politik herbeigeführt.

Es wird die Aufgabe der Demokratien sein, zu begreifen, daß Krieg, selbst siegreicher Krieg, nicht nur ein Wahnsinn und ein Verbrechen gegen die Menschheit ist, sondern eine Wirtschaftskatastrophe, welche alle Nationen in ihre Wirbel zieht; und es wird nötig sein für die Demokratien, darauf zu bestehen, daß in Zukunft in zivilisierten Ländern Krieg nicht erklärt werden darf von einzelnen Menschen oder von einer kleinen Zahl von Ministern, sondern nur nach der vollsten öffentlichen Diskussion und den unwiderleglichsten Beweisen von feindlichem Angriff. Aber die öffentliche Meinung, welche solche Resultate zeitigen soll, wird nicht geschaffen von denen, welche den gegenwärtigen Krieg als eine gerechte Sache loben, als einen Grund zum Frohlocken für alle Friedensfreunde. Alle Kriege werden für gerecht gehalten und alle werden im Interesse des Friedens gekämpft, aber bis jetzt hat kein Krieg dem Krieg ein Ende gemacht. Wenn dieser Krieg anders enden soll, muß er erst einen neuen Geist gebären, und vor allem muß er uns lehren, im Namen der Menschlichkeit, unsere feurige Überzeugung von der Schuld des Feindes zu vergessen."

Nr. 4. „The Labour Leader" 14. September 1914.

Der Ehrgeiz Deutschlands und die Drohung seiner Militärmacht gehören immer noch zum Phraseninventar derjenigen, welche den Krieg befürworten. Haben diese Leute, die sich über den bösen Ehrgeiz Deutschlands so sehr ereifern, sich jemals Zeit genommen zu überlegen, welchen Eindruck der imperialistische Ehrgeiz Großbritanniens auf Deutsche machen muß? Wie oft bei der Eroberung des Reiches, worauf wir so stolz sind, sind kleine Völker vergewaltigt worden? Denkt an Ägypten. Wir zogen in Ägypten ein unter einem klaren Versprechen, es wieder zu verlassen, sobald

der Aufstand unterdrückt und die Ordnung wieder hergestellt war. Der Aufstand wurde unterdrückt. Die Ordnung wurde wieder hergestellt. Aber wir sind noch in Ägypten. Und fast jede Erweiterung des britischen Reiches ist in derselben Weise auf Kosten eines kleinen Volkes erzielt worden. Und was die Drohung des deutschen Militarismus anbelangt, wie steht es mit unserer eigenen Seemacht? Es läßt sich behaupten, daß unsere Übermacht zur See für unsere Sicherheit Bedingung sei, aber ebenso läßt es sich behaupten, daß Deutschlands Militärmacht für seine Sicherheit Bedingung sei. Die russischen und französischen Grenzen hemmen es ein. Rußland hat eine Armee, welche tatsächlich numerisch größer ist als die Deutschlands; in Frankreich wie in Deutschland wird jeder Sohn als Soldat ausgebildet. Beide Mächte waren gegen Deutschland verbündet, und Großbritannien mit seiner ungeheuren Seemacht war der dritte im Bund. Ist das nicht eine Lage, welche für Deutschlands militärische Vorbereitungen einige Rechtfertigung bietet? General Bernhardi wird immer noch angeführt als Zeuge, daß Deutschland sich seit lange bereit macht, um England anzugreifen. Wir wiederholen, was wir vorige Woche sagten, — auch wir haben unsere Bernhardis. Vor acht Tagen hat die schottische Arbeiterwochenschrift „Forward", welche einen prächtigen Stand gegen den Krieg einnimmt, ihre Leser an eine Bemerkung Lord Roberts erinnert, in einer Wehrpflichtsversammlung zu Manchester im Jahre 1912. Lord Roberts sagte:

„Deutschland schlägt, wenn Deutschlands Stunde geschlagen hat. Das ist die altbewährte Politik seines Auswärtigen Amtes. Das war die Politik, welche von Bismarck und Moltke 1866 und 1870 unerbittlich verfolgt wurde. Es war seine Politik jetzt. Und, meine Herren, es ist eine ausgezeichnete Politik. Es ist die Politik — oder sollte es sein — von jeder Nation, welche bereit ist, eine große Rolle in der Geschichte zu spielen."

In Wahrheit hat es sowohl in Deutschland wie in Britannien Militaristen und Kriegsherren gegeben, welche eine Agitation von Haß und Furcht betrieben. Ihr Werk ist ihnen gelungen. Die beiden Nationen führen Krieg miteinander. Aber wenn der Krieg vorbei ist, wird die Reihe an uns sein. Dann muß unser Werk gelingen. Dann haben wir dafür zu sorgen, daß die Einflüsse, welche den Krieg verschuldet haben, auf beiden Seiten ausgerottet werden und nie wieder das Haupt erheben dürfen.

Nr. 5. „The Daily News and Leader" 17. September 1914.

EIN FRIEDE, DER DEN KRIEG BEENDEN WIRD
DIE FALSCHE UND DIE WAHRE MORAL

An den Redakteur.

Mein Herr,

Kein besseres Beispiel ließe sich finden von der Erniedrigung des Geistes durch Krieg als der Artikel von M. Maeterlinck, welcher in einem Teil der englischen Presse erschienen ist. M. Maeterlinck ist bekannt als beredter Fürsprecher für Gerechtigkeit, Zartgefühl und Menschlichkeit. Daß das Entsetzen und die Brutalität des Krieges vor seiner eigenen Tür ihn tief erschüttern mußten, ist selbstverständlich und erwünscht, und niemand wäre besser ausgerüstet als er, auf die Moral hinzuweisen. Aber die einzige Moral, die er kennt, ist die Rache. Welche Form diese Rache annehmen soll, geht aus seinem Brief nicht hervor. Ich weiß nicht, ob er wünscht, daß belgische, französische und britische Truppen in Deutschland die Greuel wiederholen sollen, die man den Deutschen in Belgien zugeschrieben hat. Aber nicht einmal

unsere eigene Presse, und nicht einmal in der niedrigen Denkart, welche sich ihrer zurzeit bemächtigt hat, geht so weit, das zu verlangen. Und jeder anständige Engländer oder Franzose würde eine solche Zumutung mit Empörung zurückweisen. Und trotzdem, in unserer Presse sowohl als in M. Maeterlincks Brief, steht überall der Schrei nach Rache. Man muß annehmen, daß unter Rache die politische Vernichtung Deutschlands zu verstehen ist.

Der Zweck dieses Briefes an Sie ist, eindringlich darauf hinzuweisen, daß man auf diese Weise eine falsche Moral zieht aus den furchtbaren Einzelheiten, welche Begleiterscheinungen eines jeden Krieges sind, welche von jeder Nation den Soldaten des Feindes zugeschrieben werden, und stets von jeder Nation geleugnet werden, wenn sie ihren eigenen Soldaten zugeschrieben werden. Die wahre Moral ist, daß der Krieg ein brutales Geschäft ist, und daß der Krieg unmöglich gemacht werden muß. Die Zermalmung Deutschlands würde die Kriegsgreuel nicht beenden, sie würde lediglich einen neuen Krieg herbeiführen, in dem neue Greuel verübt werden würden. Diejenigen, die entsetzt und empört sind — und wer ist das nicht? — über das, was sich in Belgien zuträgt müssen Verstand und Willen an einem ganz anderen Punkt ansetzen, um einen Frieden zu erlangen, welcher nicht nur diesen Krieg, sondern jeden Krieg zwischen europäischen Mächten beenden wird. Das läßt sich erreichen, wenn die Menschen richtig denken und richtig wollen. Mr. Massingham hat uns den Weg gezeigt, in einem vor kurzem in Ihren Spalten erschienenen Artikel. Man gestatte mir die Punkte zu rekapitulieren. Ein Friede, der den Krieg beenden wird, muß die folgenden Bedingungen erfüllen:

1. So wenig Bitterkeit und Demütigung als möglich darf den besiegten Kriegführenden auferlegt werden. Das heißt, mit anderen Worten, daß keinem Gedanken an Rache stattgegeben werden darf. Wir brauchen kein gedemütigtes und niedergetretenes Deutschland, denn ein solches Deutschland wäre lediglich ein Herd von

Aufreizung zu einem neuen Krieg. M. Maeterlincks Ansinnen an uns, die ganze Bevölkerung Deutschlands mit verantwortlich zu machen für die Greueltaten einiger deutscher Soldaten, ist ebenso töricht wie ungerecht. Wir wissen sehr gut, daß die Deutschen mit ähnlichen Geschichten über Belgien versehen sind, und daß wir, nach M. Maeterlincks Prinzip, am Kriegsschluß vor einem Europa stehen würden, in dem eine Gruppe von Nationen in jedem Bürger der anderen Gruppe einen kaltblütigen Mörder erblicken müßte. Nein. Wir müssen aus unserem Herzen jeden Gedanken an eine Vergeltung für Deutschland verbannen. Was wir brauchen, ist ein Deutschland, das weder den Willen noch die Macht hat, von neuem Krieg zu führen. Und wir brauchen dasselbe von jeder anderen Macht.

2. Bei jeder Neuregelung von Grenzen müssen die Wünsche des betreffenden Volkes über die Regierung gehört werden. Wir dürfen eine Bevölkerung nicht mehr ohne ihre Zustimmung, entgegen ihrem Wunsch, an Fremdherrscher verschenken, wie es so vielfach geschehen und so häufig zur Kriegsursache in Europa geworden ist. Mit anderen Worten, dürfen wir den Siegern das Stehlen nicht gestatten.

3. Die wesentlichste Bedingung muß eine weitgehende, auf alle Teile angewandte Herabsetzung von Rüstungen sein, welche beim Frieden vereinbart und sofort nach einem angenommenen Plan durchgeführt wird. Dies wird zu einer nackten Notwendigkeit, wenn die Nationen noch weiterexistieren wollen, nach der unberechenbaren Verwüstung und Erschöpfung des Krieges.

4. Die Gesamtpolitik sowohl beim Friedensschluß wie nach dem Frieden, darf nicht wie bisher die Bildung von feindlichen Gruppen von Verbündeten zum Ziel haben, sondern die Errichtung eines dauernden europäischen Staatenbundes mit Kontrolle über die Politik und die Rüstungen Europas, welche alle Streitfragen zwischen europäischen Mächten durch ihre Gerichtsbarkeit beilegt.

Um diese Bedingungen zu erreichen, werden wir den Krieg „bis ans Ende" führen müssen, aber wir dürfen nicht einen Augenblick länger kämpfen, als zu diesem Zweck nötig ist. Wenn die deutschen Mächte morgen bereit wären, Friedensverhandlungen auf dieser Grundlage zu beginnen, wäre es ein Verbrechen, das abzulehnen. Es wird ein Verbrechen sein, diese Verhandlungen nicht einzuleiten im frühesten möglichen Augenblick.

Inmitten der vorübergehenden Verrücktheit, welche sich nicht nur der Nation, sondern auch der Presse bemächtigt hat, können diese Prinzipien, welche lediglich den gesunden Menschenverstand verkörpern, nicht zu oft betont werden. M. Maeterlinck glaubt, daß, wer kein Gewehr tragen kann, nicht reden darf. Er hat Unrecht. Jedermann, der den Kopf klar behalten hat, hat das Recht und die Pflicht zu reden, und es ist das Recht und die Pflicht aller, die den Kopf klar halten können, mit Rücksicht auf die Zukunft gemeinsam zu reden und zu handeln.

G. LOWES DICKINSON

Nr. 6. „The Labour Leader" 17. September 1914

DER KRIEG UND DER WEG AUS DEM KRIEG
WIE DER WEG ZUM FRIEDEN BEREITET WIRD

von G. Lowes Dickinson

Man hört jetzt viel sprechen von umherziehenden Rednern, welche das Volk von der Gerechtigkeit unserer Sache überzeugen sollen. Das scheint mir eine falsch gerichtete Tätigkeit. Wir führen Krieg und wir werden Krieg führen, nicht weil unsere Sache gerecht ist, sondern weil, nachdem wir in den Krieg hineingekommen sind, wir wieder herauskommen müssen, mit Land und

Sicherheit intakt, und das läßt sich nur dadurch erreichen, daß wir siegen oder wenigstens nicht besiegt werden. Wahrscheinlich wird sich die Nation ebenso halsstarrig und zäh erweisen, als sie sich bei früheren Gelegenheiten erwiesen hat, und ich bezweifle, ob man ihr zuhilfe kommen kann durch mehr oder weniger sophistische Darlegungen der eigenen Gerechtigkeit und der Ungerechtigkeit Deutschlands. Man hätte dem Volk etwas außerordentlich viel wichtigeres zu sagen, selbst während es alle Kräfte für den Sieg anstrengt, und das ist, daß keine Nation ein wahres Interesse an diesem Krieg hat, daß es ein Krieg der Regierungen gegen die Völker ist, und daß die Millionen, welche darin umkommen, und die Millionen, welche ruiniert werden, und die nachfolgenden Geschlechter, welche verarmt und geschwächt werden — denn jeder getötete Soldat bedeutet entsprechend weniger gesunde und fähige Kinder für die zukünftige Gesellschaft — daß all dieses unberechenbare Leid, dieser Verlust und diese Erniedrigung zu gar keinem vernünftigen Zweck herbeigeführt worden ist durch eine Gruppe von Herrschern und Staatsmännern.

Unsere eigene Regierung und die französische Regierung haben zweifellos Frieden gesucht während der paar Tage vor der Katastrophe. Jede andere Regierung behauptet ebenfalls, Frieden gesucht zu haben. Und, merkwürdig genug, ist es wohl möglich, daß dieses wahr ist. Aber jede Regierung hat in nacktem Schrecken vor der andern gehandelt. Durch ihren Ehrgeiz, ihre Intriguen, ihre Bündnisse, ihre Diplomatie hatten sie einen Zustand herbeigeführt, nicht zwischen den Völkern, sondern zwischen den Regierungen Europas, der Krieg unvermeidlich machte. Es kommt in diesem Spiel nicht darauf an, wer am meisten verantwortlich war. Sie waren alle verantwortlich. Und wenn Vergeltung jemals Sinn hätte, könnte ich keine Strafe ausdenken, welche schwer und lang genug wäre, in dieser Welt oder in der nächsten, für die Mitschuldigen an diesem Verbrechen. Jeder Tropfen Blut, der in

Europa vergossen, jedes Herz, das gebrochen wird, jene Männer haben ihn vergossen und jene Männer haben es gebrochen. Was macht es uns aus, daß sie sich die Schuld gegenseitig zuschieben? Vor Gott und den Menschen sind sie miteinander verantwortlich.

Aber nicht ihre Verantwortung ist es, sondern die unsrige, die mich jetzt angeht. Wir alltägliche Männer und Frauen sind nicht frei von Schuld, denn wir haben unser Geschick in den Händen der Regierungen gelassen. Wir konnten uns vielleicht nicht helfen. Wir waren nicht überzeugt, wir haben nicht klar gesehen, wir waren nicht organisiert, wir wußten nicht, wie wir uns organisieren sollten. Und vor allem, waren wir müde, unwissend, überarbeitet. Und so ist dieses über uns gekommen wie ein Dieb in der Nacht. Nun, es ist nutzlos, über die Vergangenheit zu klagen. Wir müssen in die Zukunft schauen. Wir müssen dafür sorgen, daß das, was geschehen ist, nie wieder geschehen kann. Und dies können und müssen wir sofort anfangen, ehe der Krieg zu Ende ist. Denn was geschieht, muß beim Friedensschluß geschehen, und der Friede, wenn er nicht nur diesen Krieg, sondern jeden europäischen Krieg für alle Zukunft beenden soll, muß durch die öffentliche Meinung geschlossen werden und nicht durch Regierung und Diplomaten. Und die öffentliche Meinung muß vorbereitet werden. Aber im Augenblick können wir sie nur in England vorbereiten. Zu dem Zweck müssen wir annehmen, daß wir nicht besiegt werden, denn in dem Fall werden wir keinen Einfluß auf den europäischen Frieden ausüben. Wir würden geplündert und zu einer kleinen unwichtigen Macht herabgesetzt werden. Nehmen wir also an, daß wir nicht besiegt werden, was für einen Frieden müssen wir herbeiführen wollen? Keinen, der uns oder unseren Verbündeten diesen oder jenen Vorteil gewährt, sondern einen, welcher einen zukünftigen europäischen Krieg verhindern würde. Und wenn wir diesen Sieg erreichen wollen, müssen wir einige bestimmte, genau festgelegte Grundsätze beachten.

Erstens, soweit als möglich, darf keine Macht so niedergetreten und gedemütigt werden, daß alle ihre Anstrengungen in der Zukunft darauf gerichtet werden, ihre Stellung durch Gewalt wieder zu erlangen. Das ist, was stets geschehen ist, bei früheren Friedensschlüssen, und deshalb ist die Geschichte Europas eine Geschichte von ununterbrochenem Krieg. Wenn wir gewinnen also, dürfen wir Deutschland nicht verstümmeln, indem wir Gebiete, die tatsächlich deutsch sind, wegnehmen und einer anderen Macht geben. Wir dürfen Deutschland nicht lähmen durch eine große Entschädigung, welche von den Armen gezahlt wird. Wir dürfen Deutschland nicht entwaffnen, während andere Völker voll gerüstet bleiben. Die Versuchung nach Rache und Plünderung muß unterdrückt werden. Das wird nicht leicht sein und wir können nicht zu früh anfangen, Gemüt und Vorstellung in jener Richtung zu üben.

Zweitens, bei jeder neuen Staatenabgrenzung, welche sich beim Frieden vollziehen wird, darf es an keiner Anstrengung fehlen, um den Nationalitäten die Kontrolle über ihr eigenes Geschick zu geben. Keine Nation und kein Teil einer Nation darf unter Fremdherrschaft erhalten oder gezwungen werden. Alle Westmächte haben Polen bereits die Autonomie versprochen; wir müssen dafür sorgen, daß jenes Versprechen gehalten wird, und daß die Polen nicht mehr gezwungen werden, sich von Rußland, Deutschland oder Österreich gegen ihren Willen regieren zu lassen. Wir müssen weiter dafür sorgen, daß die Provinzen Elsaß-Lothringen wählen dürfen, ob sie bei Deutschland bleiben oder zu Frankreich gehen oder eine autonome Provinz werden wollen. Wir müssen dafür sorgen, daß keinem der Balkanstaaten Gewalt angetan wird, weder von einem anderen Balkanstaat noch von Rußland oder Österreich. Überall müssen wir die schon existierenden Kleinstaaten garantieren und andere entstehen lassen, sofern die Verhältnisse es erheischen. Nationalität und politische Macht

müssen übereinstimmen. Es hat mich gefreut zu sehen, daß Mr. Churchill diesen Grundsatz als Fundament des neuen Europas bereits angekündigt hat. Wir müssen dafür sorgen, daß es dabei bleibt.

Endlich wird ein Europa, das auf diese Weise mit der denkbar kleinsten Erbschaft von Bitterkeit und Haß reorganisiert ist, für Einigkeit reif sein. Wir müssen einen dauernden Staatenbund Europas erstreben, welcher nationale Rüstungen kontrollieren und beschränken wird, während jeder Nation frei bleibt, in Unabhängigkeit die eigene innere Entwickluug zu vollziehen. Wenn dieser Gedanke auch utopisch klingt, glaube ich doch, daß es möglich sein würde, ihn beim Friedensschluß zu verwirklichen, wenn die öffentliche Meinung aller Länder kraftvoll ins Treffen geführt werden kann. Und wenn es beim Friedensschluß nicht geschieht, könnte es zu spät sein, denn dann wäre jede Nation frei, sich gegen jede andere zu rüsten, und der circulus vitiosus von Mißtrauen und Furcht, welche zum Krieg führen, müßte von neuem in Gang kommen. Das Einstellen des Wettrüstens ist die erste Bedingung des Friedens, und ich sehe keine Möglichkeit, das zu erreichen, außer durch den europäischen Staatenbund.

Die Grundsätze, die ich hier niedergelegt habe, sind ebenso einfach wie radikal. Ich glaube, daß sie in allen Ländern und in allen Klassen allgemeine Zustimmung finden würden, wenn sie nur durch eine wirkungsvolle Propaganda den Menschen ans Herz gelegt werden könnten. Auf dem Festland können wir die Arbeit noch nicht beginnen, aber in England können wir schon beginnen. Wie arbeiten wir am besten? Jeder nützliche Vorschlag in dieser Richtung könnte für die Zukunft gute Früchte tragen.

No. 17. „The New Statesman" 12. Dezember 1914.

DER LETZTE SPRUNG DES ALTEN LÖWEN

Von Bernard Shaw

Aus dem Gelbbuch tritt uns ein so packendes Bild entgegen, daß es mir erstaunlich bleibt, warum kein Engländer es bis jetzt aus den Hüllen des offiziellen Briefwechsels befreit hat. Denn darin sieht man den alten britischen Löwen, den Löwen von Waterloo, den Löwen von Blenheim, den Löwen von Trafalgar beim letzten, furchtbarsten und triumphierenden Sprunge. Man sieht ihn mit der alten List, dem alten Mut, der alten ungebrochenen Kraft, mit dem alten erstaunlichen Glück, der alten Einheit des Zieles, dem alten tiefen, unergründlichen Instinkt, der sich ohne große Männer im Notfall besser zu helfen weiß, als seine Feinde mit großen Männern.

Seit Jahrhunderten hat der Löwe an einem einzigen Gedanken festgehalten, daß keiner größer sein darf als England zu Land und keiner so groß wie England zur See. Ihm war es gleich, ob ein Nebenbuhler besser oder schlechter als England war. Als Waterloo gewonnen war, sagte Byron: „Es tut mir verdammt leid"; und Menschheits- und Freiheitsfreunde sahen entsetzt zu, wie die Inquisition wieder aufgerichtet und eine verlebte und bösartige Dynastie wiederhergestellt wurde durch englische Waffen, auf den Trümmern von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Darnach frug der Löwe wenig. Englands Nebenbuhler lag im Staub; England war Herrin der Meere; Englands General (was tats, daß er ein Irländer war?) war Herr von Europa, dessen Könige in seiner Gegenwart flüsterten wie verschüchterte Schulbuben; England, im Recht oder Unrecht, eins und unteilbar, mit seinen eigenen bodenständigen Korruptionen und Unterdrückungen, nicht weniger als seiner eigenen eingeborenen Größe und Herrlichkeit, war aus dem

Streit ganz englisch auferstanden und hielt das Gleichgewicht der Völker in seiner Hand. Hundert Jahre lang wußte kein Engländer, was es hieß, vor der Möglichkeit einer Invasion zu erbleichen. Während zwei Generationen lag der Löwe und sonnte sich und roch keinen Feind, den nicht ein leichter Pfotenschlag hätte beseitigen können.

Dann stand wieder ein Nebenbuhler auf. Schlachten, furchtbarer als Waterloo, wurden gegen denselben Feind geschlagen; aber es war nicht England, das sie gewann. Der Löwe erhob sich und fing an, aufzupassen. Es rührte sich in ihm der alte Instinkt. Er hörte das ferne Lied: „Deutschland, Deutschland über alles"; und etwas in ihm sagte: „Das niemals, so lange ich lebe". Der Nebenbuhler baute ein Kriegsschiff; baute ein zweites Kriegsschiff und noch ein drittes. Er stellte öffentlich die Herrschaft des Meeres in Frage. Das war das Ende. Von dem Augenblick an handelte es sich nur darum, wann der Sprung geschehen sollte. Denn ein Löwe mit jenem einzigen Gedanken im Herzen, mit jener Notwendigkeit tief in seinem Innern, muß listig sein; er muß gewinnen unter allen Umständen, gleichviel wie lange er sprungbereit liegt, bis der richtige Moment kommt.

Im Gelbbuch sieht man ihn kommen. Deutschland mit Österreich und Rußland mit Frankreich gehen einander nach, den Finger am Drücker; Frankreich geht dem Kampf aus dem Weg; Rußland bewaffnet sich allmählich und übt sich ein; Österreich rechnet damit; alle, selbst Österreich, fürchten sich vor des Löwen Nebenbuhler, Deutschland. Frankreich, das stets für den Frieden manövriert (weil seine Bevölkerung zu klein ist), macht endlich die Entdeckung, daß Deutschland, welches Frankreich und Rußland gering schätzt, in der verächtlichen Zuversicht, daß es das eine mit der rechten und das andere mit der linken Hand zermalmen kann, dennoch vor dem Löwen Furcht hat, und wohl weiß, daß, wenn er Frankreich und Rußland zu Hilfe kommt, das Gewicht, selbst für die

Sieger von Sedan, zu furchtbar sein wird. Frankreich sondiert den Löwen darüber. Der Löwe, grimmig und vorsichtig, hat nichts dagegen, wenn seine Flotten- und Heerführer sich mit den französischen Heerführern unterhalten und besprechen, was geschehen könnte und wie, in diesem Fall, sich die Sachen arrangieren ließen. Plötzlich wird Frankreich gewalttätig gegen Deutschland, sagt ihm, es solle aus Marokko verschwinden und keine Zeit dabei verlieren. Deutschland schaut auf den Löwen, und sieht ihn sprungbereit mit bebendem Schweif. Das Übergewicht ist zu groß; Wut im Herzen, macht sich Deutschland aus dem Staub, zum erstenmal mit Erfolg vergewaltigt, seitdem sein Stern aufging.

Dem Löwen ist das Spiel verdorben. Noch einige Jahre Wartezeit und der britische Steuerzahler könnte müde werden, jener wachsenden Flotte vorauszueilen. Der alte Instinkt flüstert: „Jetzt, jetzt, ehe der Nebenbuhler zu stark ist!" Stimmen fangen an, das in den Straßen Londons auszurufen. Aber es gibt auch neue Gewalten, mit denen der Löwe rechnen muß; wenn der Nebenbuhler nicht kämpfen will, ist es nicht leicht, ihn anzugreifen. Und Deutschland will nicht kämpfen, außer wenn der Löwe von Frankreichs und Rußlands Seite weggebracht werden kann. Und doch krankt es noch an jener Vergewaltigung und weiß, daß nichts sein Ansehen wiederherstellen und seinen verwundeten Stolz wieder heilen kann, als das Niederwerfen der Gewalttäter. Aber es muß seinen Zorn schlucken, denn bei jeder Drohung weist Frankreich auf den Löwen und rettet den Frieden, den in Wirklichkeit nur Frankreich allein begehrt. Bei jeder Demütigung Deutschlands wird dem Löwen das Spiel verdorben, Österreichs Rechnung mit dem Balkan wird verschoben und Rußland weiß nicht recht, ob ihm das Spiel verdorben ist oder ob es eine Frist erlangt hat.

Der Löwe brütet und brütet; und tief in seinem Unterbewußtsein regt sich die Gewißheit, daß Deutschland nie losschlagen wird, wenn nicht — wenn nicht — wenn nicht — der Löwe

weiß nicht genau was, will nicht genau wissen; aber unparteiische Zuschauer vollenden den Satz wie folgt: „wenn nicht Deutschland überredet werden kann, daß der Löwe anfängt, eine Neigung zu Deutschland zu hegen, und ein bißchen Pazifist geworden ist und nicht kämpfen will".

Dann brachte das Glück, das den Löwen so selten im Stich gelassen hat, den Prinzen Lichnowsky als deutschen Gesandten nach London. Es war nichts Unrechtes darin, sehr freundlich gegen den Prinzen zu sein, der selbst ein reizender Mensch war mit einer sehr reizenden Frau. Da war unser Sir Edward Grey, auch ein reizender Mensch, und stets bereit, ganz aufrichtig über Frieden zu reden, in Teegesellschaften mit ganz Europa, wenn es sein müßte. Der Löwe wußte in seinem Herzen, daß Grey von den Lebensgewohnheiten der Löwen nichts wußte und sie auch, wenn er gewußt hätte, nicht billigen würde, denn Grey hatte noch andere Gedanken an Stelle des einzigen Gedankens, und Lichnowsky wußte von den Lebensgewohnheiten von Löwen noch so viel weniger als Grey, daß er tatsächlich Grey für den Löwen gehalten hat. Der Löwe sagte: „Das ist nicht mein Werk, Englands Schicksal hat Grey gesandt und hat Lichnowsky gesandt, Englands Stern ist noch im Zenith." Lichnowsky fand Grey täglich größer als Staatsmann und liebenswürdiger als Mensch und wurde täglich überzeugter davon, daß des Löwen Herz sich gewendet und daß er freundlicher geworden war. Und Grey hielt Lichnowsky vielleicht für ein wenig einfältig; aber er wurde deswegen nicht weniger nett zu ihm.

Dann war auch Asquith da, der klarsehende Jurist, der sich weder der Vergangenheit erinnern noch die Zukunft voraussehen konnte, aber doch immer ein Yorkshireman war, mit uralten englischen Tiefen hinter seiner spiegelglatten Klarheit, in denen etwas Löwenlist Platz hatte, ohne die Oberfläche des Spiegels zu trüben. Asquith entdeckte plötzlich in sich einen unbegreiflichen aber ganz

unwiderstehlichen Drang, jene Übereinkünfte mit den französischen Heeresführern, welche Deutschland erschreckt hatten, zu verdecken und zu leugnen. Er sagte zu Grey: „Sie müssen zu den Franzosen gehen und sagen, daß wir zu gar nichts verpflichtet sind.“ Grey, der liebenswürdige Friedensfreund, war entzückt. Er ging; und die Franzosen, in unerschütterlicher Höflichkeit, nahmen Notiz davon. Und dann fanden sich Asquith und Grey mit gutem Gewissen eifrig damit beschäftigt, die Welt zu überreden, daß der Löwe nicht verpflichtet sei, Frankreich und Rußland beim Anbruch des großen Tages von Armageddon beizustehen. Sie überzeugten die Nation; sie überzeugten das Parlament; sie überzeugten ihr eigenes Kabinett; und endlich — endlich — überzeugten sie auch Deutschland. Und der Löwe machte sich sprungbereit. Fast ehe er fertig war, fiel durch die Huld des Teufels der Erzherzog von Mörderhand. Und Österreich sah Serbien endlich in seiner Macht. Es stürzte sich auf Serbien; Rußland stürzte sich auf Österreich; Deutschland stürzte sich auf Frankreich; und der Löwe, mit einem mächtigen Gebrüll, sprang endlich und packte mit Blitzesschnelle Englands Nebenbuhler fest mit Zähnen und Krallen, und wird nicht loslassen, trotz aller Pazifisten und Sozialisten der Welt, bis er erlegen ist oder wieder auf seiner Waterloo-Säule liegt.

Dieses, meine Herren von England, ist die Epopöe des Gelbbuchs. Das war das Gebrüll, das Ihre Krämer nicht verstehen wollen, die der Schreck zwang, den Deutschen zu versichern, das sei nur das Blöken einer Herde harmloser Schafe, von einem bösen Wolf angegriffen. Sie werden sich wenig scheren um dieses Krämergeschwätz von alten Verträgen. Ebensowenig werden Sie sich scheren um das Bemühen, sie von der Schlechtigkeit rein zu waschen, daß Sie das Löwengebrüll mit Hurra beantwortet hätten. Ebensowenig werden Sie sich um die jämmerlichen Erzählungen kümmern, um die wahnwitzigen Lügen und schmählichen Verleumdungen des

Feindes, nach dem Muster der alten Geschichten von Boney, der die kleinen Kinder gefressen habe. Des Feindes, den Sie achten und Ihres Stahles wert halten müssen.

Was mich anbelangt, ich verstehe es; es hallt in mir nach; ich begreife die Macht und das Mysterium; allerhand Saiten in mir klingen mit beim Verlangen, daß des Löwen letzter Kampf der beste sein soll, und Deutschland der letzte Gegner, den er überwindet. Aber ich bin Sozialist und weiß wohl, daß des Löwen Tag vorbei ist, und daß der tapferste Löwe schließlich erschossen wird. Ich sehe voraus, daß sein Sieg nicht wie die alten Siege zu einer hundertjährigen Sicherheit führen wird; ich weiß, daß er eine gefährlichere Lage schaffen wird, als die vor sechs Monaten, und daß jene Lage nur dadurch gemeistert werden kann, daß jede Westnation auf jeden Traum von Übermacht verzichtet. Ein Löwe innerhalb seiner festen Grenzen ist immerhin ein Löwe im Käfig; und die Zukunft hat keine Verwendung für Löwen im Käfig, die nur zum Schutze ihrer eigenen Ketten kämpfen. In der Zukunft müssen wir kämpfen nicht allein für England, sondern für die ganze Welt. Aber trotz alledem, der Löwe ist ein edles altes Tier und seine Vergangenheit ist eine ruhmreiche Vergangenheit und seine Brut ist tapferer als je. — Zu tapfer, heutzutage, in der Tat, um nur Engländer zu sein contra mundum. Ich entblöße das Haupt vor ihm bei diesem seinem letzten Angriff und werde nicht aufhören den Hut zu schwenken, bei allem Gegacker des erschreckten Federviehs.

G. B. S.

* * *

Wir sehen: überall sind Männer am Werke, die der Vernunft zu dienen sich bemühen. Sammeln wir uns endlich. Organisieren wir die „Ideologen" und schaffen wir eine Armee des Geistes oder nur des gesunden Menschenverstandes.

————————————————————————————————

— — —————————————————————————————

————————————————————————————————

————————————————————————————————

Gelingt uns die erste Eroberung — und sie ist nicht fern —, so werden die Ideologen von heute die Realpolitiker von morgen sein. Jenes „größere Deutschland“, von dem uns so viel erzählt und vorgeschwärmt wird, werden wir nicht im Geographischen, sondern im Geistigen suchen müssen. Und unsere Aufgabe wäre es, aus diesem anbetungswürdig reichen Volk das hervorragende Mittelschiff der europäischen Demokratie werden zu lassen, indem wir dem einzig berechtigten Eroberungstrieb — dem Imperialismus des Geistes und der Menschlichkeit — zum Triumph verhelfen.

ZUR BEURTEILUNG DES ENGLISCHEN VOLKES

VON FR. WILH. FOERSTER

Am zweiten Forumabend, 4. Juni 1915, hielt der Ordinarius für Pädagogik an der Münchener Universität, Herr Professor Foerster, auf meine Einladung einen Vortrag im Hotel Continental zu München. Er sprach über das Rassenproblem. Sein Vortrag war reich an klugen und mutigen Gedanken, die einen kleinen Kreis enthusiasmierten. Hier mögen die Sätze gegen jene leichtfertigen Rassentheoretiker stehen, deren gefährliches Treiben zu kennzeichnen heute ein wahrlich nicht geringes Verdienst ist.

In den Kriegsmonaten sind zwei Schriften von angesehenen Autoren erschienen, die mit großer Beredsamkeit und Leidenschaft bestreiten, daß wir von England irgend etwas lernen können: H. St. Chamberlains „Kriegsaufsätze" und W. Sombarts „Händler und Helden". Beide Schriften sind leider, wie die meisten Kriegskundgebungen der sogenannten „Intellektuellen", derartig vom Affekt beherrscht, daß es sich nicht lohnt, ernsthaft auf sie einzugehen. Sie müssen nur gekennzeichnet werden. Sie gehören zur „Pathologie des Weltkrieges" und werden mit dem Weltkriege verschwinden und höchstens in ihren Verfassern eine beschämende Erinnerung zurücklassen. Was zunächst Chamberlain betrifft, so ist die allgemeine Begeisterung über seine Lobhudeleien doch ein großes Fragezeichen für die Gesundheit und Instinktsicherheit unseres deutschen Nationalbewußtseins. Aus lauter Behagen an dem so plump gestreichelten nationalen Selbstgefühl wurde man völlig blind gegen den schweren Mangel an deutschem Wahrheitssinn, der in Chamberlains so tief i l l o y a l e n Vergleichen zwischen deutschem und aus-

ländischem Wesen überall in geradezu peinlicher Weise hervortritt. Daß nun aber auch ein deutscher Gelehrter, wie Sombart, sich dazu hergegeben hat, so ohne jede wissenschaftliche Noblesse und Objektivität den Hetzparolen des Tages die Autorität des Soziologen zu verleihen — das kann nicht scharf genug verurteilt werden. Ein Autor richtet sich selbst, wenn er unter dem Schutze leidenschaftlicher Volksstimmungen sich eine derartig unakademische Auseinandersetzung mit einem großen Kulturvolke erlaubt, das in seinen sozialen und politischen Einrichtungen und Sitten und in seinen großen Männern und Frauen der Kultur so Unersetzliches gegeben hat und weiter geben wird. Mit dem Auge des Hasses oder der nationalen Überhebung gesehen, ist jedes Volk ein Ausbund von Rohheit, Niedrigkeit, Äußerlichkeit — wer sich mit Liebe in die Kultur des englischen Volkes hineinlebt, der wird zwar bemerken, daß dasselbe vielleicht weniger geniale und schöpferische Menschen hervorgebracht hat, als die andern Kulturvölker und daß sich seine Kulturleistungen weniger in konzentrierten geistigen und künstlerischen Gaben demonstrieren lassen, als dies anderswo möglich ist — der ebenbürtige Beitrag Englands zur Weltkultur aber besteht in der vorbildlichen Förderung des Problems: „Individuum und Gemeinschaft". Es hat einen Typus Mensch geschaffen, in dem persönliche Unabhängigkeit und soziales Verantwortlichkeitsgefühl, natürliche Haltung und gesellschaftliche Lebensform, in einer Weise vereinigt sind, die gar nicht möglich wäre, wenn im englischen Charakter nichts Höheres als „Händlertum" läge. Als ob es nicht auch im neuen Deutschland viel Händlergeist und als ob es in England gerade auch innerhalb des Kolonialwertes, nicht auch viel Heldentradition gegeben hätte! Ohne die Mitwirkung dieser hohen moralischen Qualitäten wäre auch das englische Weltreich längst zusammengebrochen. Wer kein Organ hat, jene Kulturleistung Englands zu erfassen, von dem muß

man argwöhnen, daß ihm überhaupt die Fähigkeit fehlt, Kultur zu erfassen und daß er darum auch das wirklich Große und Wertvolle im eigenen Volke gar nicht treffsicher zu erkennen vermag.

In den letzten Monaten ist in vielen Broschüren und Zeitschriften die Frage aufgeworfen worden, warum wir Deutschen im Auslande so verhaßt seien. Man kann sich über diese Frage gar nicht besser aufklären, als wenn man folgende Sätze aus dem Sombartschen Buche ins Auge faßt:

„Im Grunde brauchen wir Deutsche in geistig kultureller Hinsicht niemand. Besinnen wir uns doch auf den unerschöpflichen Reichtum deutschen Wesens, das alles in sich schließt, was menschliche Kultur an wirklichen Werten zu erzeugen vermag."

Diese geradezu peinliche Selbstverherrlichung, diese Kulturträgerei, dieses hochgeschwollene Bewußtsein: man habe nur zu geben und nichts zu empfangen, die darin liegende Geringschätzung aller umgebenden Kulturen, die ist es, die in das Auftreten vieler Deutscher etwas hineingelegt hat, das den gebildeten Ausländer mit begreiflicher Erbitterung und Mißachtung erfüllen mußte. Und alle die Deutschen, die seit Jahren in diesem Tone geredet und geschrieben haben, die sollen sich nur sagen, daß sie am Weltkriege genau so viel Schuld tragen, wie der Neid und andere niedrige Motive auf Seiten des Auslandes. Nur sind sie meist in der Lage, das blutige Endergebnis der ganzen Völkerverhetzung von der sicheren Stube aus beobachten zu können, während Unschuldige ihr Leben und ihre Gesundheit für die Folgen aller der undisziplinierten und provozierenden Worte opfern müssen.

Es ist in den letzten Jahren viel von der „Einkreisung" Deutschlands gesprochen worden. Die allerschlimmste und gefährlichste Isolierung Deutschlands ist nicht diejenige, die von außen kommt, sondern diejenige, die aus dem dunklen Grunde unserer eigenen nationalen Einbildungen kommt, als seien wir als Germanen von selbst Quelle, Wesen und Ziel aller Kultur. Hinweg mit all diesem

blöden Spuk! Wer sich am stärksten fühlt, der darf mit der Selbsterkenntnis und mit der Erkenntnis fremden Wertes am ersten beginnen. Wollen wir Deutsche fähig werden, unsere starke, aber einseitige Begabung nach der sozialen und formalen Seite hin zu ergänzen, müssen wir uns jedenfalls von allem hochmütigen Rassendünkel reinigen und die verderblichen Einbildungen von uns tun, die uns u. a. durch die H. St. Chamberlain und Sombart aufgedrängt werden, als seien wir allein das auserwählte Volk und hätten von den anderen nichts zu gewinnen. Jedes Volk ist in irgend einem Sinne ein auserwähltes Volk, von der Vorsehung bestimmt, irgend ein wichtiges Element der Gesamtkultur in besonderer Stärke zur Darstellung zu bringen. Aber gerade seine konzentrierte Begabung setzt es in Gefahr, andere ebenso wichtige Seiten der persönlichen und sozialen Kultur in seinem nationalen Leben verkümmern zu lassen — und eben in dieser Gefahr ist es, auf die Hilfe anderer Rassen angewiesen. Und wehe dem Volke, das in Hochmut fällt und dieser Einordnung in die gegenseitige Aushilfe der Rassen nicht bedürftig zu sein glaubt. Es wäre zum Verderben auserwählt und nicht zur Führung der Völker. Sombart schreibt: „So wie der deutsche Vogel, der Aar, hoch über allem Getier der Erde schwebt, so soll der Deutsche sich erhaben fühlen über allem Gevölk, das ihn umgibt und das er unter sich in grenzenloser Tiefe erblickt". Wir hoffen, daß das deutsche Volk noch Gesundheit genug in sich trägt, um solche an das Irrenhaus grenzende Überhebung als gänzlich undeutsch und unvornehm weit von sich zu weisen und allein in strenger Selbsterkenntnis und williger Anerkennung fremder Vorzüge das Zeichen der aufsteigenden Kultur zu erkennen.

WEISGERBER

VON WILHELM HAUSENSTEIN

In Paris lernte ich ihn vor etwa zehn Jahren kennen. Wir setzten uns an eines jener runden Marmortischchen unter den Markisen der Boulevardcafés nächst der Oper. Es wird das Café de la Paix gewesen sein. Es war Mai wie am Tag seines Todes — vielleicht derselbe Maitag. Wir redeten Nichtigkeiten, wie es bei solchen Gelegenheiten und an solchen Orten zu geschehen pflegt. Zuweilen — wenn etwas Grelles vorüberging — sagte er eine Kunstmalerfrivolität. Einige Tage darauf trafen wir uns wieder; es war im Trianontheater, wo Arlette Dorgère ihre Reize zeigte. Wir spazierten mit unseren Marylands im Promenoir hin und her. Da erzählte er wohl auch, daß er ein Variété der Rue Montparnasse male — es war wohl die Gaité oder Bobino: etwa so wie Menzel seinerzeit das Gymnase gemalt habe, doch anders. Außerdem male er eine Kokotte wie vor dem Krieg von 1870 der Münchener Leibl. Er sprach munter, ein wenig herausfordernd und überheblich und nachlässig — und voll von Jugend. Er strotzte von Frische und schien allem, was ihn umgab, was ihn bedrohen und ihm Sorge machen konnte, in Glückseligkeit gewachsen. Auch seine Eleganz schien ein Ausdruck seiner Glückseligkeit und seiner Hoffnung. Mitunter freilich merkte man, so gern man sich bestechen ließ, daß er innerlich seiner selbst in manchem Sinn nicht völlig gewiß war. Bedrängte ihn schon damals Schicksal? Heute möchte man es glauben, denn heute ist sein Tod nicht mehr von ihm zu trennen. Wie dem gewesen sein mag: er vibrierte von Lust am Dasein und von dem Ehrgeiz, Erstaunliches zu malen. Man hatte Lust, auf ihn zu wetten wie auf ein kost-

bares Pferd. Was sich aber in dem uralten, unabänderlichen und bezaubernden Pariser Milieu als heimliche Erschütterung, als fragender Zweifel am Eigenen, Persönlichen in diesen prachtvollen Übermut hineinmischte, fügte der Erscheinung den Reiz des Unberechenbaren, des Mysteriösen, des Keuschen hinzu und schuf ein Bild von verheißungsvoller Zusammensetzung. Er zählte damals achtundzwanzig Jahre.

Wäre damals aus der Flut der Boulevards einer aufgetaucht, ein Besonderer, Böser, ein Dämon, und hätte unsere Lebenszuversicht, unseren trotz aller unnennbaren Beängstigungen grenzenlosen Optimismus gestört und uns ironisch gesagt, dieser Lebendigste von uns werde in zehn Jahren tot sein, tot in Frankreich, tot im Krieg — was hätten wir geantwortet? Wir hätten es entsetzt geglaubt, weil jedem, der von Paris berührt ist, jede Unheimlichkeit geschehen kann. Aber dennoch: Wir hätten den Dämon vertrieben und hätten ihn wieder vergessen, wie wir zwar den Gedanken eines Kriegs mit Frankreich insgeheim für faßbar hielten und uns, trotz Marokko, im Gefühl und in der äußeren Gestaltung unseres Lebens doch nie ernstlich darauf einrichteten.

Alles in allem: man glaubte an den Glanz der Zukunft.

Traf man den Maler wieder, in Deutschland, im Münchener Karneval, oder sah man ihn, den Unermüdeten, Gespannten, aus dem winterlichen Gebirge zurückkehren — denn er war ein leidenschaftlicher Skiläufer —, so wuchs man selber, beneidend, an diesem glücklichen Bild von Rasse und von Erfolg empor. Sah man ihn an der Arbeit, so kräftigte man sein eigenes Gefühl an so viel Entschlossenheit, Ausdauer, immer erneuerter Kühnheit und Gelingen.

Jedoch — man sagt es nicht erst seit heute: dann und wann gab er Grund zu sonderbarem Nachdenken. Der Ausdruck seiner Augen, deren Bläue zuweilen im ärgsten Lärm Versonnenheiten und Melancholien, vielleicht Schwäche oder eher einen Wider-

schein von Übersinnlichem zu enthalten schien, befremdete. Man meinte, Okkultes entdeckt zu haben.

Damals hatte man wohl eine glücklichere Deutung als heute: man fand, diese Art zu schauen künde einen Menschen an, der nicht nur Maler sei, Maler in des Worts landläufiger und gefälliger Bedeutung, sondern der etwas von der Transzendenz der Kunst erfahren habe.

So war es auch. Er wußte von ihr. Sein Weg mündete dahin, und er war in das Metaphysische der Kunst tief eingedrungen, als er starb.

Seine Laufbahn erzählt davon.

Er war in Sankt Ingbert, einer Kleinstadt der Rheinpfalz, 1878 geboren. Sein Vater war Wirt. Eine Umwelt arbeitsamer und heiterer Weinbauern und Bürger schloß seine Jugend ein. Er begann als Handwerker in der Dekoration. Dann kam er an die Münchener Kunstgewerbeschule. Um 1900 trat er bei Stuck ein. Stuck war der Begriff der großen Kunst. Er schien mehr als Naturalismus. Er schien auch mehr als bloße Malerei. Es war nicht so: denn diese etwas provinzielle Art von großer Kunst war einerseits unterhalb wirklicher Malerei und andererseits fern von einem über das nur Malerische erhabenen wahren Formpathos.

Als der junge Künstler dies fühlte, ging er entschlossen nach Paris. Er war nicht ungerecht: er dankte der Stuck-Schule den Affekt für Größe. Einstweilen aber war er mißtrauisch, begrenzte sein Ziel und wollte in dem phänomenalen Sinn malen lernen, in dem die Pariser Impressionisten malten. Er hat es oft gestanden: als er 1905 zum erstenmal nach Paris kam, hatte er einen baren Widerwillen gegen Cézanne. Manet schien ihm und wohl dem ganzen deutschen Kreis im Café du Dome die Grenze der Malerei und zugleich ihre höchste Form. Noch heute hängt in seinem Atelier eine Photographie der Olympia.

Dort hing seit einigen Jahren freilich auch manche Photographie

nach Cézanne; auch manche nach dem Greco. Der erste Pariser Aufenthalt hatte gegeben, was er geben konnte und geben mußte: Einstellung der Augen auf das Lichte und Unbeschwerte, Einfühlung der Nerven in das Graziöse, ein mehr auf Rokoko gestimmtes spezifisches Gewicht des ganzen Lebensgefühls. Die folgenden Aufenthalte in Paris bedeuteten anderes. Von dort aus lernte er nun den Greco und Cézanne kennen. Damit senkte sich neue Beschwerung auf seine Empfindungen. Nun ging es nicht mehr um Malerei, sondern um Erweiterung und Vertiefung der Malerei zu einer — scheuen wir das oft mißbrauchte und daher verdächtige Wort nicht — religiösen Anschauung der Form. Geschmack wurde nun Inbrunst, Lust wurde tiefe Bewegung, Freude Ekstase; Witz wurde Erschütterung, Unruhe Trauer. So oft er nun nach Paris kam, suchte er nicht mehr das sinnliche Paris, das Paris der galanten Form, so sehr er dies Paris nach wie vor begehrte: er suchte das Abgründige oder die Stelle, von der aus das Abgründige in aller Welt zu sehen war. Mit einer Art von Fanatismus verleugnete er nun alles, was nur schöne Malerei war, suchte er alles, was von der Malerei zu den großen Überschwänglichkeiten des Gefühls führte. Damit wurde er einer der Neuen. Er drängte weiter. Als er zum letztenmal mit mir über seine Malerei sprach, war ihm Fra Angelico der Inbegriff aller Vorbilder. Weit dahinten stand Velasquez, stand Manet: abseits standen selbst der Greco und Cézanne. Fra Angelico war alles — Fra Angelico der Nichtmaler, der fromme Künstler schlechthin.

Der Weg war nicht ohne Schwächen, nicht ohne Unfertiges, vielleicht nicht ohne das Eklektische des Epigonen. War dies persönlich? War es süddeutsch? War es München? War es alles zusammen? Fremd war diesem Künstler und fremd ist seiner Stadt Intransigenz des Programms. Liebermann und Slevogt — der Niederbayer — konnten im deutschen Süden nicht gedeihen. Aber wahr ist auch dies: Der Süden hat ein religiöseres Verhältnis zur Kunst

und schließt da, wo er sein Gutes gibt, weltliche Klugheit wie aufgeklärten Radikalismus aus. Vielleicht ist dies die katholische Überlieferung. Weisgerber war Katholik; er war es heimlich mehr, als mancher wußte. Das Klima seiner Stadt tat ihm not. Er liebte ihr Barock: die Theatinerkirche und die Kapelle zu Johann Nepomuk in der Sendlingerstraße waren seine reine Begeisterung. Von kirchlichen Gesinnungen sei hier nicht die Rede; die Frage nach ihnen steht außerhalb dessen, was wir wissen müssen. Wichtig ist, zu erkennen, daß ihm die Devotion des Barock in ihrer Verbindung mit der Kultur alles Sinnlichen eine Heimat bedeutete. Von dieser Stelle aus versteht man auch, daß seine Malerei wie alle gute Münchener Kunst einer gewissen konservativen Besonnenheit nicht entraten konnte. Spricht man ein Wort wie Eklektik aus, so muß man es mit dieser Tatsache verbinden. Man muß endlich darauf bedacht sein, die Schwingungen, die in seiner Kunst sind, das Sehnsüchtige, Fragende, Schwärmende, oft vielleicht auch Asketische nicht für Unsicherheit zu halten. Man muß zugleich — dies ist bittere Wahrheit — beachten, daß dieser Künstler, so hoch er stieg, vor dem Gipfel von einem unüberwindlichen Geschick niedergeworfen wurde.

Erschreckend weit liegen die Tage zurück, wo wir jenseits aller politischen Schranken nichts suchten, als das Schöne — dort wo es am schönsten schien. Wir wissen, daß er von gespreizter Liebhaberei für das Internationale nichts hatte. Es war ihm wie uns allen, die seine Freunde waren, nur einfach darum zu tun, in aller Selbstverständlichkeit dem Schönsten und Bedeutsamsten zu huldigen, wo immer es wuchs, und damit schließlich ganz zum Eigenen zu kommen. Da wurden mit einem Schlag alle überall auf ihre nationalen Bedingungen zurückgeworfen. Auch er. Und er wurde, losgerissen von aller Kunst, einer jener trefflichen deutschen Soldaten, die durch Sachlichkeit ausgezeichnet sind. So fiel er. Keiner begreift, weshalb ihm dies verhängt war. Er freilich starb weit

jenseits dieses Gedankens: mitten im Leben, das ihm mehr galt als selbst die Kunst. Doch nichts tröstet uns, wenn uns heute ein Augenblick gegeben ist, in dem wir an Menschen und Dinge der Kunst denken können, über die Tatsache, daß er zu früh ging. Gerade ihm, der im Feld keine Linie gezeichnet hat, wäre das Erlebnis des Kriegs nach Jahren ein Gewicht seiner Form geworden. Das ist sicher.

EINANDER
GEDICHTE VON FRANZ WERFEL

Ein an Empfindungen und Visionen unendlich Reicher, der junge Dichter Franz Werfel, schenkt uns einen neuen Band Gedichte. Wir erwarteten viel; wir werden nicht enttäuscht. Der Verlag von Kurt Wolff, Leipzig gibt ihn heraus. „Einander. Oden, Lieder und Gestalten." Laotses edles Wort begrüßt als Motto den Leser: „Das Allerweichste auf Erden überwindet das Allerhärteste auf Erden." Werfels Kunst ist von dieser Menschlichkeit.

DIE WORTEMACHER DES KRIEGES

————————————————

————————————————

————————————————

————————————————

————————————————

————————————————

————————————————

———————————————— *)

*) Diese Zeilen wurden „zur Veröffentlichung nicht zugelassen".

————————————————
————————————————
————————————————
————————————————

————————————————
————————————————
————————————————
————————————————

————————————————
————————————————
————————————————
————————————————

ELEGIE DES POETISCHEN ICHS

Glaubt nicht, daß ihr mich erkennt, und aus dem Gedichte entdecket,
Bin ich erst da und gebannt, heb ich mich auf und davon.
Süße Sphäre, wo ich im Unaussprechlichen walle,
Glühend Erkenntnis bin, weil nicht Gestalt mich verschließt.
Doch auch mich reißt hinab der alte Drang nach der Sünde,
Und eine plumpere Hand hascht nach dem leichten Geschöpf.
Reine Empfängnis! Weh mir! Der heilige Geist wird geboren.
Doch ihn bringt eine Hure, eure Sprache zur Welt.

DIE PROZESSION

————————————————
————————————————
————————————————
————————————————
————————————————

————————————————
————————————————
————————————————
————————————————
————————————————
          ——————————.

————————————————
————————————————
————————————————
————————————————
————————————————

————————————————
————————————————
————————————————
————————————————
————————————————
————————————————
————————————————
————————————————

FLUCH DES WERKES

Wie fleht der Sinn, den wir zu tragen haben
Uns um sein Wort!
Das Lied doch, das wir ihm zu sagen gaben,
Schon rafft ihn fort.

Wenn traumwärts süße die Gestalten walten,
Ruf sie nicht her!

Du wirst in Armen bald die Kalten halten,
Verzerrt und leer.

Als Gottes Werk aus Gottes Jahr gefahren,
Und Welt brach an,
Um die Gedanken, die die wahren waren,
War es getan.

Aus tausend Grüften grün die Toten drohten,
Wo Fäulnis brennt.
Die Kranken keuchten, und Despoten lohten
Zum Firmament.

Und Mord allein geschahe fern und nahe,
Und war im Recht.
Und Gott sprang auf, und sahe hin und sahe:
So ist es schlecht!

Er kann das Werk nicht mehr mit Händen wenden
Es rollt und glüht.
Und bis es rasend wird in Bränden enden,
Weint er sich müd.

Drum glücklich Bruder, wenn dir Schweigen eigen,
Zerbrich es nicht!
Aus Traum und Teichen laß die Reigen steigen,
Klang und Gesicht.

Weh dir, willst du dem Schweben Leben geben,
Das in dir sann.
Dein Werk wird an des Käfigs Stäben kleben,
Und klagt dich an.

Es wird mit den geschaffnen Dingen ringen
Die Hände wirr.

Du wirst ein Ding in Todesschlingen bringen,
Und machen irr.

Wenn sündig all auf ihren Pfaden traben,
Betäubt und blind,
Wird Gott die tiefste Schuld auf sich zu laden haben,
Weil alle sind!

DER GUTE MENSCH

Sein ist die Kraft, das Regiment der Sterne,
Er hält die Welt, wie eine Nuß in Fäusten,
Unsterblich schlingt sich Lachen um sein Antlitz,
Krieg ist sein Wesen und Triumph sein Schritt.

Und wo er ist und seine Hände breitet,
Und wo sein Ruf tyrannisch niederdonnert,
Zerbricht das Ungerechte aller Schöpfung,
Und alle Dinge werden Gott und eins.

Unüberwindlich sind des Guten Tränen,
Baustoff der Welt und Wasser der Gebilde.
Wo seine guten Tränen niedersinken,
Verzehrt sich jede Form und kommt zu sich.

Gar keine Wut ist seiner zu vergleichen.
Er steht im Scheiterhaufen seines Lebens,
Und ihm zu Füßen ringelt sich verloren
Der Teufel, ein zertretner Feuerwurm.

Und fährt er hin, dann bleiben ihm zur Seite,
Zwei Engel, die das Haupt in Sphären tauchen,
Und brüllen jubelnd unter Gold und Feuer,
Und schlagen donnernd ihre Schilde an.

OH, D'ANNUNZIO,

wie gibst du mir jetzt Recht! In meiner, über Bücher gebeugten Jugend, las ich auch deine Bücher, und ich gewann dich nicht lieb und räumte dich nicht in die Statuengalerie meiner Phantasie unter die großen Dichter ein. Ich hörte nur zu, und beobachtete und langweilte mich, als die Welt dich feierte. Ich glaube es ist sehr lächerlich, daß ich dich hier anspreche und zu dir rede als ob du meine Sprache verstündest, und als ob du das, was ich schreibe lesen und etwas davon halten würdest. Ich kenne dich bis ins Kleinste, und du weißt sogar nicht, daß ich auf der Welt bin. Ich bin aber trotzdem auf der Welt, und du würdest es gar nicht glauben, wie viel auch ich in den Tagen des Lebens vor mich hin denke. Auch jetzt streite ich mich nur in Gedanken, und tue so, als ob ich zu dir spräche und du mich hören würdest.

Diese Dummheit ist erlaubt, und sie tut mir wohl. Ich sage dir also durch die Luft, daß du nicht jener gefeierte, große Dichter bist, um den tausendmal größer du dich noch fühlst; oh nein, ich weiß es ganz bestimmt, daß du es nicht bist.

Du bist, ich bitte dich, ein sehr schlechter Mensch, weil du die Menschen in den Krieg verführst. Oh, das ist ja fast ein Kompliment, und, daß du boshaft bist, würde nicht einmal eine Schramme auf der, gegen dich gewölbten Marmorbrücke meiner Huldigung verursachen, wenn ich dir jemals gehuldigt hätte. Du bist ein beneidenswerter Feinschmecker des Lebens, bist ein genialer Egoist, bist Künstler und ein brillanter Schlemmer.

Du bist ein entzückendes Tier, aber ein sehr gewöhnliches Wesen, und in deiner Seele ist nicht viel vom Gedanken und dem Geiste Gottes, du roter Ballettänzer der Weltliteratur. Du hast Glück, und wenn du mal eine Nacht in einem Garten mit mir spazieren gingest, würdest du mir eingestehen, wie unglücklich du bist. Oh, viel könnte ich mit dir reden, aber jetzt beeile ich mich so . . . Ich hatte das Verlangen, dir

meinen Glauben mitzuteilen: daß du nicht von den vollkommenen, wahren, reinen, großen Dichtern bist, du bist nicht von den lieben Kindern der Unendlichkeit, denn du bist ein schlechter Mensch. In diesem Durcheinander der Welt grübelte ich viel über irgend eine Harmonie der Seele, und nach meinem Grübeln dachte ich ungefähr, daß die größten literarischen und künstlerischen Meisterwerke durch die Güte zur Welt gebracht werden.

Einen Roman, wie ihn Tolstoi und Flaubert geschaffen haben, die Hölle Dantes, die Odysse Homers, der Faust Goethes, der Don Quixote von Cervantes, die Philosophie Schopenhauers, eine Symphonie Beethovens und ein entzückendes Delmet-Chanson, ein Fresko Michelangelos, eine Idealstatue von Phidias, die prachtvollsten Bauwerke, und die am bewunderungswürdigsten angelegten Gärten, alles, was am schönsten ist, verdanken wir der Güte. Das Talent der Auserwählten strömt den Menschen entgegen. Die ozeanischste Eitelkeit und Ruhmsüchtigkeit des Talentes könnte nicht Ewig-Schönes geben, wenn sie es nicht aus Güte geben würde. Ich vermute, daß die Güte das vornehmste Gefühl, der überlegenste Standpunkt, und der vollkommenste Egoismus sein muß.

Die unzerstörbarsten Werke der Weltliteratur und Kunst atmen und strömen Humanität, Barmherzigkeit, Trost gegen die Menschheit aus. Die viele Schönheit und Pracht, die in den hohen Künsten enthalten ist — warum behalten dies die Meister nicht für sich und in sich, warum bringen sie es mit Qual aus sich hervor, und warum haben sie es ihren nichtswürdigen Nebenmenschen unterbreitet — weil sie Gutes mit ihnen wollten. Die Kunst ist wohltätig, die Kunstwerke sind Wohltaten. Hoch über uns, unter den Wolken ist luftleerer Raum, der erfüllt ist mit göttlicher Luft, Güte. Wer über das Leben steigt, atmet diese Luft. Ich fühle, daß sich die wunderbaren Sterne uns aus Güte zeigen. Die Güte ist der Meister der Meister. Oh, ich beeile mich, mein Kopf und mein Herz ist voll, ich habe keine Zeit mich auszusprechen.

Die Güte ist das kräftigste Kräftigungsmittel, das erfrischendste Gewürz gegen das Unglück, dem Ekel, dem Kummer und der Langeweile des Lebens. Ich kann es glauben, daß Prinzessinnen und Gräfinnen wirklich aus Güte in den Lazaretten pflegen. Und sie verrohen nicht in der Arbeit,

werden nicht häßlich, nicht müde, und langweilen sich nicht ... wunderbar wirkende Quellen müssen sich in der Tiefe der Seele verborgen halten. Warum tut es einem wohl, Zucker dem Pferde zu geben? Warum ist es so angenehm zu schauen wie das Kätzchen seine Milch austrinkt? Warum tut es der Hand so wohl, wenn der Hund daran leckt?

Oh, D'Annunzio, du bist Künstler und wünschst den Krieg herbei. Der Krieg ist die Auslese der Dummheit, die geistige Wonne der Rohheit, die zur Schaustellung der Lahmheit, des Schmutzes, des Ruins, der Abfälle und Lärm, — Lärm. Du bist Künstler und brauchst Schönheit und Ruhe, und beobachtende Welt. Ist der Krieg so schön? Ist er deinen künstlerischen Ansprüchen erforderlich?

Die künstlich erzeugten Leidenschaften des Krieges, seine oberflächlichen Wunder ergriffen und erfüllen dein Herz und deine Phantasie, oh, D'Annunzio, in der ewigen und geheimnisvollen Welt des Erschaffens bist du ein empfänglicher und vergänglicher Gast.

Ich glaube, daß du aufrichtig und mit Schmerzen im Feuer deiner Dichtkunst brennst. Warum habe ich dich nie höher gestellt, als die Altanen hoch sind?

Oh, D'Annunzio, du bist der Verräter und der Lump der Poesie. Ich würde dich verabscheuen, wenn ich mich nicht vor dem unangenehmen Gefühl des Abscheues schonen möchte.

Was bist du, roter, knochiger, kahlköpfiger Vernarbter des Krieges in welschen Städten? In manchen Augenblicken vermute ich einen überirdischen Sinn in deiner Überlegenheit, und es kommt mir vor, als ob du nicht ein Beauftragter der Entente, sondern des Todes wärest, der allerletzten und alles erklärenden, auflösenden, beruhigenden Güte, und dazu berufen, neue unglückliche Herden in die glücklichen Hütten der Vergänglichkeit zu treiben. Einen Augenblick denke ich erstarrt und ergriffen an dich.

Oh, D'Annunzio, so unendlich groß, und so überirdisch menschlich bist du nicht. Du bist ein schlechter Mensch, und kein Dichter. Ich brauch dich nicht. Ich bin nicht neugierig auf dich. Ich bedauere dich, wie Jeden, weil du lebst, und weil du sterben wirst.

Aus dem Ungarischen von Carrara. *ERNST SZÉP*

ÄUSSERUNGEN

Mir geht folgendes Schreiben zu:

Sehr geehrter Herr Herzog!

Aus der Lektüre Ihrer Zeitschrift „Das Forum" habe ich ersehen, daß Sie auf dem Standpunkt der leider bisher nicht allzu zahlreichen Patrioten stehen, die in warmer Liebe für unser Vaterland, gegenüber einer unüberlegten Menge, die sich in einem großen Teil unserer Presse breit macht, mit Überlegung und klarem Blick auch in die Zukunft, das Wohl unseres Vaterlandes im Auge haben. Von dem Wunsche ausgehend, nachdem ich in meinen Jugendjahren in zwei Feldzügen dem Vaterland mit dem Schwerte gedient habe, nunmehr ihm im Alter bei gereifteren Anschauungen mit der Feder nützlich zu sein, sende ich Ihnen einen kleinen Aufsatz, mit dem Anheimstellen, ihn eventuell im Forum aufzunehmen.

Einer gefl. Antwort entgegensehend, zeichne ich mich mit besonderer Hochachtung als Ihr ergebenster

Baron Karl Puttkamer,
Kammerherr, Landrat- und Rittmeister a. D.

Hier der Aufsatz:

DER WELTKRIEG

Seit über dreiviertel Jahren tobt ein Krieg, wie ihn die Welt seit Jahrhunderten wohl nicht schrecklicher gesehen hat. Die Menschen werden dahingeopfert oder zu Krüppeln geschossen. Dörfer, Kirchen, Schlösser und Städte werden zerstört, die Frauen werden ihrer Männer, die Mütter ihrer Söhne beraubt, die Arbeit vieler Jahrzehnte ist durch Feuer vernichtet. Massen von Waren liegen auf dem Grunde des Meeres ——

————————————————————————

————————————————————————

————————————————————————

———————————————————————— *)

* Diese Zeilen wurden „zur Veröffentlichung nicht zugelassen".

________________________. Und das alles im Jahre 1915 nach Christi Geburt, nach der Geburt unseres Heilandes, der uns den Frieden auf Erden als das höchste Gut hingestellt hat und dessen Lehre doch von den meisten am Kriege Beteiligten, wenigstens äußerlich, anerkannt wird. Wie war es möglich, daß es zu einem solchen Kriege kommen konnte, daß Nachbarvölker in so fanatischer Weise auf einander losschlagen, die durch Handels- und viele andere Beziehungen auf einander angewiesen sind und die ohne Nahrungsmittel- und Waren-, zum Teil sogar Menschenaustausch dauernd gar nicht mehr existieren können? Man muß bei einem Kriege die Veranlassung und die Gründe unterscheiden. Die Veranlassung zum Kriege war die Ermordung des österreichischen Thronfolgers, begangen durch einen österreichischen Untertanen auf österreichischem Gebiet und die von Österreich an Serbien gestellten Garantieforderungen, welche Serbien nicht erfüllen zu können glaubte, während Österreich der Meinung war, auf seinen Forderungen bestehen zu müssen. Zu einer Entscheidung durch ein Schiedsgericht kam es nicht. War nun wirklich diese Meinungsdifferenz eine derartig wichtige und unbegleichbare Sache, daß es deshalb zu einem Weltkriege kommen mußte und war sie der Grund dieses Weltkrieges? Gewiß nicht, sie war die Veranlassung, aber nicht der Grund. Der wirkliche Grund zum Kriege waren Haß und Neid, die Selbstüberhebung und der Egoismus, der in den Nationen steckt und sie zu dem Wunsche veranlaßt, andere Völker zu übervorteilen und zu unterdrücken, ihnen Provinzen fortzunehmen, um die eigene Macht zu vergrößern oder wirtschaftliche Vorteile zu erlangen, der Haß und die Selbstüberschätzung großgezogen durch einen großen Teil der Presse, von der im allgemeinen nur die sozialdemokratische Presse aller Länder eine rühmliche Ausnahme machte, einer Presse, die glaubte, mit ihren Hetzereien patriotisch, d. h. doch zum Wohle des Vaterlandes zu handeln, während sie faktisch eine Hauptschuld an dem Unglück trägt, welches mehr oder weniger für alle Länder aus diesem Kriege erwachsen ist und noch erwachsen wird.

Keine der beteiligten Regierungen und Volksvertretungen hat bisher so viel Voraussicht oder Energie gezeigt, um diesem gemeingefährlichen Treiben der Presse, womöglich auf gemeinsamer Basis, entgegen zu treten.

Und so hat denn die Saat des Hasses die traurigsten Früchte getragen, die sich in den noch 70/71 für unmöglich gehaltenen Härten und Grausamkeiten dieses Krieges besonders ausspricht. Ein großer Teil der Menschen in allen am Kriege beteiligten Ländern, am meisten natürlich in den vom Feinde besetzten oder besetzt gewesenen Landesteilen, und am meisten wohl in Rußland, empfindet das entsetzliche Elend, welches dieser Krieg über die Menschheit gebracht hat. ——————————

——————————————————————————

——————————————————————————

——————————————————————————

——————————————————————————

——————————————————————————

———. Alle diese Menschen, gleichgültig welcher Religionsgemeinschaft sie angehören, stehen auf dem Standpunkt der Enzyklika des würdigen Hauptes der katholischen Christenheit und haben zurzeit nicht nur den einen Wunsch, daß es nie zu diesem Kriege gekommen wäre, der ihnen anfänglich fast allen so schön und groß erschien, sondern sie wünschen vor allen Dingen, daß der Krieg baldigst beendigt werden und ihm, wie sie sich in beiden feindlichen Lagern ausdrücken, ein ehrenvoller und dauernder Frieden folgen möge. Der Begriff des ehrenvollen Friedens ist allerdings nicht ganz klar. Die Anschauungen über die Ehre sind so verschieden. Sie decken sich jedenfalls nicht immer mit den modernen und mit den christlichen Anschauungen. Ich glaube, daß ein großer Teil derjenigen Menschen, die jetzt das Wort vom ehrenvollen Frieden im Munde führen, unter einem ehrenvollen einen vorteilhaften Frieden verstehen, in dem der Feind nicht nur die Kriegskosten bezahlt, sondern auch die entstandenen Schäden reichlich ersetzt und dann noch möglichst eine feindliche Provinz als Beute abfällt. Der Begriff dauernd ist ja natürlich an und für sich klarer, aber ich glaube, daß ein großer Teil der Politiker auf beiden Seiten unter einem dauernden Frieden sich einen Frieden denkt, der durch Erwerbung neuer möglichst großer Gebietsteile die militärische Übermacht gegenüber den Nachbarstaaten sicherstellt oder vielmehr sicher stellen soll. Und gerade das ist, meiner Meinung nach, der große Irrtum, in dem sich die meisten Politiker be-

wegen. Die Annexionen noch so großer Landesteile gegen den Willen und ohne die Zustimmung der betreffenden Bevölkerung sichern keineswegs einen dauernden Frieden, sondern bilden im Gegenteil eine dauernde Gefahr für den Wiederausbruch eines Krieges und haben zur sicheren Folge nur drückende Militärlasten, die zum Schutze des Besitzes der neu erworbenen Landesteile nötig sind. ——————————

——————————————————

——————————————————

——————————————————

——————————————————

——————————————————

——————————————. Aber auch wenn jetzt nach dem Weltkriege ein Frieden geschlossen würde, in welchem keinem Lande Teile anderer Länder zufielen oder fortgenommen würden, also keiner der beteiligten Staaten von den anderen geschädigt würde, würde ein dauernder Frieden für Europa nicht gesichert sein, weil der Wunsch der nationalen Vereinigung in allen Völkern Europas ein so großer geworden; dieser Wunsch auch ein so natürlicher ist, daß nicht eher Ruhe eintreten wird, bis dieser Wunsch der Völker voll und ganz in Erfüllung gegangen ist. Das sehen wir am schlagendsten an den Italienern, die selbst ihre Ehre hintansetzen, um das Ziel zu erreichen, alle Italiener unter einem Szepter vereinigt zu sehen. Das sehen wir an den Ruthenen in Ostgalizien und ihrem Verhalten gegenüber den feindlichen, in das Land einrückenden Truppen, und an dem Verhalten der Serben in Bosnien, das sehen wir an den Polen, die trotz aller Anstrengungen und Geldopfer weder in den preußisch-polnischen Provinzen germanisiert, noch in Russisch-Polen in einem Zeitraum von über 100 Jahren russifiziert werden konnten. Das sehen wir auch bei uns in Deutschland, wo namentlich nach dem Kriege 1870/71 der Wunsch, auch die deutsche Schweiz und Deutsch-Österreich zum Anschluß an das Deutsche Reich zu bewegen, vielfach hervortrat. Das zeigt uns der Zionismus, dessen Großartigkeit freilich bisher nur von einem verhältnismäßig kleinen Teil der Juden erkannt worden ist. Sind diese nationalen Wünsche der Völker erfüllt und treten dann alle Staaten Europas zu einem europäischen Staatenbund

zusammen, der einen ständigen Gerichtshof für alle europäischen Staaten bildet und alle Konflikte der europäischen Staaten untereinander endgültig entscheidet, dann dürften Kriege der europäischen Staaten unter sich für alle Zukunft ausgeschlossen sein.

Von einem Ende Europas bis zum entgegengesetzten kommt man heut schneller als in den Zeiten meiner Kindheit von einem Ende des Königreichs Preußen bis zum anderen. Die Möglichkeit eines europäischen Völkerbundes ist also durch die Entfernungen nicht ausgeschlossen. Im Jahre 1866 haben sich noch die deutschen Staaten untereinander bekriegt. Bismarck hat im Jahre 1871 einen deutschen Staatenbund geschaffen, in dem Kriege untereinander, wie mir wohl jeder zugeben wird, ausgeschlossen sind. Dasselbe ließe sich mit Europa heute ebensogut machen. So wie im Mittelalter die Ritter und Städte sich nicht der fürstlichen Gewalt unterwerfen wollten und es schließlich doch tun mußten; so wie bis zum Kriege von 1870/71 die einzelnen Staaten Deutschlands sich nicht der kaiserlichen resp. Reichsgewalt unterwerfen wollten und es schließlich doch taten und einen deutschen Bundesstaat zum Vorteil und Segen des ganzen Landes gründeten, so läßt sich auch heute zum Vorteil und Segen Europas ein europäischer Staatenbund schaffen, mit nach der Anzahl der europäischen Einwohner der betreffenden Staaten geregelten Stimmrecht, mit oder ohne obligatorischen Anschluß Englands oder der Türkei, deren Schwerpunkt mehr in den anderen Erdteilen als in Europa liegt. Die Bildung von Nationalstaaten durch Volksabstimmung würde von den dadurch frei werdenden Völkern mit Begeisterung begrüßt werden. Sie ist gerecht und christlich und würde allen Völkern zum Segen gereichen, denn unterdrückt zu werden ist hart, aber zu unterdrücken ist auch nicht schön. Es mag für die Engländer gut sein, die es hauptsächlich mit unzivilisierten Völkern zu tun haben, deren Moral aber bei diesen Unterdrückungen entschieden gelitten hat. Zivilisierten Nationen gegenüber sind Unterdrückungen nicht angebracht, sie sind eines hochherzigen Volkes nicht würdig. Die Abgrenzung der Länder unter Berücksichtigung der geographischen Verhältnisse, Fluß- und Gebirgsgrenzen, Zugänge zur See usw. müßte durch das europäische Staatengericht endgültig entschieden werden und würde keine

größeren Schwierigkeiten bieten, als sie der Schluß des Weltkrieges hervorrufen wird, da zurzeit doch beide Teile oder wenigstens ein großer Teil der Bevölkerung beider Teile auf Gebietsveränderungen hofft oder damit rechnet. Was nun die dynastischen Interessen anbelangt, die freilich seit der Entwicklung des nationalen Gedankens mehr zurückgetreten sind, die aber in der Tradition und in der Anhänglichkeit der Majorität der Völker an ihre angestammten Fürstenhäuser eine volle Berechtigung haben, so könnte diesen Interessen dadurch Rechnung getragen werden, daß diejenigen neuen Nationalstaaten, die soweit sie es wünschen, aus ihrem bisherigen Staatenverbande austreten, sich einen Fürsten aus ihrer bisherigen Herrscherfamilie oder, wo sie mehreren Staaten angehören, aus einer der betreffenden Herrscherfamilien wählen müßten.

Daß die Ideen, die ich hier zu Papier gebracht habe, nicht nur Ideale sind, sondern sich auch in der Praxis durchführen lassen, daß sie zum Segen für die Entwicklung von ganz Europa dienen würden, daß sie die am Weltkriege beteiligten Völker vor den allen drohenden Enttäuschungen bewahren, das Selbstgefühl keines einzigen Volkes verletzen und die Regierungen vor der ihnen allen wahrscheinlich in Aussicht stehenden Unzufriedenheit ihrer Untertanen beim kommenden Friedensschluß bewahren und die Möglichkeit zu einem baldigen Frieden resp. zunächst Waffenstillstand bieten würden, daran zweifle ich nicht. Es fragt sich nur, ob unter den europäischen Staatsmännern Einer vorhanden ist, der imstande ist, so wie einst Wilhelm I. und Bismarck die deutschen Staaten und Viktor Emanuel, Cavour und Garibaldi die italienischen Staaten zusammengeschweißt haben, die europäischen Staaten zusammenzuschweißen mit dem vielen vergossenen Blut, das dann doch wenigstens nicht nutzlos vergossen wäre, wenn das Selbstbestimmungsrecht der Nationen und die Vereinigung der Völker Europas das Ergebnis dieses Weltkrieges sein würden; wenn an Stelle des heidnischen Grundsatzes: Gewalt geht vor Recht, wenigstens für Europa auch im Staatsleben der christliche Grundsatz in Kraft trete: „Recht geht vor Gewalt“.

Fräulein Hortense v. Beaulieu schickt mir eine Betrachtung unter dem Titel:

WAREN WIR VOR DEM KRIEGE ZU ÄSTHETISCH?

Ich entnehme ihr die folgenden Sätze:

Gleich nach der Kriegserklärung ging durch die Presse ein begeistertes Lobpreisen des Krieges als des großen Weckers der in faulem Frieden erschlafften Menschheit. Man pries ihn nicht nur als den Einiger der Nation, sondern als den Aufrüttler unseres (angeblich) stagnierenden Seelenlebens, als die in letzter Stunde eingetretene Errettung unseres in schwächlicher Überfeinerung, in Ästhetizismus entarteten Kultur. Man frohlockte, daß das Leben wieder einen großen Inhalt habe, daß man doch wisse, warum man lebe. (Vor dem 1. August hatte man es nicht gewußt.) Man war beglückt, daß nun mit allem künstlerischem Firlefanz aufgeräumt und die echten an Stelle der falschen Werte gesetzt wurden. Man jubelte, daß die ganze „undeutsche", dekadente Ästhetenkunst vom Sturm der großen Ereignisse fortgefegt werde, und verkündete in tönenden Worten eine neue Kultur, die gleich nach dem Kriege da sein werde, und gewaltige, himmelstürmende Dichtungen, Urausbrüche germanischen Geistes.

Über solch kühnes Schwärmen würde man hinweglesen, wie über so manches, das im Schwunge der Begeisterung von Journalistenfedern hingeschmettert worden, und das man nicht allzu genau nimmt, da es ja alles der löblichen Absicht entspringt, Stimmung zu machen oder zu halten. Man würde sich auch nicht wundern, wenn diese Stimmen aus dem Philisterlager kämen, wo man in der Kunst immer eine mehr oder weniger harmlose Spielerei gesehen, und der Literatur nur eine Daseinsberechtigung zuerkannte, wenn sie gute Gesinnungen ausbreiten half und das Dasein mit freundlichem Optimismus übergoldete. Man würde sich auch nicht wundern, wenn sie von denen kämen, die sich immer schon zu Hütern und Propheten deutscher Art und Kunst berufen glaubten....

Man kann es dem Philister wirklich nicht verdenken, wenn er sich mit der ihm allezeit eigenen Überlegenheit die Hände reibt und sagt:

„Da habt Ihr nun den Schwindel! Wir haben es ja immer gesagt, und nun sagen die Leute es selbst!" Und die zahlreichen Heimatkünste heben erwartungsvoll das Haupt, begierig, sich auf den Platz zu schwingen, den die „Ästhetenkunst" verlassen hat. Ein Sektiererkirchen-Bekenntmißton greift um sich, in allem, was Verantwortliche und Unverantwortliche literarisch von sich geben, in allen den „Briefen aus dem Felde", oder vor dem Auszuge. Einer spricht schaudernd von der „ästhetisch-unkeuschen Philosophie", der er gehuldigt vor der „Wandlung", und ein anderer findet im Platzen einer Granate höhere künstlerische Offenbarungen als in der „Neunten". (Die ja wohl bestehen kann, auch nach dem 1. August.) Alles dieses bringen die Zeitungen gerne, vieles unterstrichen, und mit kraftvollen Kommentaren, zur Beherzigung empfohlen. Und die meisten Leute lesen diese Bekenntnisse mit tiefer Ergriffenheit, sehen darin den Beweis der großen moralischen Läuterung durch den Krieg, merken nicht, daß in dem beglückten Staunen über das neue seelische Erlebnis, in dem gewissenhaften Sezieren und Registrieren der bis dato unbekannten „Massenempfindungen", in dem eitlen Stolz auf eine Wunde in dem bis sonst so gehätschelten und geliebten Körper (der hysterischen Eitelkeit stigmatisierten Nonnen), in dem ganzen verstiegenen Gebaren dieser angeblich Gesundeten, genau der selbe Geist steckt wie in dem „Individualisten", dem Ästheten, der vor dem Kriege war. Bezeichnend für diesen Ton ist z. B. das Bekenntnis eines, der nicht mitgehen konnte, in dem es ungefähr heißt: „Ich bin gemeiner als das niedrigste Tier, ich bin ein Verworfener, bin Straßenschmutz usw." Man kann diesen Ton, wie auch den Heldenkult, der mit jedem Jungen, der mitgeht, getrieben wird, nicht anders als hysterisch bezeichnen. Wie wohltuend sticht davon ab der sachliche Ernst, die phrasenlose Ruhe der Berufsoffiziere! Dieses „sich Verworfenfühlen", weil man nicht mitkann, hat seine unterstützende Parallele in den zahllosen Geschichtchen, deren Tendenz dahingeht, aufzuzeigen, daß ein Mensch, der sein ganzes Leben lang ehrlich der Kunst oder der Wissenschaft gedient hat, nichts ist gegen den bayerischen Soldaten, der mit dem Gewehrkolben los-

schlägt, daß ein Junge, der hochbegabt und fleißig, der ein tüchtiger Mensch und liebevoller Sohn war, beschämt dastehen muß vor dem nichtstaugenden Bruder, wenn dieser das Militärmaß hat, und er nicht. Und solche Geschichten sind nicht nur etwa zur Erbauung des kleinen Mannes, sondern sie werden von Gebildeten geschrieben und von Gebildeten mit Rührung gelesen, und es empört sich kaum jemand gegen die ungeheuerliche ethische Verwirrung, die in dieser „Heldenmoral" ist.

Wenn einem immer und immer wieder versichert wird, daß wir verwelschte Weichlinge waren vor dem 1. August und daß jetzt mit den großen Idealen auch die große Kunst kommen wird, so hat das laute Pathos dieser Versicherungen auf Augenblicke etwas Verwirrendes, so daß man sich an die Stirn faßt und frägt: Waren wir wirklich so ästhetisch belastet, so künstlerisch überfeinert, daß der Krieg in diesem Sinne als Reiniger und Befreier nötig war? Machen wir uns das doch nicht weiß! Es gab wohl „Ästheten" in und auf Gänsefüßchen, die sich selbst so nannten; es gab die Dame im Eigenkleid, die einen Band George auf ihrem Salontisch liegen hatte und Körper- und Seelenkultur trieb; und es gab den Jüngling mit der tiefdurchfühlten Weste, dem schlecht wurde, wenn man von Sinn und Inhalt eines Kunstwerks sprach, und dem politische Probleme zu banal schienen, um sich mit ihnen zu beschäftigen. (Dieser Jüngling ist es natürlich, der jetzt teutonisch rast und sich mit Inbrunst an die neue Sensation hinwirft, der das unerhörte, große, neue Kunstwerk prophezeit, und vielleicht aus sich selber gebären zu können meint.) Aber diese Ästheten waren doch nur fremde, erlesene Blumen auf einem Kartoffelacker, wie sie selbst bescheiden erkannten, Kulturmenschen unter Barbaren. Die Menge lachte sie aus, grade wie sie auch die wirklichen Künstler — außer den paar in der Berühmtheit glatt Gelandeten — auslachte. Das deutsche Volk aber war von diesen Ausnahmen wenig berührt, denn weder die Ästheten, die sich selber mit Stolz so nannten, noch die, die von der Menge mit diesem Schimpfwort benannt wurden, machten einen nennenswerten Bestandteil der Nation aus. ——————

——————————————————————

——————————————————————

——————————————————————

——————————————————————

——————————————————.*) Es ist eine Selbstverleumdung, zu behaupten, daß wir in der Stickluft der Geistigkeit und im Sumpfe des Ästhetentums vegetiert hätten, daß die Welt „gor und stank von den Zersetzungsstoffen der Zivilisation", wie sich ein sonst sehr geschmackvoller Schriftsteller etwas kriegsmäßig ausdrückt. Und es ist eine im Bekehrungsrausch getane Ungerechtigkeit gegen uns selber, wenn wir behaupten, vor dem 1. August keine deutsche Kunst' gehabt zu haben. Wir hatten — um nur ein paar typische Vertreter zu nennen — Hauptmann, Reger und Hodler, und wir können uns dessen freuen. (Der Name Hodler ist nicht etwa aus Versehen entschlüpft, denn wir nennen den Genius des Mannes unser, ob auch sein Verstand — oder Unverstand — sich gegen uns richtet.) Und so übertrieben wie die Anklagen gegen gestern sind die Jubelhymnen auf heute und morgen. Sicher werden die großen, erschütternden Ereignisse Einfluß auf die Kunst haben, besonders auf die Dichter, aber daß die „große neue deutsche Kunst und Kultur" gleich nach Beendigung des Krieges fertig sein wird, daran zu zweifeln, können auch die glühenden Propheten uns nicht hindern. Ein historischer Rückblick bietet uns k e i n e Beispiele von dem Aufschwung der Kunst durch den Krieg, auch nicht durch einen siegreichen. Kleist schuf seine Befreiungsdramen v o r den Befreiungskriegen und Hebbel dichtete seine Nibelungen zur Zeit politischen Elends. Wer hat die Kühnheit zu behaupten, daß nach 70 eine große nationale Dichtung, eine Blüte der Kunst entstanden wäre? Was die Kriegszeit bis jetzt hervorgebracht hat, ist nicht geeignet, uns die alte Kunst über Bord werfen zu lassen im Vertrauen auf die neue. Unsere Berühmten haben geschwiegen oder Gelegenheitsgedichte geliefert, die ihrem Kranze kein neues Ruhmesblatt zufügen. Dagegen ist allerdings eine enorme q u a n t i-

*) Diese Zeilen wurden „zur Veröffentlichung nicht zugelassen".

tative Zunahme der dichterischen Produktion zu verzeichnen. Der „dichterische" Wert dieser Produktionen hält ungefähr Schritt mit dem „künstlerischen" der patriotischen Ansichtskarten, mit dem „kunstgewerblichen" der Aschenbecher mit eisernen Kreuzen und „Nun wollen wir sie dreschen" dekoriert, der Schlummerrollen und Kravattenkästen mit „Ich kenne keine Parteien mehr" und Eichenlaub in Plattstich bestickt. Und indem wir diese Abzahlungen auf den Aufschwung der deutschen Kunst zur Kenntnis nehmen, können wir freudig feststellen, daß wir wirklich nicht mehr zu ästhetisch sind, wenn wir's jemals waren.

Frau Dr. Elisabeth Rotten schickt mir die Übersetzung eines englischen Aufsatzes von Louise E. Matthaei, Dozentin am Newnham College, Cambridge:

DER DIE VÖLKER LIEBT ....

Ein Versuch zum gegenwärtigen Kriege.

Folgende Sätze scheinen mir auch für deutsche Leser wissenswert:

„Laßt es nicht gelten, daß Erklärungen nichts fruchten, daß Handlungen ihre eigenen Anwälte und Sprecher seien. Kein unseligerer Irrtum ist je in eine gedankenlose Welt geschleudert worden. Handlungen vermögen weniger als irgend etwas andres, sich selbst zu erklären....

Dieser Kampf wird sein Ende nicht auf Europas Schlachtfeldern finden. Die letzte Entscheidung wird im Herzen und Hirn Europas zum Austrag stehen; hier wird der Kampf zum äußersten geführt, hier der letzte, todesernste Gang gefochten werden.

Aber wir werden mit andern Verbündeten und gegen andere Feinde kämpfen, als die wir jetzt dafür halten. Unsere Bundesgenossen werden uns an seltsamen Orten und in ungewohnter Gestalt Gruß bieten. Wir werden sie im Deutschen Reichstag und an den deutschen Universitäten

finden, in den Herzen und in den Ideen dieses großen Volkes. Vielleicht werden es zuerst stille Freunde, aber sie werden darum nicht weniger treu sein. Mächtige sittliche Kräfte harren allüberall in Europa, um uns die Hand zu reichen; aber sie harren noch, und unser ist es, sie mütterlich zu hegen und zu pflegen. Darum laßt uns an dieser Universität, die wir nicht im Fleisch kämpfen und nie so kämpfen können, den Kampf des Geistes beginnen! Wenn England nach jedem Arm ruft, so ruft Europa nach jedem Herz und Hirn.

Aber unsre Erklärungen müssen adlig sein, so wie der seelische Adel derer, die da fielen. Sollen unsre Gedanken niedriger sein, als sie in ihrem Tode waren? Es gibt eine Würde, eine Größe der Gedanken, die im Gefolge der edlen Tat sein sollten. Es gibt eine Zeit für Weißbücher und eine für Größe der Gedanken: eine Zeit für besondre und selbst für peinliche Anklagen, aber wenn dieser kurze Augenblick vorbei ist, laßt uns nicht mit leeren Händen, der guten Gedanken bar, dastehen. Man hat — mit Recht oder Unrecht — gesagt, wir seien unvorbereitet vom Kriege überrascht worden; sollen wir auch zum Frieden unvorbereitet erfunden werden? Soll der Friede über uns kommen und uns erstaunt finden, wie halbwache Kinder, die sich die Augen reiben und kläglich in eine verwandelte Welt blicken? Wir müssen gewappnet sein, aber unsre Waffen dürfen nicht Hochmut und Groll heißen, sondern jene beiden seien unsre Waffen, die allein gewaltige Gegenkräfte meistern können: wir müssen zum Kampfe schreiten, gewappnet in Vernunft und Liebe.

Nun ruhen Vernunft und Liebe gleichweis auf Erkenntnis. Wir können sagen, daß sie das Letzte der Erkenntnis sind, ihre gesunde Kraft und ihre Rechtfertigung. Darum müssen die, die ein Urteil der Vernunft fällen wollen, nach Erkenntnis suchen. Hüten sie sich aber vor dem Wahn, daß volle Erkenntnis in einem Lande und in einem Volke gefunden werden könne. Das Beste, was in diesem Augenblick der Welt geschehen könnte, wäre freies Kommen und Gehen für alle Gedanken aller Völker. Eine der verdammendsten Anklagen gegen den Krieg ist

die, daß er den freien geistigen Austausch verbannt und damit zerstört, was der Mühen von Menschenaltern zu seinem Aufbau bedurft hat. Wenn irgend ein Volk sich erkühnt, ein andres Volk zu richten, so wird die Welt diesen Richterspruch nicht annehmen, wenn er nicht auf Kenntnis und Erkenntnis gegründet ist: auf Kenntnis nicht der eignen Sache, sondern der des Angeklagten vor dem Richterstuhle; Erkenntnis, nicht aus den eignen Gedanken und Schriften geschöpft, sondern aus dessen Büchern, dessen Erlebnissen, dessen Befürchtungen und dessen Gesamtleben. Die über ein anderes Volk urteilen wollen, müssen dieses andere Volk kennen lernen. Mögen sie toben, daß sie jetzt nicht lernen können; sie mögen mit leidenschaftlichem Eifer nach neuem Zustrom von Erkenntnis verlangen, sie müssen hungern und dürsten nach Erkenntnis ihres Feindes."

KRIEG, HUMOR UND GOETHE

Man hat Goethe oft wegen seiner Teilnahmslosigkeit an den sogenannten Freiheitskriegen getadelt. In einem wenig bekannten Gedicht vom 14. Februar 1814 hat er jedoch einen Beitrag zum Kriegshumor geliefert. Er nannte es

KRIEGSGLÜCK.

Verwünschter weiß ich nichts im Krieg,
Als nicht blessiert zu sein.
Man geht getrost von Sieg zu Sieg
Gefahrgewohnt hinein.
Hat abgepackt und aufgepackt
Und weiter nichts ereilt,
Als daß man auf dem Marsch sich plackt,
Im Lager langeweilt.

Dann geht das Kantonieren an,
Dem Bauer eine Last,
Verdrießlich jedem Edelmann,
Und Bürgern gar verhaßt.
Sei höflich, man bedient dich schlecht,
Den Grobian zur Not;
Und nimmt man selbst am Wirte Recht,
Ißt man Profoßen-Brot.

Wenn endlich die Kanone brummt
Und knattert 's klein Gewehr,
Trompet' und Trab und Trommel summt,
Da geht's wohl lustig her.
Und wie nun das Gefecht befiehlt,
Man weichet, man erneut's,
Man retiriert, man avanciert —
Und immer ohne Kreuz.

Nun endlich pfeift Musketenblei
Und trifft, will's Gott, das Bein,
Und nun ist alle Not vorbei.
Man schleppt uns gleich hinein
Zum Städtchen, das der Sieger deckt,
Wohin man grimmig kam:
Die Frauen, die man erst erschreckt,
Sind liebenswürdig zahm.

Da tut sich Herz und Keller los,
Die Küche darf nicht ruh'n,
Auf weicher Betten Flaumenschoß
Kann man sich gütlich tun.
Der kleine Flügelbube hupft,
Die Wirtin rastet nie,
Sogar das Hemdchen wird zerzupft —
Das nenn' ich doch Charpie!

Hat eine sich den Helden nun
Beinah herangepflegt,
So kann die Nachbarin nicht ruh'n,
Die ihn gesellig hegt,
Ein Drittes kommt wohl emsiglich,
Am Ende fehlet keins,
Und in der Mitte sieht er sich
Des sämtlichen Vereins.

Der König hört von guter Hand,
Man sei voll Kampfeslust:
Da kommt behende Kreuz und Band
Und zieret Rock und Brust.
Sagt, ob's für einen Martismann
Wohl etwas Beßres gibt!
Und unter Tränen scheidet man,
Geehrt so wie geliebt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Herzog, Leopoldstraße 10, München / Druck von J. Schön, München

DAS FORUM

2. Jahrgang *Juli 1915* *Heft 4*

DER ERSTE WELTKRIEG

VON WILHELM HERZOG

AUFTAKT

Die große Zeit will ihren ersten Geburtstag feiern. Flinke Federn sind auch bereits mit der Abfassung von Fest- und Gedenkartikeln beschäftigt. Was in europäischen Landen während dieses reichen Jahres an Lügen, Infamien fabriziert, gedruckt und geglaubt wurde, was sich daran anschließend wirklich ereignete, wird noch einmal armen Lesern ins strapazierte Gedächtnis zurückgerufen. So war's, nickt der Bürger, genau so. Mit Serbien hats angefangen. Das konnte man beinahe vergessen. Serajewo. Österreichs Ultimatum. Rußland schützt Meuchelmörder. Der Zar befiehlt die Mobilmachung. Briefwechsel zwischen den um die Erhaltung des Friedens besorgten Monarchen: Georg — Wilhelm — Nikolaus. Inzwischen wird weitermobilisiert. Die Monarchen erklären, die Mobilmachung nicht mehr aufhalten zu können. Die Maschine läuft. Kriegserklärungen. Die Sozialisten aller Länder bewilligen einstimmig in jedem Lande die Kriegskredite. Belgien. Genug, wissen schon. Notwehr. Die Presse des Auslandes lügt, wie ihr telegraphiert wird. Inzwischen erfechten deutsche Truppen unter genialer Führung den Sieg bei Metz. Deutsche Prinzen zeichnen sich als Feldherren aus. Lüttich, Namur, Maubeuge, Antwerpen fällt. 14 Kilometer vor Paris. Nach der Schlacht an der Marne strategischer Rückzug. Seither Stellungskrieg im Westen. Alles überstrahlt ein Name, der im Osten auf-

ging: Hindenburg. Masurenschlacht. Die Sümpfe. Soll anfangs nicht beliebt gewesen sein, jetzt Deutschlands nicht mehr zu verdunkelnder Stolz. Deutschlands hehrster Held. Ostpreußen und Galizien vom Feinde gesäubert. Inzwischen hat sich der bisherige Dreibundgenosse zum Briganten degradiert. Przemysl und Lemberg wiedererobert. Das zweite Kriegsjahr — Einnahme Warschaus und Iwangorods. Ist der Krieg bald zu Ende?

* * *

Von wie schmerzlicher Hoffnungslosigkeit eine Erkenntnis begleitet sein mag, — wir müssen sie aussprechen, vorausgesetzt, daß wir bestrebt sind, uns von Illusionen freizuhalten und die Dinge zu sehen wie sie sind.

Dann ist zu sagen: wenn nicht alles trügt, so scheinen wir erst die Ouvertüre erlebt zu haben. Zwar setzte sie gleich als Furioso ein, dennoch: wir stehen erst im Beginn einer auf viele Akte berechneten Tragödie, ihr Ende ist nicht abzusehen, sie kann noch einmal so lange, sie kann noch drei, vier und mit kleinen Unterbrechungen zehn Jahre dauern, ohne daß der Weltenschöpfer, den wir zuweilen für einen geschickten Künstler hielten, ein Ende zu finden wissen wird. Wie sollten die kleinen Menschen, die er in dieser Welt regieren läßt und die er zu Urhebern einer unüberblickbaren Tragödie werden ließ, wie sollten sie ein Ende finden? Ja, vor nichts in der Welt scheinen sie sich mehr zu fürchten als vor diesem Ende. Kein Kulturvolk hat Furcht vor dem Kriege, nur vor dem Frieden schrecken sie alle zurück. Auf keinen Fall dürfen deshalb etwa die Bedingungen des Friedens erörtert werden. Die Bedingungen, unter denen ein Krieg mit Notwendigkeit ausbräche, dürfen dagegen während des Friedens so lange diskutiert werden, bis er wie von ungefähr wirklich ausbricht. Si vis pacem, para bellum. So verstehen wir denn auch, um wie viel leichter die Maschinerie des Krieges in Bewegung zu setzen

ist als die des Friedens. Das liegt schon daran, daß es erlaubt ist, sie vorher sorgfältig zu schmieren und auf ihre künftige Arbeit vorzubereiten, während die des Friedens nicht angerührt werden darf. Denn überall stehen hohe Strafen auf die Erörterung der Friedensziele.

Jeder fragwürdige Journalist, jedes Lümpchen von Kriegshetzer darf sich vor Ausbruch eines Krieges durch wüste Artikel als Patriot geberden, aber spräche heute ein Tolstoi von den Kriegszielen, die sein Patriotismus ihm aufstellte, er würde eingekerkert oder nach Sibirien verbannt.

Warum? Weil jetzt in dieser Zeit der Tat mit Reden, mit noch so gutgemeinten Worten nichts ausgerichtet werden kann:

——————————————————————

——————————————————————

—— Jetzt heißt es: durchhalten und siegen ——————

——————————————————————

——————————————————

Jede Gemeinschaft zwischen den kriegführenden Völkern ist aufgehoben. Aber ihre Argumente, ihre Forderungen, ihre Gesinnung, der Ausdruck ihrer Entschlossenheit und ihres Mutes, durchzuhalten und zu siegen, sind überall die gleichen.

——————————————————————

——————————————————————

——————————————————————

——————————————————————

——————————————————————

——————————————————————

——————————————————————

——————————————————————

——————————————————————

——————————————————————

——————————————.*)

*) Diese Zeilen wurden „zur Veröffentlichung nicht zugelassen“.

Die große Zeit schrieb dem Gelehrten, dem Künstler, dem Kaufmann vor, sich national zu begrenzen.

Wir haben gesehen, wie es ihnen in allen Ländern gelang. Bis zum 1. August 1914 war man überall würdelos. Viele bekennen es frei. Auch bei uns. Sie belegen es mit spassigen Beispielen, so war man würdelos genug, in Gasthäusern, die Hôtel du Parc oder Bellevue, Russischer Hof oder Savoy-Hôtel hießen, abzusteigen und zu übernachten. Ab 2. August 1914 jedoch hatte man Würde.

Nun gibt es aber Menschen, die nicht nötig hatten seit Kriegsausbruch ihre Würde zu beziehen, denen vielmehr schon vor dem 2. August 1914 die Würdelosigkeit eines Teils ihrer Mitmenschen nicht unbekannt war. Ihnen schien die ordinäre Imitationswut deutscher Bürger lange vor dem Krieg ein peinlicher Unfug. Und wenn es nach ihnen gegangen wäre, so hätte der draufgängerische Berliner Polizeipräsident nicht erst den Krieg abwarten müssen, um die Beseitigung fremdsprachiger Firmenschilder anzuordnen. Er hätte etwa den Kurfürstendammer Moulin Rouges, Boncourts, Queenbars die Konzession so lange verweigern sollen, bis ihren doch gewiß vor dem Kriege ebenso wie jetzt patriotischen Besitzern ein deutscher Name für ihre Bumslokale eingefallen wäre. Nur glauben wir, daß mit der Veränderung eines Cafépalastes, der bisher Picadilly-Café hieß und sich jetzt schlicht „Kaffee Vaterland" nennt, gerade so viel wirkliche Würde verbunden ist, wie etwa mit der Entwicklung einst ach wie bissiger Witzblätter oder literarischer Monatshefte, die bisher redlich und beschränkt der Heimatskunst fröhnten, ihren Partikularismus stolz schon im Titel bekundeten und ab 2. August bemüht sind, die Würde Alldeutschlands zu wahren. Unter Streichung der einstigen Firma, in je einem Feind gewidmeten Sonderheften.

Was ist in diese bedächtigen Bürger gefahren? Der neue Geist? Eine ungeheuere, ihre bisherigen Anschauungen ins Gegenteil umstürzende Idee? Gewiß, viele haben umgelernt in den ersten-

Monaten. Andere dagegen wollen schon wieder zurückfinden, und Literaten, die zu Beginn des Krieges Hetzartikel verfaßten, schicken einem bereits Dokumente der Menschenliebe.

Dem Kaffeehausbesitzer kann ich seine Sinnes- und Firmenänderung nachfühlen. Ihm blieben die Kunden fort, firmierte er weiter sein ehemals englisches oder französisches Ideal. Aber, was bewegt Männer des Geistes, ihre einstigen Ideen, die ihnen die höchsten dünkten und wofür sie oft leidenschaftlich zu kämpfen schienen, was bewegt sie, frage ich mich, diese Ideen aufzugeben? Weshalb? Wer zwingt sie dazu? Die allgemeine nationale Strömung? Sie will, so weit sie ehrlich und echt ist, keineswegs Renegaten. Sie verachtet im Gegenteil jene, die gestern so konnten und heute so und morgen wieder anders. Sie will aufrechte Charaktere, Menschen, die sich nicht hin- und herwerfen lassen, sondern für die Ideale, die ihnen einmal erstrebenswert sind, tapfer kämpfen. Diese Ideale mögen beschränkt, mögen von uns aus bekämpfenswert sein, aber die, die dafür mit persönlichem Mut und Einsetzung stärkster Energien fechten, sind wertvoller und vor allem ernster zu nehmen als jene, die liberal und aufgeklärt zu denken vorgeben, während ihre jetzige Haltung zeigt, wie wenig tief auf sie jene großen Geister gewirkt haben, die sie einst im Munde führten.

DIE PROPHETEN

Vor dem Krieg gab es in Deutschland nur einen großen Verband, dessen Mitglieder sich mutig und folgerichtig auch schon im Frieden für die Anschauungen und Forderungen einsetzten, wofür die überwiegende Mehrzahl des deutschen Volkes erst durch den Krieg gewonnen werden konnte. Von Deutschlands Weltherrschaft, seiner Einkreisung, der kommenden großen Auseinandersetzung, in genau der Fassung, wie sie sich dann auch ergab, haben deutsche Männer

lange vor dem Krieg unermüdlich gesprochen, ja, sie, die Schöpfer dieser Begriffe, hat man bekämpft, verlacht. Sie erhoben ihre warnenden Stimmen. Unermüdlich. Keiner, außer ihren Gesinnungsgenossen, nahm sie ernst; man hielt sie für übertreibende Chauvinisten, die ganz ungefährlich wären, weil — wie man wußte oder zu wissen vorgab — sie nicht den geringsten Einfluß auf die verantwortlichen Leiter der deutschen Politik hätten. Die großen Meinungsfabriken verspotteten zuweilen ihre überspannten Forderungen. Sonst bekümmerte man sich nicht um jene — wie nannte man sie doch? — Weltmachtphantasten. Für die große Mehrzahl der Deutschen war — trotz allen warnenden Vorzeichen — der Krieg plötzlich und überrumpelnd ausgebrochen. Er überraschte selbst — erinnern wir uns — den Deutschen Kaiser. Nur jene Männer, die dem ruhigen Bürger oft als fragwürdige nationale Schreier dargestellt wurden, waren auf ihrem Posten. Lange vor Kriegsausbruch haben sie auf die Gefahren hingewiesen, die Deutschland bedrohen, und sie erleben heute die Genugtuung, daß ihre Kriegsterminologie, einst verachtet oder belächelt, beinah' von der gesamten deutschen Presse wortwörtlich übernommen wurde, ja daß ihre einst originellen Klischees bis in die kleinsten Details nachgeahmt und millionenfach vervielfältigt wurden. So bricht das wirklich Schöpferische sich immer Bahn.

Diese Männer vom „Alldeutschen Verband" haben sich nicht gescheut, wo es ihnen notwendig schien, gegen die Regierung zu kämpfen, sie haben ihre Ziele unzweideutig aufgestellt und deren Anerkennung gefordert. Es sind Kriegsfreunde, gewiß; ja: oft Kriegsenthusiasten, weil sie im Krieg nichts Widriges, Häßliches, sondern im Gegenteil den großen Wecker neuer Tugenden sehen. Nicht den Zerstörer, sondern den Aufbauer. Er vernichtet ungeheuere Werte? Aber er schafft auch neue.

Es scheint mir Pflicht eines jeden ehrlichen Publizisten, sich heute mit der Tätigkeit dieses Verbandes, der viel zu wenig be-

kannt ist, zu befassen. Eine Analyse wird uns aufklären, was für Kräfte hier lebendig waren, wie diszipliniert und vorausschauend hier gearbeitet wurde, mit welcher Sicherheit der Krieg — unbekümmert um alle Friedensaktionen der angeblich Verantwortlichen — für 1915 prophezeit wurde.

Schon die Mitgliedschaft wichtiger und einflußreicher Persönlichkeiten aus allen Ständen, Parteien und Berufen hätte eine gewissenhafte Publizistik zu beachten gehabt und verhindern sollen, die Bestrebungen dieser sehr beachtenswerten Vereinigung leichtfertig zu verspotten. Dem Alldeutschen Verbande gehörten oder gehören Männer an wie der Generalmajor v. Keim, der Generalleutnant v. Liebert, Admiral z. D. Breusing, ferner: Oberbürgermeister, Generalsuperintendenten, Großgrundbesitzer, Chefredakteure, Geheimräte, Reichstagsabgeordnete, Landgerichtsdirektoren, Großindustrielle, Reeder, Universitätsprofessoren, also eine Schicht hochstehender Intellektueller, die im Gegensatz zu den bürgerlich-liberalen genau wissen, was sie wollen. Kann man ihre Ideen und Ziele auf eine Formel bringen? Was etwa wollen diese Männer, die sich bescheiden und unbekümmert um Mißverständnisse Alldeutsche nennen?

Sie wollen den nationalen Gedanken stärken, die Wehrhaftigkeit steigern bis zum letzten Mann, um so einem größeren mächtigeren Deutschland vorzuarbeiten, das dann berufen sein kann, die Weltherrschaft anzutreten. Ziele also, die heute niemand mehr als überspannt oder zu weitgehend bezeichnen würde.

Völkisch sind ihre Ziele, völkisch ihre Mittel, sie zu erreichen. Stärkt ein anderes Volk den nationalen Gedanken, steigert ein anderes seine Wehrfähigkeit, will ein anderes größer und mächtiger zu werden suchen, so ist es gerade deshalb bekämpfenswert.

Eine sehr instruktive Aufklärung über die politische Bedeutung des Verbandes gab jüngst Kurt Eisner in der „Neuen Zeit". Seinem Vorbild folgend, stelle ich mir die Aufgabe, von den Bestrebungen dieser leidenschaftlichen Patrioten an Hand der letzten Jahrgänge

ihres Bundesorgans, der „Alldeutschen Blätter", ein Bild zu entwerfen.

Am 4. Juli 1914, nach der Ermordung des österreichischen Thronfolgers, brachte das Bundesorgan einen Aufsatz unter dem Titel: „O du mein Österreich!" Hier finden wir bereits diese Sätze:

> In diesem Toten war Wille, und das mußte ihn erst recht zum Schicksalsmenschen machen, nachdem sein Vaterland, sein zukünftiges Reich, durch den Willensmangel Franz Josefs aus Rand und Band gebracht worden ist. Dieser Wille fehlt jetzt dem Habsburger Staate; wird ein anderer ihn ersetzen? Wer den Dingen auf den Grund geht, wird finden, daß seit Bismarcks Entlassung, vielleicht sogar seit dem Tage von Versailles kein wichtigeres Ereignis eingetreten ist, als Franz Ferdinands vorzeitiger Tod.

Ein Leitartikel der „Alldeutschen Blätter" vom 18. Juli 1914 äußert über Frankreich: „Die Nation glaubt nach vierzig Jahren endlich das Ziel ihrer Wünsche zu erreichen und erträgt in der sicheren Hoffnung auf baldige Entspannung das äußerste. Die Entscheidung muß schnell kommen, in den Jahren 1915 oder 1916 sollen die Würfel über das Schicksal Europas fallen."

Vierzehn Tage nach Kriegsausbruch werden die folgenden „Alldeutschen Feststellungen zur Zeitgeschichte" gemacht: „Weite Kreise des deutschen Bürgertums nennen uns seit langem das Gewissen des deutschen Volkes; wir haben diesen Ehrennamen entgegengenommen; nun liegt uns ob, zu erweisen, ob wir uns seiner wert und würdig waren.

Dürfen wir Alldeutschen sagen, daß wir die Vorzeichen des furchtbaren Sturmes aus Ost und West, der jetzt heranbraust, rechtzeitig spürten?

Haben wir, wenn das geschah, rechtzeitig unsere Stimme erhoben zur Warnung unseres Volkes?

Haben wir unser Warnen laut, klar und stetig genug fortgesetzt, ohne müde zu werden?"

Und nun folgen die Belege. Und da ist zu sagen, diese Alldeutschen haben wahrlich „die Vorzeichen des furchtbaren Sturmes recht zeitig“ gespürt. Und ohne müde zu werden, haben sie ihre Stimmen erhoben: „laut, klar und stetig genug“.

In diesem Rückblick auf ihre Tätigkeit äußern sie: „Was wir fanden, sei hiemit offen ausgebreitet vor Freunden und Feinden, vor Gesinnungsgenossen und Gegnern“: Und in der Tat ist das, was sie fanden, wert, festgehalten zu werden.

Schon im Sommer 1912 — also zwei Jahre vor Ausbruch des ersten Weltkrieges — unmittelbar nach der Zusammenkunft in Baltischport, brachten die Alldeutschen Blätter einen Aufsatz, der drei Wurzeln unserer notwendigen Feindschaft gegen Rußland aufzuspüren suchte: „1. die angeborene Abneigung der Slaven gegen den Deutschen, die sich aus der grundverschiedenen Veranlagung ergebe und die man ruhig Haß nennen könne. 2. die unausrottbaren panslavistischen Machtgedanken. 3. die besondere Feindschaft gegen Österreich, als dessen Beschützer das Deutsche Reich nach der „Nibelungentreue“ mehr als je gilt.“ Es kommt jetzt nicht darauf an, nachdem der Krieg da ist, über die Gründe zu streiten. Beachtenswert jedoch bleibt die alldeutsche Formulierung, die bis auf die Nibelungentreue sofort nach Kriegsausbruch — man entsinne sich der ersten Kriegsmonate — von der Mehrzahl aller Schreiber übernommen wurde. Man beschimpfte die Alldeutschen, aber ab 2. August bestahl man sie. Die Kriegsterminologie selbst liberaler oder sozialdemokratischer Zeitungen ist mehr oder weniger dem Sprachschatz der Alldeutschen Blätter entnommen.

Alles, was in den Alldeutschen Blättern seit Jahren über die Machenschaften unserer Feinde, über ihre geheimen Verträge zu lesen war, bekommen wir jetzt aufgewärmt vorgesetzt. Jeder Bürger erzählt es mit hochgezogenen Augenbrauen. Die Zusammenkunft in Baltischport? Abgekartete Sache! Um uns, dumme Deutsche, in Sicherheit zu wiegen. Die neue russische Ostseeflotte?

Warum wurde ihr Bau so beschleunigt? Weil England es wünschte. Serbiens Großmachtambitionen? Nur Rußland allein steckte dahinter. Deshalb ermutigte Rußland Serbien, mietete und schützte es Meuchelmörder. Rußland wartete nur auf die Gelegenheit, im Bunde mit England und Frankreich über uns herzufallen.

Hätte man zwei Jahre vor Kriegsausbruch Ohren gehabt, so würde man die am 27. Juli 1912 von den Alldeutschen bereits ausgerufenen Signale gehört haben. Man höre sie jetzt: „Die Zusammenkunft des Deutschen Kaisers mit dem Zaren hat in der gesamten deutschen Presse unter Führung der Offiziösen eine Aufnahme gefunden, die beweist, wie schlecht man bei uns über die Absichten der russischen Politik und über die Stimmung im Lande unterrichtet ist. Man redet von „Annäherung", von einer Fortsetzung der freundnachbarlichen Politik, die in Potsdam vor zwei Jahren eingeleitet worden ist, und zeigt, sich höchst befriedigt von dem Ergebnis der Besprechungen von Baltischport; den Gipfel der Zufriedenheit erreicht der Leiter unserer auswärtigen Politik — allerdings in partibus infidelium —, indem er harmlos und bieder vor der Kissinger Magistratsabordnung von dem alle Erwartung übertreffenden Erfolge des Reichskanzlers zu plaudern für nützlich hält."

Und nun wird auf Grund genauer Kenntnis der russischen Politik der Nachweis zu führen versucht und in Sperrschrift behauptet, daß „die Stimmung in Rußland niemals leidenschaftlicher deutschfeindlich" sei wie jetzt; „niemals ist mit mehr Eifer der Krieg nach Westen vorbereitet worden; niemals ist die Meinung in Volk und Heer mehr für diesen Krieg eingenommen gewesen; niemals hat sich die Regierung in Bezug auf den Krieg in größerer Übereinstimmung mit den volkstümlichen Neigungen befunden, wie eben jetzt." Im Juli 1912.

Die Alldeutschen Blätter prüfen sich auf Herz und Nieren, ob sie jemals den Friedensschalmeien auch nur flüchtig getraut hätten.

Niemals. Sie wußten, daß die große Auseinandersetzung einmal kommen, daß sie uns aufgezwungen werden wird. Der Verbandsvorsitzende, Rechtsanwalt Claß, hielt am 1. Dezember 1912 in Braunschweig eine Rede, in der er bereits hellseherisch die Konstellation von 1914 vorwegnahm: „Es sei ein schlechter Gewinn, jetzt vielleicht den Krieg zu vermeiden, um ihn wer weiß wie bald unter ungünstigeren Verhältnissen aufgedrungen zu bekommen; der moralische Eindruck des verminderten Ansehens dürfe nicht unbeachtet bleiben."

Der Vorstand des Alldeutschen Verbandes verschloß sich dem eindringlichen Mahnruf seines Vorsitzenden nicht. Er nahm einstimmig als Ziel und Leitsatz der Verbandspolitik folgende Resolution an:

„Die politischen Ereignisse der letzten Wochen haben den schweren Ernst der Lage des gesamten Deutschtums in Mitteleuropa enthüllt und klar gemacht, daß ihm der Kampf um sein Dasein nicht erspart bleiben wird . . . Von dieser Überzeugung ausgehend, ist der Gesamtvorstand des Alldeutschen Verbandes der Ansicht, daß das Deutsche Reich die Schwächung oder gar Niederwerfung Österreich-Ungarns nicht zulassen darf; er erblickt in dem serbischen Vorstoße gegen die Donau-Monarchie den ersten Schritt zu einem umfassenden Angriff des Slaventums gegen das Deutschtum und beurteilt die Frage des Strebens nach einem Hafen an der Adria unter diesem Gesichtspunkte."

Mit gerechtem Stolze dürfen die Alldeutschen Blätter vom 15. August 1914 dazu bemerken: „Was in dieser Entschließung des Jahres 1912 gesagt ist — es ist im Jahre 1914 eingetroffen, Wort für Wort."

Weiter. Auf einer Vorstandssitzung in München am 20. April 1913 faßte derselbe Verbandsvorsitzende die alldeutsche Anschauung von der politischen Lage Europas dahin zusammen: „Nach allem, was zuverlässige Gewährsmänner uns berichten, sind wir der Überzeugung, daß die Auseinandersetzung zwischen Rußland und uns in

allernächster Zeit stattfinden werde, sei es nun im Zusammenhang mit dem russisch-österreichischen Gegensatz, sei es im Wege eines unmittelbaren Zusammenstoßes."

Man fragt sich, warum war Claß, Rechtsanwalt und Verbandsvorsitzender, nicht österreichisch-ungarischer Minister des Auswärtigen oder Kanzler des Deutschen Reiches? Er wäre jedenfalls nicht überrascht worden.

Als zu Beginn des Jahres 1914 eine Entspannung eingetreten zu sein schien, und sich weite Kreise des deutschen Volkes durch Anbahnung von Verständigungskonferenzen beruhigt fühlten, sind die Alldeutschen etwa der Übermacht der Friedensstimmen gewichen? Haben sie ihre Meinung vom Ernst der Lage weniger laut zum Ausdruck gebracht? „Nein, dem Himmel sei Dank, nein!". „Nur immer lauter haben wir gerufen", betonen sie selbst, „gemahnt, immer nachdrücklicher an den Schlafenden gerüttelt, immer deutlicher, schärfer auf das Nahen der großen Stunde hingewiesen."

In Folge 5 der Alldeutschen Blätter vom 31. Januar 1914 steht zu lesen:

Und da will man von voraussichtlich friedlicher Entwickelung reden? Dies wäre um so leichtfertiger, als sich unter den Großmächten eine befindet, deren Tun darauf hindeutet, daß sie in den orientalischen Fragen vor einer höchst aktiven, um nicht zu sagen „aggressiven" Rolle durchaus nicht zurückscheuen will. Das ist Rußland. Seine Tatenfreudigkeit haben wir ja soeben nicht nur in Sachen der Militärabordnung zu spüren bekommen, aber die Tatenlust ist damit durchaus nicht erschöpft. Die Truppenanhäufungen an der armenischen Grenze, die fast fieberhaft betriebenen Ansammlungen von Kriegsmaterial unserer und der österreichischen Grenze gegenüber, die planmäßigen Rüstungen gegen Schweden deuten in bedenklicher Weise darauf hin, daß wieder einmal weite russische Kreise von jener Eroberungssucht befallen zu sein scheinen, die im Zarenreich mit großer Regelmäßigkeit längstens alle paar Jahrzehnte aufzuflammen pflegt.

Auf einer Vorstandssitzung zu Stuttgart, am 19. April 1914, steigerte der Alldeutsche Verband „seinen Warnungsruf zu höchster Deutlichkeit in dem Berichte des stellvertretenden Vorsitzenden, des Admirals Breusing, über die auswärtige politische Lage. Hier wurde — alles schon so oft Gesagte noch einmal großzügig zusammenfassend — den Tauben im deutschen Volke in die Ohren nicht gerufen, sondern geschrien!" Die tatsächliche Macht, die unsere Flotte darstelle, habe fertig gebracht, so führte Admiral Breusing aus, was die Unzulänglichkeit der Diplomatie nicht erreicht habe.

Man könne also zugeben, daß die Spannung zwischen England und uns nachgelassen habe, — das heißt aber nicht, daß England nun nicht mehr unser Gegner, oder daß es nicht mehr bereit sei, an feindlichen Machenschaften oder Unternehmungen anderer Staaten gegen unser Vaterland teilzunehmen. Das Gegenteil sei erwiesen. „Es wird übrigens allein schon durch die Tatsache erhärtet, daß England nach wie vor dem Dreiverband angehört... Frankreich ist auf dem Höhepunkt seines Hasses angelangt... Rußland häuft nur so die amtlichen Unfreundlichkeiten gegen das Deutsche Reich!"

Nachdem dies einmal festgestellt ist, kommt der Admiral zu folgenden Äußerungen:

„Die militärischen Maßnahmen an der deutschen und österreichischen Grenze sind geradezu bedrohlich: mobile Truppenmassen stehen unmittelbar vor unseren Toren. Man tut verwundert über diese Vorgänge — war man doch Rußlands nach Baltischport und Potsdam so sicher, daß man sich keiner unfreundlichen Handlung dieses Nachbarn versah. Unsere Freunde wissen, daß wir immer behauptet haben, unsere Diplomatie habe sich von den Russen täuschen lassen, und daß wir die gefährliche Irreführung unserer öffentlichen Meinung bekämpft haben. Heute kann es nur die eine Ansicht geben: An Englands Stelle hat Rußland die vor-

derste Kampfreihe gegen uns bezogen und Frankreich steht ihm ebenso bedingungslos zur Verfügung, wie es vorher England gefolgt ist.

Uns genügt die drohende Haltung Rußlands, seine militärischen Maßnahmen, sein unbedingtes Einverständnis mit Frankreich und dessen Kriegslust und Kriegsbereitschaft. So liegen die Dinge politisch — das Militärische wird von dem folgenden Berichterstatter noch besonders hervorgehoben werden. Wir sind seit langem der Überzeugung, daß die unnatürlichen Zustände in Europa, der Wille unserer Gegner, uns auszuschalten von jeder größeren weltpolitischen Betätigung — daß dies zu kriegerischen Auseinandersetzungen führen muß, daß es sich für uns längst nicht mehr ums Biegen handelt, sondern ums Brechen."

Schon nach diesen wenigen Proben werden wir den Anspruch des Alldeutschen Verbandes, sich als das „Gewissen des deutschen Volkes" betätigt zu haben, nicht mehr vermessen oder auch nur überspannt nennen dürfen. Denn wir sehen in der Tat, daß es ihm als einzigem möglich war, lange vor dem Kriege, die Katastrophe, ihre Rechtfertigung, alle Ahnungen und alle Argumente, die für den Krieg sprachen, in dieser Deutlichkeit zu entwickeln. Und so muß man diesen Männern recht geben, wenn sie selbstbewußt und in gehobener Stimmung von sich behaupten, auch ihr schärfster Gegner vermöchte kein anderes Urteil zu sprechen als dies, das des poetischen Schwungs nicht entbehrt:

„Ihr habt zeitig erhorcht das Herannahen der Flut,
Ihr habt zeitig erblasen den Warnruf vor ihr,
Ihr habt das Horn nicht von den Lippen gelassen bis zur letzten Stunde."

Hocherhobenen Hauptes können diese wackeren Wächter an all den andern vorübergehen, die eingelullt von Friedensflöten sich jenen unfruchtbaren Weltbeglückungsideen überließen, die dieser große Krieg hat zuschanden werden lassen. Aber die Arbeit der

wackeren Männer ist nicht beendet. Denn: „Nicht zur Ruhe geht's, nein, ungesäumt wieder hinauf auf den Wachturm als Späher nach dem, was kommt, als Künder von dem, was zu geschehen hat, als Gewissen des deutschen Volkes!"

„Als Künder von dem, was zu geschehen hat"... Was hat zu geschehen? Was fordert unser Gewissen?

Da es sich vorher so gut bewährt hat, wird es gewiß nicht geringeren Einfluß auf die kommende Gestaltung haben.

Hören wir also die Stimmen nach Kriegsausbruch.

Am 12. September 1914 überschreibt Admiral z. D. Breusing, der leider wenige Wochen später verschied, einen Leitartikel mit der katonischen Forderung: „Im Übrigen meine ich, daß Englands Weltherrschaft zu zerstören sei!"

So müßte jeder Aufsatz schließen, der sich seit Englands Kriegserklärung an uns mit unserem Verhältnis zu England beschäftigt. Aber wie selten liest man solche Worte. Täglich enthalten unsere Zeitungen Äußerungen der Entrüstung über Englands „Falschheit", „Selbstsucht", „Krämergeist", „Rassenverrat", „Geldgier", „Neid" und „Mißgunst"; aber wie wenige dieser Äußerungen schließen anders, als mit dem Ausdrucke einer schwachen Hoffnung, daß wir auch gegen England siegreich sein werden. Man könnte fast glauben, daß die Verfasser dieser Aufsätze die Sachlage nicht vollkommen übersehen.

England hat uns durch seine brutale Kriegserklärung zu erkennen gegeben, daß es dem deutschen Volke die Wege seines Aufstieges zur Weltmacht nicht frei geben will, daß es uns rücksichtslos schaden will, wo und wie immer das möglich ist. Diesen bösen Willen müssen wir brechen, koste es, was es wolle. Wir 67 Millionen Deutsche sind nicht gewillt, die Schmach auf uns zu nehmen, daß uns von den 45 Millionen Engländern der Fuß auf den Nacken gesetzt wird, wir sind nicht gewillt, uns unsere Zukunft durch einen bösartigen Neider zerstören zu lassen. Darum muß der Kampf mit England bis zur Vernichtung dieser Macht ausgefochten werden.

Frankreich, Rußland und Belgien müssen in einen Zustand der Ohnmacht versetzt werden, daß sie uns dabei nicht stören können. Das ist unter keinen Umständen zu erreichen, wenn wir diesen Gegnern nicht entsprechende Friedensbedingungen auferlegen, wenn wir sie nach dem Wunsche der Freunde sogenannter „Kulturpolitik“ ohne Gebietsverlust mit einer mäßigen Kriegsentschädigung davon kommen lassen.

In einem Aufsatz „Falsche Apostel“ vom 10. Oktober 1914 wird ausgeführt, man habe gehofft, daß der „Krieg und die von ihm ausstrahlende Kraftwelle wie mit dem widerlichen Ästhetentum der jüngsten Zeit, so auch von Grund auf mit jener Art von „Kulturpolitik“ aufräumen würde, die eine völlige Verwirrung alles gesunden politischen Empfindens herbeizuführen droht.“ Es scheint, daß man sich getäuscht habe. Und nun folgt eine heftige Polemik gegen den Herausgeber der „Preußischen Jahrbücher“, Hans Delbrück, dem vorgeworfen wird, daß er ja schon immer „ein erstaunliches Maß nationaler Selbstbescheidung bewiesen“ habe. Das Format eines Treitschke habe Delbrück trotz der Übernahme der „Preußischen Jahrbücher“ nicht erreicht.

Er habe es vielmehr fertig gebracht, „in dieser herrlich großen Zeit sein Gebet um den Sieg, wie folgt, zu formen: Gott bewahre uns davor, daß das Deutsche Reich jetzt nach dem Siege, den wir erwarten, in die Bahnen der napoleonischen Politik einlenke!“

Das geht den leidenschaftlichen Patrioten wider den Strich. „Solch Angstgestammel“, rufen sie, entspricht nicht dem, was das deutsche Volk sich von dem Ausgange dieses blutigen Völkerringens erhofft. Ferner sei es „ein Verbrechen, in dieser so schweren und ernsten Zeit dem Auslande Waffen gegen unsere amtliche Politik zu liefern“. Oder zweifele jemand, fragen sie in Klammern, „daß unsere Feinde es versäumen werden, den ihnen von Herrn Delbrück gebotenen Vorteil zu benutzen und das neutrale Ausland vor der drohenden napoleonischen Vergewaltigung zu warnen, die hier von deutscher Seite selber als möglich be-

zeichnet worden ist?" Drittens aber habe „sich Delbrück einer Todsünde wider den guten Geist unseres Volkes insofern schuldig gemacht, als er dessen gesunden Sinn in einer Zeit zu erweichen trachtet, in der nur äußerste Kraft und Härte uns frommen kann".

Denn sie allein, die Alldeutschen, wissen, was der gute Geist unseres Volkes, sein gesunder Sinn ist und was ihm frommt. Treitschkes Nachfolger degradiert sich selbst, da er noch nicht einmal Mitglied des Alldeutschen Verbandes geworden ist. Treitschke war oder wäre es längst.

Am 24. Oktober 1914 werden fesselnde „Beiträge zur Vorgeschichte des Krieges" geliefert:

Wenn die vom Alldeutschen Verbande verfolgte Politik, wenn seine unablässigen Warnungen vor den Angriffsabsichten des Dreiverbandes und seine stete Mahnung zum Ausbau unserer militärischen Machtmittel jemals einer Rechtfertigung bedurft hätten, so wäre sie durch den Ausbruch des Weltkrieges als gegeben zu betrachten. Das Ereignis, auf dessen naturnotwendiges Eintreten wir seit langen Jahren mit wachsender Bestimmtheit hingewiesen haben, dessen Zeitpunkt von den uns nahestehenden Offizieren fast mit mathematischer Sicherheit berechnet wurde, — es ist gekommen wie der Dieb in der Nacht. All die Friedensapostel, all die Lau- und Flaumänner, die die „alldeutsche Kriegshetze" nicht genugsam als „Ausgeburt einer überreizten Phantasie" abtun zu können glaubten, sind bescheiden zur Seite getreten und hüllen sich in ein verlegenes Schweigen. Der Fortschritt ihrer vielgerühmten Kultur, der nach ihrer Meinung jeden Krieg zwischen europäischen Völkern bereits heute zur Unmöglichkeit machen mußte, hat sich anscheinend doch nicht als stark genug erwiesen, um den geradezu banditenhaft eingeleiteten und ausgeführten Überfall auf Deutschland zu verhindern.

Wir haben diese sonderbaren Schwärmer, die in einer von Waffen starrenden Welt mit der Botanisiertrommel auf die Suche nach der blauen Blume des Weltfriedens gegangen waren, niemals ernst genommen; wir haben uns deshalb über ihre seltsam weltfremden und unwirklichen

Angriffe auch niemals ereifert, und nichts liegt uns heute ferner, als uns diesen so schmählich enttäuschten Kulturaposteln gegenüber in dem Ruhme einer weiterblickenden und durch die Ereignisse gerechtfertigten Politik zu sonnen. Hier hat die Geschichte für uns geurteilt; sie sind gewogen und zu leicht befunden worden.

Ernster, als diese harmlosen und reinen Toren, haben wir in ihrer Kritik allezeit diejenigen amtlichen Stellen bewertet, mit deren Politik wir durch die von uns verfolgten Ziele in Berührung gekommen sind.

Und nun folgt eine Kritik der von deutscher und englischer Seite unternommenen Versuche, zu einer Verständigung zu kommen. Diese Kritik richtet sich gegen die Gutgläubigkeit des Kanzlers, besonders aber gegen den Fürsten Lichnowsky, dessen Ahnungslosigkeit verspottet wird.

Die Nummer vom 24. April 1915 ist zum siebzigsten Geburtstag dem „Vater Keim" gewidmet. „Vater Blücher — Papa Wrangel — Vater Keim: wer wollte es leugnen, daß es beste, allerbeste Gesellschaft ist, in die der Volksmund, mit sicherem Instinkt für Persönlichkeitswerte, den unermüdlichen Vorkämpfer neudeutscher Wehrmacht versetzt hat." Von seinen Verdiensten wird gesagt, daß sie gerade jetzt ihre Krönung erfahren; „denn ohne die letzte Heeresvorlage kein deutscher Sieg, und die Heeresvorlage selbst nicht ohne Keim ..... So ist es selbstverständlich, daß in unseren Reihen der alte Recke niemals gefehlt hat, wenn es dem Kampf um völkische Hochziele galt."

Ein äußerst bemerkenswerter Aufsatz vom 5. Juni 1915 behandelt „Die Grundsteinlegung eines größeren Deutschlands" und mündet in diese Erkenntnis:

So lange England als Weltmacht besteht, wird und muß es aber in einem starken Deutschland seinen Todfeind erblicken und infolgedessen versuchen, stets von neuem eine Mehrheit von Gegnern zu dessen Niederringung auf den Plan zu bringen. Der Krieg zwischen ihm und uns geht nun einmal nicht um

so enge geographische Ziele, wie der zwischen Frankreich und Deutschland, sondern er geht um die Vormachtstellung zur See und die damit zusammenhängenden unschätzbaren Werte, und ein Nebeneinander beider Staaten, von dem manche Utopisten träumen, ist hier schlechterdings ebenso ausgeschlossen, wie es das Nebeneinander von Rom und Carthago war.

Der Gegensatz zwischen England und Deutschland wird deshalb bleiben, bis einer von ihnen endgültig zu Boden gerungen ist, und ob uns eine solche Niederzwingung Englands schon in diesem Kriege gelingen wird, darf vorderhand billig bezweifelt werden.

Wenn nicht in diesem Kriege, dann im nächsten. Aus dem unendlichen Reichtum an Material, das die Alldeutschen Blätter umsichtig und mit großer Zähigkeit zwecks Begründung ihrer Forderungen aufgestapelt haben, habe ich hier nur wenige und andeutende Zitate anführen können. Sie schienen mir für den alldeutschen Ideenkreis die charakteristischsten.

Alles, was die Alldeutschen wollen, scheint mir bis aufs Blut bekämpfenswert. Die Primitivität ihrer Weltanschauung, der Idiotismus ihrer Rassentheorien, ihr roher und menschenfeindlicher Idealismus, der klotzige Ehrgeiz ihrer Weltmachtspläne bei sichtbarem Mangel jeder Verfeinerung, ihre Gleichgültigkeit dem Menschlichen gegenüber, ihr Pochen auf die brutale Macht.

Ihre Wege und Ziele, ihre Worte und Mittel scheinen vielen plump, gewalttätig, unversöhnlich, abstoßend. Ihre Parolen hören sich an wie von Blechinstrumenten geblasen. Jeder feinere, stillere Ton ist ihnen von vornherein verdächtig. Es sind derbe Naturen, die grob auftreten und sich darum schon für die besten Deutschen halten. Andere sind ihnen Leisetreter, Friedenspsalmisten, Schwächlinge. So malt sich ihnen die Welt.

Und dennoch. Trotz allem: diese Menschen haben Recht behalten. Sie haben gesiegt. Ihre Prophezeiungen sind eingetroffen

Es hilft nichts, sich gegen die Erkenntnis einer Wahrheit zu sträuben.

Wir können sie bedauern, aber wir löschen sie nicht aus. Sie ist da. Wir dürfen uns nicht blind stellen.

Was die Welt jetzt durchmacht, daß die Millionen und abermals Millionen ächzen und jammern, daß die Menschen unfähig sind, Kriege zu verhindern, und daß sie sich in einem gewissen Zeitraum immer wieder auf einander stürzen müssen, haben viele unter uns nicht für möglich gehalten; sie wünschten es nicht zu glauben. Jene Alldeutschen dagegen, durch ihre andersartige Weltanschauung viel sorgfältiger vorbereitet, auf den Krieg besser eingestellt, wurden durch den Ausbruch der Katastrophe keineswegs überrascht. „Sie hatten zeitig erhorcht das Herannahen der Flut, sie haben zeitig erblasen den Warnruf vor ihr, sie haben das Horn nicht von den Lippen gelassen bis zur letzten Stunde."

Heute erleben sie ihren Triumph. Kleinlich schiene es mir, ihn zu schmälern. Daß wir als Besiegte vor diesen Triumphwagen gespannt sind, wollen wir es leugnen?

Jene alldeutschen Männer haben es immer betont: wir müßten uns entscheiden, Hammer oder Amboß zu sein. „Seit dem Abgange Bismarcks", so klagte der Generalmajor Keim in der „Täglichen Rundschau" vom 29. August 1914, „ist Deutschland immer mehr Amboß geworden für die Ränkeschmiede in Paris, St. Petersburg und London. König Eduard VII. hat die Formel gefunden, unter der Deutschland eingekreist und dann zur Ohnmacht verurteilt werden sollte, mit oder ohne Krieg. Seine höhnischen Worte: „Hunde, die bellen, beißen nicht", waren nicht ohne Berechtigung. Manchen großen Worten unserseits sind keine Taten gefolgt ... Das Moll der neudeutschen Politik, das uns so lange in Friedenssicherheit wiegen half, muß dem Dur großzügiger, rücksichtsloser Entschlossenheit weichen ... Wir brauchen in diesen Schicksals-

stunden Gewaltmenschen. Andere können es nicht leisten, ihnen ist der Hammer zu schwer."

Was ich an dieser mir siriusfernen Weltanschauung bewundere, ist ihre Folgerichtigkeit. Hätten die Geistigen diesen Elan und diese Konsequenz, wie viel näher wären wir unsern Zielen! Gelingt es denselben Gewaltmenschen, die diesen Krieg verursacht haben, auch den „gesicherten Frieden" zu machen, so dürfen wir auf den Ausbruch weiterer großer Zeiten hoffen. Diese alldeutschen Wächter haben sich als so ernst zu nehmende Propheten erwiesen, daß uns sträflicher Leichtsinn mit Recht vorgeworfen werden dürfte, mißtrauten wir von neuem ihren Stimmen.

Dem ersten punischen Kriege folgte nach zehn Jahren der zweite. Schon heute hören wir aus den Kreisen dieser die Zukunft vorausschauenden und zielsicheren Politiker, daß wir weiteren schweren Auseinandersetzungen entgegengehen, daß wir noch viele Opfer werden bringen müssen, um das völkische Ziel zu erreichen, das uns gesteckt worden ist. „Der Schicksalstag naht . . . Und wäre über uns Ragnarök, die Götterdämmerung, verhängt, dann lieber in tobender Schlacht, als in schleichendem Siechtum!" so rief vor Kriegsausbruch der Graf du Moulin-Eckart.

Also: dieser erste Weltkrieg darf und wird nicht der letzte sein. Abgesehen davon, daß ein Dauerfriede jeder naturwissenschaftlichen Erfahrung widerspräche, daß den Ausbruch eines Krieges nicht kleine Menschen verschulden (welch kindliche Anschauung!), sondern nur die Natur selbst, die sich entladen muß; abgesehen also von der biologischen Begründung des Krieges; selbst wenn die Natur nicht wollte, um das völkische Ideal zu erreichen, um das Herrenvolk auf dieser Erde zu werden, müssen wir die Schrecknisse dieser Weltkriege auf uns nehmen. Unsere Kinder und Kindeskinder werden es uns danken. Die Opfer werden nicht umsonst gebracht sein. Unsere Kinder und Kindeskinder werden gegen die französischen, englischen und russischen Kindeskinder so

tapfer und opferbereit dieses Herrenland verteidigen wie wir es für sie getan haben. Und aus dem alten Herrenvolk der Germanen wird dann ein Land der Götter erstehen. Sie werden Götter geworden sein, bevor sie Menschen gewesen sind. Dank alldeutscher Zucht.

* * *

Solange wir Kunde von Vorgängen auf dieser Welt besitzen, haben die armen Menschen vor unserer Zeit nie ein solches Morden erleben dürfen. Uns blieb diese große Zeit vorbehalten: wir dürfen die Ära des Weltkrieges einleiten: wir dürfen einst sagen, wir sind dabei gewesen. Menschen, die auf frühere Zeitalter mit dem ganzen Stolz des Bildungsphilisters herabblickten, Menschen des 20. Jahrhunderts, die es in der Kultur so herrlich weit gebracht hatten, die sich in den Wissenschaften und in den Künsten die vorgeschrittensten wähnten, die durch immer neue Erfindungen bald Raum und Zeit für überwindbare Hemmungen ansahen — Automenschen, Luftschiffer, Flieger, Globetrotter in allen fünf Weltteilen, internationale Kaufleute, Dichter, Maler und Gelehrte, — Mitglieder von Weltkongressen, Monistenbünden, Friedensgesellschaften, Bibliophilentagen, mit einem Worte: Kulturmenschen unterwarfen sich jubelnd dem vorgeblich gehaßtesten Herrscher, dem Krieg.

Sie empfingen ihn in wollüstiger Erregung, und jetzt ist er vielen von ihnen so lieb und wert geworden, daß sie den anderen Zustand, den friedlichen, beinahe als unnatürlich empfänden. Eine solche Zeit ist wahrhaft groß. Warum sollte sie nicht noch größer werden?

Der Ouvertüre wird das Hauptstück erst folgen müssen. Und diesen ersten Teil des — wie sagen die Feuilletonisten? — Weltendramas soll ein zweiter und dritter Teil krönen, so daß uns, um kein Abflauen der großen Zeit zuzulassen, eine Trilogie von Weltkriegen beschert werden wird. Diese Prüfungen werden uns läutern.

Dann erst werden die Vertreter der Religionen uns das Paradies zeigen, das im Frieden liegt und die Lehrer des Rechts werden — an Erfahrungen bereichert — wieder auf das Ideal der Gerechtigkeit weisen dürfen. Unser wird das Himmelreich sein. Die Imperative „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen" werden nach langem, langem Morden einen ehrlichen Sinn erhalten. Und die Priester aller Fakultäten, aller Konfessionen, aller sozialdemokratischen Parteien werden von neuem der Liebe pflegen.

* * *

Fassen wir also zusammen: wenn nicht alles trügt, wird dieser erste Weltkrieg keineswegs der letzte sein. Kann es nicht sein, so lange die Anschauungen herrschen werden, die ihn heute rechtfertigen. So lange die Mentalität der Völker auf die Ideale des Krieges eingestellt sein muß. Der nächste Krieg kommt, sobald sich die Völker ihn aufzwingen lassen, durch Mangel an organisierter Vernunft mit derselben Sicherheit und mit derselben Konsequenz, wie der erste.

Die Waffen werden bis dahin einen Grad der Vervollkommnung erreicht haben, daß noch imponierendere Leistungen, noch erstaunlichere Wunder sich vollziehen werden als etwa die der 42 cm-Geschütze und der österreichischen Mörser. Zwischen diesen Weltkriegen wird viel vom Recht zum Frieden, vom Segen des Friedens und von den Kulturaufgaben des Friedens geredet und geschrieben werden. Man wird weiter kunstbegeistert sein, man wird sich mit Rodin, Stefan George, Richard Strauß so wahllos wie unnötig beschäftigen, man wird die letzten Dinge erforscht zu haben glauben, man wird weiter soziale Reformen für wünschenswert halten, man wird weiter verdienen, Geld zusammenraffen, wie man im Krieg verdiente und raffte, auf daß fünf Sechstel der Menschheit auch fernerhin in geistiger und materieller Not dahin vegetieren, geistig und körperlich unterernährt bleiben.

Man wird weiter wuchern und Kirchen- oder Synagogenfenster stiften. Man wird jeden Kämpfer als unbequem, jeden freien Geist

als zügellos verdächtigen, um sich für seine eigene sklavische Gebundenheit zu rächen.

Man wird weiter Christ, sittenstrenger Gatte, Familienvater sein und sich selbst über Gott und die Welt lustig machen, sich eine Geliebte halten, die Sittenverderbnis der Großstadt beklagen, und zu Hause vor der Frau und ihrem Liebhaber kuschen. Kurz: man wird alle Merkmale der Kultur haben und ein innerlich verlogenes Leben führen. Keineswegs darin liegt die Unwahrheit ihres Daseins, daß die Menschen gegen viele vernunftwidrige Vorschriften durch ihr wirkliches Leben protestieren und daß das Absurde und Dogmatische ihrer Gesetze sich allmählich ins Natürliche umformt. Das Zwiespältige, Korrupte ihrer Lebensführung entsteht vielmehr allein dadurch, daß sie das, was ihre Triebe oder ihr gesunder Menschenverstand fordern, tun oder tun möchten, aber das Absurde ihrer Religion, ihrer Gesetze und Tafeln aufrechterhalten, daß ihr Streben nach Einheit zwischen Idee und Wirklichkeit, Geist und Tat zu schwach, zu matt ist, um sich neue Tafeln zu schaffen, daß sie gezwungen sind, zu heucheln, sich zu maskieren, gesellschaftliche Vorurteile zu wahren, Ehrbegriffe zu achten, die sie selbst täglich, stündlich durchbrechen.

————————————————————

————————————————————

————————————————————

————————————————————

————————————————————

————————————————————

————————————————————

————————————————————

————————————————————

————————————————————

——————————

In allen Ländern wird das gleiche Stück gespielt.

Ob sie sich bei uns alldeutsch, bei den Franzosen die wahren Patrioten, bei den Russen echtrussische Leute nennen, es ist gleichviel. Ihrem Einfluß und ihrer Macht danken wir diese große Zeit. In unserer Geringschätzung dieser Kräfte und in unserer eigenen Schwäche liegt unsere Schuld an diesem Kriege. Bleiben wir schwach, so wird die Geschichte unserem Zeitalter als Brandmal die Furie der Weltkriege aufdrücken dürfen.

AUSBLICK

Alles geht zu verwirklichen. Nur die Forderungen der Vernunft nicht. Mit Wollust werfen sich Millionen Menschen in ein Unternehmen, das sie wahnsinnig nennen. Ja, es gibt nur wenige, die dem Ungeheuerlichen, in dessen grauenvoller Mitte wir leben, nicht mit einer pathologischen Formel beizukommen suchen. Und dennoch: lieber Haß, Mord, Stichflammen, alle Mittel einer höllisch raffinierten Technik, die darauf abzielen, Menschen mit Menschenantlitz, mit Menschenseele, mit Menschenangst, mit Menschenliebe wie wir zu verkrüppeln oder niederzumähen.

Nur nicht der Vernunft gehorchen! Ja, auch nicht den Geboten der Religion oder der Liebe; vor allem aber: der Vernunft entfliehen! Denn jede Möglichkeit, den Frieden zu erhalten, haben Könige und Diplomaten — sie versichern's uns — versucht. Was halfs? Wir wollen keinem mehr glauben als dem andern. Wir wollen aber auch keinem besonders mißtrauen, denn ihre Hilfslosigkeit rührt uns. Nur hätte die Menschheit bereits soweit sich entwickelt haben können, daß sie ihr Leben nicht abhängig sein läßt von der notwendigen Unzulänglichkeit einzelner Menschen.

Selbst ein Bluthund von Diplomat braucht zur Verwirklichung seiner dunklen Pläne ein Volk, das seinen Argumenten blindlings vertraut. Er, der Realpolitiker, impft ihm Idealismus ein. Mit dieser Spritze fängt es an zu rasen, kämpft, vollführt Helden-

taten, berauscht sich an den großen Zielen, zu denen es berufen sei, und jedes fühlt sich auserwählt, denn jedes Volk nimmt von sich allein an, daß es ehrlich für Freiheit und Kultur kämpfe. Alle andern aber, die dasselbe sagen, lügen. Daß aber jedes seine Spritze bekommen hat, also mindestens bewußt nicht lügt, glaubt keiner vom andern.

Sähen die Völker endlich ein, daß sie ihren Idealismus einmal nur für ihre eigenen kleinen Angelegenheiten anwenden könnten, die man ihnen für unbeträchtlich, erst in zweiter und dritter Linie kommend, einbläut, sähen sie ein, daß ihr Egoismus, die Minderung ihrer Not, ihr Streben nach einem besseren und gerechteren Leben der zwar arg verleumdete, aber für sie einzig berechtigte Idealismus ist, sähen sie ein, daß der Kampf dafür sie vorwärts brächte, so pfiffen sie bald auf die Ausrufer verkitschter Idealismen, ließen sich nicht länger irreführen, sondern sammelten all ihre Kräfte, ihre Begeisterung, ihre bewunderungswürdigen Energien, um endlich einmal ihre — von fragwürdigen Köpfen — klein gescholtenen Ziele zu erreichen. D. h. sie eroberten sich das Recht, menschenwürdig zu leben, materiell und geistig, unbewuchert und unbevormundet, ohne Angst vor der Macht des Geldes und ohne Scheu vor Strafen oder Aberkennungen. Sie ließen nicht einzelne über ihr Leben verfügen, sondern riefen sich gegen die Vertreter der herkömmlichen Ordnung, die auf ihre Menschenfeindschaft und Menschenverachtung stolz sind, jene Geister zu Hilfe, die den Geboten der Vernunft zum Siege zu verhelfen suchen.

Um zu diesem letzten Kampf vorzudringen, müssen wir uns vor allem klar werden, welchen Verkennungen, Beschimpfungen, Verleumdungen wir ausgesetzt sein werden. Wir aber dürfen weder alter Freundschaft noch der lauen Zustimmung mehr oder weniger wohlwollender Neutraler achten. Wir müssen uns im Gegenteil von ihnen befreien.

Es darf nach diesem Krieg in Europa nur noch zwei Parteien

geben. Es gibt sie eigentlich schon jetzt im Krieg. Zu der einen gehören nicht nur rückschrittliche Elemente, die im Krieg ein Heil, einen Segen oder was weiß ich erblicken, ihr sind vielmehr alle jene Gelehrten, Künstler, Arbeiterfunktionäre, zuzurechnen, die bei den Wahlen oft einen Sozialdemokraten wählten, weil sie mit dem bestehenden Regime unzufrieden waren, oder weil sie wirklich sozialistisch zu denken glaubten, kurz: alle jene, die den Krieg bejahen und jetzt — bewußt oder unbewußt — zu Sklaven der großen Idee des Imperialismus geworden sind, gehören zu dieser einen Partei. Ihre Gegner sind jene Ideologen, die in jedem Krieg einen Fluch, ein Unheil sehen und auch in diesem Krieg, in dem wir stehen, nichts Heiliges erkennen können.

Es darf nur noch ehrliche Kriegsenthusiasten und Vernunftgläubige geben. Alle Zwischenstufen sind zu beseitigen. Sie stehen dem mörderischen Kampfe, der sich zwischen diesen beiden großen Fronten vorbereiten und entwickeln muß, als Franctireurs im Wege. Sie halten auf, ohne einem der Gegner zu nützen. Sie sind deshalb glattweg zu erschießen, sobald sie nicht den Mut besitzen, sich auf die eine oder andere Partei zu schlagen.

Menschen, die im Krieg einen Regenerationsprozeß sehen, sind konsequent, wenn sie wünschen, daß sich dann und wann die Welt durch ein frisch-fröhliches Blutvergießen regeneriere. Zu ihnen gesellen sich jene, die heute etwa äußern: „Aber sie müssen doch zugeben, es war vor dem Kriege nicht zum Aushalten. Diese Spannung. Marokko. Panther. Agadir. Serbien. Jetzt endlich atmen wir auf. Der Alp ist von uns genommen.“ Das einzig Bemerkenswerte an dieser Argumentierungsmethode ist, daß sie nicht zulassen darf, Ursache und Wirkung der von ihr behandelten Vorgänge nachzuprüfen.

Den Kriegsidealisten stehen jene Skeptiker gegenüber, die gerne als Verneiner, von plumperen Stirnen gar als vaterlandslos, als internationale Ästheten etikettiert werden.

Ein Krieg bis zum Weißbluten entbrenne zwischen diesen beiden großen Parteien in Europa. Neutralität werde nicht geduldet. Hier heißt es Farbe bekennen oder ins Gras beißen. Hier gibt es kein Techtelmechteln mit den Friedensfreunden oder mit gutem Europäertum, wenn man eben noch dem Kriegsrausch hingeben, die Vernunft als nüchtern und trocken verhöhnte.

Wir, die von der Vernunft berauschten Geister, werden jeden Anhänger Bernhardischer Ideen als Feind achten. Ja, wir bewundern die Kraft, die draufgängerische Energie der Alldeutschen, die geradeheraus ihre Forderungen bekennen, die ihre Ziele unverwirrt von irgendwelchen Humanitätsphrasen im Auge haben, mutig und ohne Furcht, nach obenhin anzustoßen drauflosgehen und dadurch — dieser Krieg zeigt es am deutlichsten — ganz außerordentliche Erfolge errungen haben. Diese Männer verdienen keineswegs — es kann nicht oft genug wiederholt werden — jenes geringschätzige Lächeln, das viele im Frieden für sie übrig hatten und so bekämpfenswert mir ihre Absichten scheinen, vor ihrem Mut und ihren folgenschweren Handlungen, denen ich an anderer Stelle nachzugehen suchte, sollte jeder Achtung haben, dem die geringe politische Aktionskraft des deutschen Volkes vor dem Kriege bekannt und eine schmerzliche Scham war.

Jene gemischte Gesellschaft jedoch von aufgeklärten „Intellektuellen“, die jeder Stimmung unterliegen, die gerade oben ist; die als Theatergänger heute auf Wedekind, morgen auf Oberammergau schwören; jener trinkfeste Bourgeoistypus mit künstlerischen Neigungen, Kulturwohnung mit Vorurteilsfreiheit im Frieden, und Blutdurst im Krieg; jener sich plötzlich auf seine Nationalität besinnende Mischmasch von Geschäftsinteressen, Patriotismus und burschikoser Frische, — diese brutale und innerlich ach so schwache Menschengattung wollen wir — nach dem Gebot der Apokalypse — ausspeien aus unserm Munde.

Man schimpft uns kompliziert, man wirft uns vor, wir hätten

nur für alles Verwickelte in Literatur, Politik, Philosophie Sinn und Verständnis, das Gradlinige, Aufrechte, Einfache, Schlichte, kurz: das Ganghofersche lehnten wir ab.

Diese Behauptung ist so töricht und falsch begründet wie alle jene zudringlichen über Patriotismus, Religion, Sittlichkeit, die wir lächelnd haben hören müssen.

So nannte man uns vaterlandslos, weil wir mit dem Lande, in dem wir geboren wurden, eine Idee, einen Geist, — also nach der Terminologie der realpolitischen Patrioten — etwas Unwirkliches, Phantastisches verbinden. Wir aber glauben, daß allein der Geist das Wesen eines Menschen wie eines Volkes kennzeichnet. Und daß der, der den geistigsten Ausdruck seinem Vaterlande wünscht, der ihm die Befreiung von der Herrschaft materieller Kräfte bringen will, recht daran tut, auf den Namen eines Patrioten zu verzichten, wenn er von Maulhelden und brüllenden Heimkämpfern in Anspruch genommen und dadurch erniedrigt und beschmutzt wird.

Sprechen wir von England. Ist Ramsay Mac-Donald ein Patriot? Oder übertrifft ihn der Lord Northcliffe an Vaterlandsliebe?

Mac-Donalds Auftreten mag den gegenwärtigen Machthabern der Regierung und der öffentlichen Meinung nicht opportun scheinen; gewiß. Aber eine Stunde kommt, wo man vielleicht fähig sein wird, die Mac-Donalds überall nicht nur als die vernunftbegabtesten, sondern auch als die mutigsten und tapfersten Söhne des Vaterlandes und der Menschheit zu werten.

* * *

Die Frage erhebt sich, sind wir auf die Welt gekommen, um uns gegenseitig zu bekämpfen, oder um — inmitten der ungeheueren wirtschaftlichen Kämpfe des Friedens — Gegensätze möglichst zu schlichten, Ungerechtigkeiten möglichst zu mildern oder auszumerzen? Welchen Sinn hat diese beste aller Welten? Haß, Kampf, Krieg,

Brutalität zu erzeugen? Und hinzuzufügen dem an Roheit wahrlich schon reichen Leben der Menschen?

Liegt Haß und Gemeinheit so tief in der menschlichen Natur begründet, wie aufrechte Pessimisten glauben, so verfügt sie doch in gleicher Weise — wir sehen es selbst in diesem Krieg — über Liebe und Güte.

Ja, alle offiziellen Religionen, alle Lesebücher schärfen großen und kleinen Kindern ein, daß aller Weisheit und Anfang in der Liebe und in der Güte bestände. Der Krieg unterminierte auch dieses Fundament. Menschlichkeit? Ein besuldeltes Wort: Man hat uns genarrt, betrogen, verraten, verleumdet, man tötet unsere Frauen und Kinder, man belegt offene Städte mit Bomben, man rühmt sich dessen, — und ihr sprecht von Menschlichkeit gegen einen solchen Feind? Nicht ein Volk, das nicht so spräche und keines merkt die Relativität seiner Argumente. Oder aber: Keins will sie merken, aus Furcht, sich zu schwächen.

Würden sie sich schwächen? Wir aber wollen, daß eine Zeit komme, wo Menschlichkeit nicht mehr Schwäche genannt werden wird.

Der Mensch, der einen Herrn nötig hat, ist ein Tier; sobald er Mensch wird, hat er keines eigentlichen Herrn mehr nötig; im Begriffe des Menschen liegt der Begriff eines — ihm nötigen Despoten, der auch Mensch sei, nicht. Jener muß erst schwach gedacht, damit er eines Beschützers, unmündig, damit er eines Vormundes, wild, damit er eines Bezähmers, abscheulich, damit er eines Strafengels nötig habe. Sowie es nur ein schlechter Vater ist, der sein Kind erzieht, damit es lebenslang unmündig, lebenslang eines Erziehers bedürfe; wie es ein böser Arzt ist, der die Krankheit nährt, damit er dem Elenden unentbehrlich werde, so mache man die Anwendung auf die Erzieher des Menschengeschlechts, die Väter des Vaterlands und ihre Erzogenen.

HERDER.

VORWORT ZU EINER ABHANDLUNG ÜBER ZOLA

VON HEINRICH MANN

Am vierten Forumabend, 18. Juni 1915, hielt Heinrich Mann auf meine Einladung einen Vortrag im Hotel Continental zu München über Emile Zola. Er stellte ihm als Einleitung diese Worte voran:

Im Augenblick, da ich beginnen soll, frage ich mich noch einmal, ob ich denn wirklich, wie die Dinge liegen, über einen nicht deutschen Autor zu Ihnen sprechen darf, — und tue es nur in dem Bewußtsein, daß wir — und die Andern — doch auch jetzt noch Europäer geblieben sind und von einander lernen müssen. Lernen keineswegs zu dem Zweck, um dann den, von dem man gelernt hat, um so sicherer aus dem Felde zu schlagen; sondern lernen, einfach um die Hochachtung vor einander zu pflegen, ohne die wir auf die Dauer auch uns selbst nicht mehr mit Recht würden achten können. Wer mit Leidenschaft die Größe seines Volkes wünscht, muß Sinn haben für die der andern.

Lernen aber werden wir um so mehr können, da es sich für uns in mancher Beziehung um ein Nachlernen handelt. In einer gewissen, soll man sagen Selbstgenügsamkeit, oder darf man sagen Selbstverliebtheit, haben wir letzthin manches versäumt, was bei anderen geschah, indes wir freilich immer reicher und mächtiger wurden; ich meine mit Bezug auf das Moralische, die Errungenschaften der Seele, die Anwendung des Geistes auf das Leben, das eben, was man die Kultur nennt. Ich weiß, man unterscheidet jetzt eine ausschließlich deutsche Kultur von der allgemeinen. Ich lasse dahingestellt, ob eine Notlage, der Zwang uns zu rechtfertigen, diese Unterscheidung

gezeitigt hat. Vielleicht glaubt man tatsächlich, ganz neue Bahnen entdeckt zu haben. Es wäre das erste Mal seit dreitausend Jahren. Die Bahn der europäischen Seele war bisher unausweichlich vorgezeichnet. Griechentum oder Christentum, Humanismus, Reformation und Revolution, alles hatte zuletzt den gleichen Sinn, und der heißt Befreiung, immer vorschreitende Befreiung. Europa hat kein Beispiel gesehen, daß die Macht allein, die Macht um der Macht willen, die menschenverächterische Macht und ihre Anbetung durch ein bestens organisiertes, restlos tüchtiges, aber untertäniges, aber revolteloses, und darum sich verflachendes Volk selbstständig Kultur gebildet hätte. Eine solche Macht profitiert höchstens von einer schon vorhandenen Kultur, dem Werk vergangener Geschlechter, die von ihr nicht wußten, und zu denen man sie nur auf geistigen Schleichwegen in Beziehung setzt. Gebildet wird Kultur heute einzig von der Demokratie. Sie ist es, die wir zu erlernen haben, da wir es so lange versäumten. Hätten wir es nicht versäumt, manches wäre vielleicht vermieden worden. Der Krieg, unter dem wir stehen, hat für uns den höchsten Zweck, uns aufmerksam zu machen auf unser großes Versäumnis. Denn das letzte Kriegsziel ist doch zweifellos ein inneres. Die äußeren Abenteuer mit ihren Schrecken und ihrem Glanz, haben im Leben eines Volkes keine tiefere Bedeutung, als im Leben jedes Einzelnen. Das wahre Schicksal eines Volkes entscheidet sich, genau wie das eines Menschen, im Innern.

Demokratie aber, was bedeutet das. Zuletzt nichts anderes, als was auch Kultur bedeuten sollte: Menschenpflege, die Würde und das Gewissen Aller. Also eine sittliche Grundforderung, wohl nie vollkommen zu verwirklichen; aber ihre Verleugnung und Verachtung wird nicht verziehen, weder von der Welt um uns her, noch von dem Geist, der die Geschichte lenkt. Und auch eine ästhetische Grundforderung; denn ohne die frei menschliche Entfaltung Aller als Voraussetzung und Grundmelodie, ist eine große

Dichtung heute so undenkbar wie die Größe einer Volksgemeinde. So will ich Ihnen von Emile Zola nicht nur darum sprechen, weil er hervorragende Romane geschrieben hat. Das war eine Folge der ersten Tatsache, daß er, der Dichter, als demokratischer Führer, als bewußtester Genius einer Demokratie, im Leben stand.

Gesprochen in München, am 18. Juni 1915

KRIEGSRELIGION?

VON LILI DU BOIS-REYMOND

Es waltet eine ausgleichende Gerechtigkeit; wer vor diesem Kriege am glücklichsten war, ist nun am unseligsten. Ich gehörte zu diesen Glücklichsten, denn nicht nur hatten wir gesunde Kinder, sondern auch die Möglichkeit, ihnen ein geistig und körperlich gesundes Leben zu verschaffen, und die Zuversicht, daß wir sie dazu erziehen könnten, an ihrem Teil an der höheren Entwicklung des Menschengeschlechts mitzuarbeiten.

Ich ganz persönlich hatte aber auch ein Glück, das meine Umgebung zwar milde belächelte, mir aber nicht erschüttern oder gar nehmen konnte: Ich glaubte an den Weltfrieden! Nimmt man dazu, daß das Talent zum Hassen mir ganz fehlt, und daß ich während der ersten 50 Jahre meines Lebens versucht hatte, der christlichen Religion soweit wie möglich nachzuleben, so brauche ich nicht erst zu sagen, daß ich mich seit nun fast einem Jahre in der Hölle befinde! Aber was mich am meisten verwirrte und den schärfsten Gegensatz zu meinem früheren Leben bedeutete — ich schien mich fast allein in dieser Hölle zu befinden — während die besten Menschen meiner Umgebung, die früher meine Weltanschauung ganz geteilt hatten, nun in meine Hölle hinunterjubelten, sie lebten in einer großen, erhebenden Zeit, und sähen einer herrlichen Zukunft entgegen!

Man hat so viel Lobendes über die Anpassungsfähigkeit unserer Industrie gesagt; alle Fabriken die früher Nähmaschinen oder Soxlethflaschen

fabrizierten, konnten über Nacht Granaten und Waffen herstellen. So kamen mir meine Freunde vor. Liebevolle, weiche Frauen, die früher keine Fliege hätten töten können, brachen in Jubel aus bei der Nachricht von der Torpedierung eines Transportdampfers. Eine würdige, fromme Greisin bekannte mir: Früher habe sie gegen das Fliegen „gemurrt", habe es vermessen gefunden, daß der Mensch nun auch das Luftmeer beherrschen wolle, aber nun müsse sie bekennen, daß sie Unrecht gehabt habe — „denn ach! unsere herrlichen Zeppeline!"

Und was ich in meinem kleinen Kreise erlebte, geschah auch in den großen Zusammenhängen der Religion, Zivilisation, Philanthropie — alles versagte! Während die militärischen Organisationen in bewunderungswürdiger Weise sich bewährten, litten alle diese Bestrebungen Schiffbruch — oder paßten sich an, wie die Fabriken!

Die Internationale sogar überhäufte sich gegenseitig mit Schmähungen, sobald ein Wort zugunsten der Verständigung laut werden wollte. Die internationale Freimaurerei (allerdings glücklicherweise mit Ausnahme von Deutschland!) erwies sich als sehr erfolgreich bei der Verhetzung und Einkreisung, das Rote Kreuz wurde schmählich verdächtigt, Pastoren und Missionäre aller Länder tauschten empörte und beleidigende Zuschriften aus, sofern sie nicht geradezu mit den Waffen an der gegenseitigen Vernichtung arbeiteten, auf den Gotteshäusern entstanden Beobachtungsposten, und die Kirchenglocken erklangen feierlich, um blutige Schlachten zu verherrlichen.

Bei diesen erstaunlichen Anpassungserscheinungen der Religion verhielten sich ihre Anhänger und Bekämpfer natürlich nicht tatenlos: Diese glaubten berechtigt zu sein, den allgemeinen Vernichtungskrieg nun mit Erfolg auch auf die Religion ausdehnen zu sollen, und hielten es für die dringlichste Pflicht, die noch vorhandenen Reste davon in den Herzen der Menschen zu beseitigen. Es beteiligten sich an diesem Werk hervorragende Vertreter der Wissenschaft, so daß man kaum wagte, die Umkehrung des bekannten Wortes auf sie anzuwenden und zu sagen: Gegen die Götter kämpft die Dummheit selbst vergebens!

Andere beschäftigten sich phantasievoll damit, auch die Religion dem Kriege anzupassen. Das Rezept war einfach: man nahm die Worte

„heilig“ und „Religion“, und koppelte sie beliebigen Kriegsrequisiten! Zum Beispiel: „Der heilige Egoismus“, „Der heilige Krieg“, „Der heilige Haß“ oder: „Die Religion des Hasses“, „Die Religion des Schützengrabens“, „Der Krieg und die Religion“. Solche Wortzusammenstellungen haben für so viele etwas ungemein Überzeugendes!

Aber, beim heiligen Teufel — für mich nicht! Und ich will und werde nicht glauben, daß es nicht überall Menschen geben sollte, die ebenso denken und empfinden, wenn sie es auch jetzt nicht auszusprechen wagen! Ich weiß das jedenfalls von vielen, die da draußen die blutige Arbeit dieses Krieges tun und dabei menschlicher und barmherziger geblieben sind, als die Heimkrieger. Sie müssen ihre Pflicht tun, wir aber sollten uns schämen, daß wir die unsrige nicht tun! Und wir sollten uns zu suchen und zu finden wissen in allen Ländern, und uns die Hände reichen, um dafür zu wirken, daß dieser heilige Krieg der letzte gewesen sein möge! Und die Geistlichen sollten sich die würdige Haltung des Papstes zum Vorbild nehmen und sich entsinnen, daß unser Gott ein Geist ist, dem man im Geist und in der Wahrheit dienen soll, und daß sie uns früher zu erzählen pflegten, er sei ein Gott der Liebe! — Ist er auch feldgrau geworden?

TRIUMPH DES TODES

SKIZZE VON ALEXANDER VON GLEICHEN-RUSSWURM

Der Tod feierte seinen größten Sieg. Sein triumphierender Einzug war dementsprechend prächtig und an untertänigen Schmeichlern fehlte es dem Triumphator nicht.

Sie hatten geflaggt und machten Musik, sie hatten Siegesbogen und Pyramiden aufgepflanzt, die aus Gebeinen künstlich errichtet waren, zierliche Girlanden aus Kinderschädeln zogen sich von Pforte zu Pforte, Gerippe von Roß und Reiter trugen und stützten den Aufbau. Man hatte nichts zu Ehren des Todes versäumt.

Seinen gierigen Nüstern wohlzutun, qualmte Weihrauch aus Pfannen, deren Flamme mit Köstlichstem gespeist wurde, mit nie wieder zu erringenden Schätzen und schauerliche Freudenfeuer waren regelmäßig auf seiner Bahn rechts und links entfacht.

Man warf bestes Menschenwerk, stolzestes Menschengut hinein und so wuchs jeder Feuerbaum zauberhaft bis in den schwarzen Himmel.

Das stolzeste und schönste jedoch für den großen Überwinder der Welt war das Gespann, das seinen dunkelpurpurnen Wagen ziehen mußte. Ein edleres Gespann und ein gequälteres hatte es noch bei keinem Triumphzug gegeben.

Zwei Gestalten, schmachvoll entblößt, mit edlen weißen Gliedern hielt der grausame Sieger am blutroten Zügel, zwei holde majestätische Frauen, die Haare aufgelöst, die Füße wund, die Rücken gezeichnet von der Peitsche des Lenkers.

Auch frohlockte der Sieger laut und höhnte die zu solcher Schmach Verdammten:

„Meine Erzfeindinnen, Liebe und Kunst, wie dünkt euch nun? Laßt ihr noch den Menschen von Unsterblichkeit träumen? Seid ihr gedemütigt genug? Erkennt ihr mich als Herrn? Alles, was ihr den Menschen schenkt ist sterblich, sterblich, sterblich! Trotz eures großen Worts. Dahin sind eure Versprechungen, eure stolzen Nacken gebeugt, Alles, was euer, ist nichts als Dünger für meine Felder. Ihr macht sie fett und gut, ewig Dienende. Nackte Liebe, du im goldhellen Haar, ich töte deine Trauer wie deine Wonne, eins um das andere erlischt. Sie lernen lachen, die weinen sollten, wenn es nach dir ging; sie lernen weinen, die lachen sollten, wenn es nach dir ging. Wo ist deine Macht? — Große Kunst, nackte, du im goldhellen Haar, was kannst du gegen mich? Ich ersticke im Keim, was du ersinnst, und setze den Fuß darauf. Melodien, denen du Unsterblichkeit versprachst, zerrissen jäh, wenn die Kugel deinen Träumer streckt, Bilder, fast schon lebend froh,

sinken in nichts zurück, sterben ungeboren. Was deine Träumer aber schon vollendet und heilig und unvergänglich priesen als höchste Ehre der Menschen, mit welchem Lächeln erwürgte ich's. Wie wenig brauchte es, um deine jahrhundertlangen Mühen zu vernichten! Welch ein Spiel, auf den Kram zu blasen, Säulen und Türme zu mähen, edles Wort zum Schweigen zu bringen, unerhörte Farbenjauchzer mit meiner Kohle zu schwärzen! Wo ist deine Macht?“

Die Gequälten, die Nackten taten nun wie so manches gequälte Tiergespann, das sich mit unnennbarem Ausdruck der Augen zum Trost eines ans andere schmiegt.

Sie legten die Wangen aneinander und hauchten beide vereint den Seufzer:

„Das kam, weil wir zu fern voneinander geraten waren, Schwester. Jetzt gehören wir zusammen“.

Und ihr gehauchter Seufzer wurde ein großmächtiges Wehen.

Und der ungeheure Siegeswagen des Todes geriet in Schwanken.

DIE „PATRIOTIN“

VON H. v. BEAULIEU

Jede an sich erfreuliche Erscheinung hat ihre unerfreuliche Nebenerscheinung. Wie neben der aus Herzensgröße sozial fühlenden, vom Gefühl zum Begreifen strebenden, vom Begreifen zur helfenden Tat getriebenen Frau die „Vereinsdame“ in all ihrer Schrecklichkeit steht, so neben der klugen, gütigen, selbstlos hülfreichen, mütterlichen Frau die „Patriotin“. Die, die mit dem 1. August ihren Beruf entdeckte, „patriotisch“ zu sein. Sie geht stolz mit einem Vereinszeichen umher — vielleicht noch stolzer als früher mit einem französischen Modellhut —, und sagt mit lehrhafter Betonung „auf Wiedersehen!“, wo sie früher adieu oder atjöh sagte. Denn seit dem 1. August boykottiert sie Fremdwörter wie Fremd-

waren; sie trägt eine Rolle Garn mit einer strafenden Rede ins Geschäft zurück, weil eine englische Bezeichnung auf dem Papier steht, ob auch der Ladeninhaber ihr versichert, daß es deutsches Fabrikat sei. Aber auf die „Marke" kommt es an; während sie sich früher von der ausländischen Marke imponieren ließ, schwört sie jetzt auf die deutsche, unbeirrt durch Nachdenken, das ihr sagen würde, daß es nicht patriotisch ist, den Geschäftsleuten in dieser ohnehin schon schweren Zeit mit solchen Quengeleien zu kommen. (Dazu hat sie Zeit, obwohl ihr Leben jetzt dem Dienste des Vaterlandes gewidmet ist!) Sie hält Razzia in ihrer Wohnung nach allem, was ausländischen Geruch hat, und ist ein strenger Zensor ihres Bücherschrankes. Das Bild einer englischen Freundin wird verbrannt und durch ein Hindenburgbild ersetzt. Sie verschickt Ansichtskarten mit einer gepanzerten Faust, zerstörten Städten und bombenspeienden Luftschiffen und unterschreibt ihre Briefe „mit treudeutschem Gruß", während sie früher farewell, addio oder au revoir schrieb. Auch in ihrer Rede regnet es Bomben und Granaten. Die Aufteilung Belgiens und die Invasion in England sind ihr selbstverständliche Kleinigkeiten. „Die Franzosen sind ja so feige," sagt sie (zu Anfang des Krieges), „die laufen ja alle davon." Sie glaubt solche Äußerungen ihrem Vaterlande schuldig zu sein und findet die in solchen Ton nicht Einstimmenden unpatriotisch. „Unpatriotisch" ist auch, wer Mitleid mit Belgien hat und die Zerstörung schöner alter Städte beklagt. „Warum führen sie Krieg mit uns?" ist die einfache Formel, mit der sie alle allgemein menschlichen Gefühle von sich weist. Als unpatriotisch verachtet sie auch alles Grauen über das entsetzliche Völkermorden, jede Traurigkeit über das Schauspiel, das das Europa des zwanzigsten Jahrhunderts der Welt gibt. Für die „Patriotin" ist der Krieg nicht etwas Entsetzliches, sondern etwas Herrliches, sie dankt Gott — natürlich dem Gott ihres Landes —, daß sie so etwas Schönes erleben durfte. Die Mobilmachung „machte" die Patriotin „mit", wie ein Fest. Zu Anfang des Krieges war sie immer im dicksten Gewühl zu finden, bis nach Mitternacht stand sie vor den Zeitungsexpeditionen und wartete auf Siegesnachrichten. Jetzt macht sie sich über die Verwundeten her; wo sie einen erwischt, muß er erzählen wo, wie und wann, und dann bekommt er eine Zigarre.

Sie ist nicht sentimental, mit glühenden Blicken liest sie von torpedierten Schiffen und blutig abgeschlagenen Angriffen. Wenn sie hört, daß ein Verwundetenzug angekommen ist, rast sie durch die Straßen und sucht auf den Bahnhof zu dringen um etwas zu sehen, fiebernd vor Gier nach Sensationen, von der Süße des Grauens trunken ... Mit Wollust erzählt sie die von unsern Feinden begangenen Greueltaten, keine Tatarennachricht ist ihr zu wild, um sie mit Entrüstungskommentaren zu verbreiten.

Wie schien mirs schwarz und schwärzt's noch gar,
Mir's immer noch nicht schwarz g'nug war!

Während ihre Stricknadeln rasseln, als könnte sie die Feinde damit spießen.

Die Patriotin mit höherem Aufschwunge fängt natürlich an zu dichten. Nach dem Muster guter Hausfrauen, die alles, was die Jahreszeit bietet, im Weck einmachen, kocht sie jedes Zeitereignis in einem Gedicht ein. Hindenburgs Siege, Weddigens Tod, die Torpedierung der Lusitania, Kriegsanleihe, Kriegsbrot, Kriegsgemüse — alles kommt in den poetisch-patriotischen Weck. Sie ist das Entsetzen der Redaktionen und der Stolz ihrer Mitbürger. Einige Personen gewidmete Gedichte tragen ihr Anerkennungsschreiben ein, die sie dann wieder den Zeitungen zum Abdruck gütig zur Verfügung stellt....

Ist die Patriotin eine alte Jungfer, so klagt sie, nicht zehn Söhne zu haben, um sie alle in den Krieg schicken zu können. (Wäre sie fähig, den Gram und Jammer einer Mutter um einen Sohn mitzufühlen!) Ist sie aber eine Mutter, so bringt sie ihren Kindern bei, Haß gegen unsere Gegner zu stammeln — in der Zeit, die ihre „Liebestätigkeit" im Dienste des Vaterlandes ihr läßt. Und sie ahnt nicht, daß sie ein Verbrechen begeht. Für sie gilt nicht das schönste Wort, das ein Dichter in Frauenmund legte: „Nicht mit zu hassen, mit zu lieben bin ich da!" Ihr Beruf ist hassen und hetzen, die Friedensfreunde haben keine schlimmere Gegnerin als sie, die rasende „Patriotin"....

AUS DEM „REQUIEM“

VON BRUNO FRANK

Diese beiden Gedichte stehen in Bruno Franks Erinnerungsbuch für eine Tote. Der Verlag von Albert Langen hat es in ungewöhnlich schöner und würdiger Ausstattung erscheinen lassen.

I.

Oh Trösterarme, die mir offen waren,
Oh Tröstermund, der sich zum Kuß erschloß,
Oh starker, süßer Duft aus dunklen Haaren,
Oh Frau und Freund, Geliebte und Genoß!
Not war ein Spiel, und Lüge die Gefahren,
Als noch Dein Dasein mir im Blute floß.
Um was ich stritt, des konnt ich mich entschlagen,
Und was mir wert war, hatt ich heimgetragen.

Doch holden Trostes Worte und Gebärden
Sie mundeten mir wie ein kühler Trank.
So kam ich wohl mit minderen Beschwerden,
Nur müde war ich, und ich schien Dir krank.
Jetzt aber kann ich nicht mehr heiter werden,
Erinnerung tut weh, und Hoffnung sank.
Ja, heute braucht ich Trost aus Deinen Händen,
Und eben heute kannst Du ihn nicht spenden.

II.

Wohl sah ich, Dunkler, Dich der Freundin winken,
Doch hab ich nicht an Deinen Wink geglaubt.
Wirst Du die Tränen nun vom Aug ihr trinken,
Da Du mir kaum den letzten Kuß erlaubt?
Ich sah sie matt an Deine Schulter sinken,
An Deine Schulter lehnte sich ihr Haupt.
Hält nicht ein süßes Haupt Dein Arm umfangen,
So weich die Haare und so zart die Wangen?

Ach, wenn Dein Arm Vereinigung beschiede,
Ich hätte lang Dich Säumigen gemahnt;
Doch wen er hält, den hält ein tauber Friede,
In den die Sehnsucht keinen Weg sich bahnt.
Ich weiß zu gut, daß hinterm schweren Lide
Der Schlummernde die Schlummernde nicht ahnt.
Und besser ist's, von wachen Schmerzen brennen,
Als ihr zur Seite ruhn und sie nicht kennen.

BEMERKUNGEN ÜBER STAAT UND GESELLSCHAFT

VON RUDOLF LEONHARD

Ein junger deutscher Dichter, der als Kriegsfreiwilliger hinauszog und jetzt schwer erkrankt heimkehrte, schickt mir die folgenden Aphorismen.

Die Politik der meisten deutschen Denkenden ließe sich einen „mäßigen Radikalismus" heißen.

Der Staat ist ein Entwurf zur Utopie der Gesellschaft.

Es ist das politisch Klügste und moralisch Verwerflichste, Moralitäten als politische Mittel zu brauchen.

Die Sentimentalität auch der unsentimentalsten Politik besteht in der ehrlichen Verfälschung, die das unvermeidliche System bedingt, ist der Pedanterie verwandt und äußert sich in wichtiger Geschäftigkeit, dem Pathos des Alltags.

Der Parteimann, der heute dem „Parteigänger" von ehemals entspricht, ist ein pedantischer Abenteurer.

Die Monarchie droht, sich des Prunks zu entkleiden und sachlich zu werden, ein Geschäft, wesenloser als Republik. Es gibt zwar noch Regenten, aber (vom Fehlen der Würdenträger zu schweigen) keine Prinzen mehr; wenigstens nicht in den regierenden Häusern. Dies datiert von der Zeit, wo die Monarchie eine Karriere war.

Soweit die Tätigkeit des Herrschers heute noch eine Tätigkeit bedeutet, ist sie der Dilettantismus als Beruf.

Die Vortrefflichkeit der Fürsten dauert viele Generationen; der hochselige darf (und muß!) höchstens in den innersten Gemächern des Palastes leise (und lächelnd) getadelt werden, der regierende ist selbstverständlich nicht übertrefflich und nicht übertroffen, und vom Kronprinzen erwartet die Fronde alles. — Sogar dürfte dies, ohne gehässig zu scheinen, nur ein Fürst aussprechen!

Da ein Kolonist niemals Deutschland zuliebe, sondern — im besten Falle — Afrikas wegen nach Kamerun geht, ist der Imperialismus nicht eine Ausdehnung nationaler Kraft, sondern eine Vorstufe des neuen Weltbürgertums.

Nicht nur das Bestehn, sondern sogar die Integrität der Nationen ist die Voraussetzung des Internationalismus — gewiß in der Realität, gewisser in den Begriffen.

Empörend bei einem Befehlsverhältnis ist nicht das Kommando, aber der Gehorsam.

Der militaristische Staat, der die Säuglingssterblichkeit bekämpft, handelt, erbarmungslos selbstsüchtig, wie die Gesellschaft es immer ist, etwa nach dem Gebot: der Mensch darf nicht vor Erreichung des militärpflichtigen Alters getötet werden.

Der Militarismus ist im Kriege, die Polizei nach dem Verbrechen gerechtfertigt; aber sie brauchen Krieg und Verbrechen zu ihrer Rechtfertigung.

Auch Größe verwechselt sich, auch Zeit erleidet das Geschick des Wesens, auch Katastrophen verflachen; und unter den Kriegen trifft es die monströsen wie die alltäglichen gleichmäßig, daß sie des Sieges wegen begonnen, des Krieges wegen geführt und des Friedens wegen beendigt werden.

Es ist nicht wahr, daß der Krieg Tugenden schafft — er macht sie nur evident. Und sollte es dazu — und sollte es wenn er sie schüfe — nicht weniger kostspielige Mittel geben?

Das darf der Denker verlangen, daß man ihm, wenn er den Krieg aus der Welt verlangt, nicht vorwerfe, er sei für den Frieden in der Welt!

Auf dem Wege zu den Auswandrerhallen blieb Reginus zwischen einer Kirche und einem Theater stehn und sagte: „Diese Welt ist wahrhaft vollkommen; für jede Sehnsucht gibt es ein Geschäft. Wir haben über allem den Unternehmer — was quälen wir uns um Gott?"

ZEITGEMÄSSES ÜBER KRIEG UND TOD
VON SIGMUND FREUD

In der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Imago" (4. Jahrgang, Heft 1, Verlag von Hugo Heller & Cie., Wien) veröffentlicht unter diesem Titel Sigmund Freud einen Aufsatz, dem ich die folgenden Stellen entnehme:

. . . Völker werden ungefähr durch die Staaten, die sie bilden, repräsentiert; diese Staaten durch die Regierungen, die sie leiten. ——

————————————————————

————————————————————

————————————————————

————————————————————

————————————————————

————————————————————

————————————————————

————————————————————

————————————————————

————————————————————

————————————————————

————————————————————

————————————————————

————————————————————

————————————————————

————————————————————

————————————————————.

Man wende nicht ein, daß der Staat auf den Gebrauch des Unrechts nicht verzichten kann, weil er sich dadurch in Nachteil setzte. Auch für den Einzelnen ist die Befolgung der sittlichen Normen, der Verzicht

auf brutale Machtbetätigung in der Regel sehr unvorteilhaft, und der Staat zeigt sich nur selten dazu fähig, den Einzelnen für das Opfer zu entschädigen, das er vom ihm gefordert hat. Man darf sich auch nicht verwundern, daß die Lockerung aller sittlichen Beziehungen zwischen den Großindividuen der Menschheit eine Rückwirkung auf die Sittlichkeit der Einzelnen geäußert hat, denn unser Gewissen ist nicht der unbeugsame Richter, für den die Ethiker es ausgeben, es ist in seinem Ursprunge „Soziale Angst" und nichts anderes. Wo die Gemeinschaft den Vorwurf aufhebt, hört auch die Unterdrückung der bösen Gelüste auf, und die Menschen begehen Taten von Grausamkeit, Tücke, Verrat und Roheit, deren Möglichkeit man mit ihrem kulturellen Niveau für unvereinbar gehalten hätte. . . .

. . . Wenn das wilde Ringen dieses Krieges eine Entscheidung gefunden hat, wird jeder der siegreichen Kämpfer froh in sein Heim zurückkehren, zu seinem Weib und Kindern, unverweilt und ungestört durch Gedanken an die Feinde, die er im Nahekampf oder durch die fernwirkende Waffe getötet hat. Es ist bemerkenswert, das die primitiven Völker, die noch auf der Erde leben und dem Urmenschen gewiß näher stehen als wir, in diesem Punkte anders verhalten — oder verhalten haben, so lange sie noch nicht den Einfluß unserer Kultur erfahren hatten. Der Wilde — Australier, Buschmann, Feuerländer — ist keineswegs ein reueloser Mörder; wenn er als Sieger vom Kriegspfade heimkehrt, darf er sein Dorf nicht betreten und sein Weib nicht berühren, ehe er seine kriegerischen Mordtaten durch oft langwierige und mühselige Bußen gesühnt hat. Natürlich liegt die Erklärung aus seinem Aberglauben nahe; der Wilde fürchtet noch die Geisterrache der Erschlagenen. Aber die Geister der erschlagenen Feinde sind nichts anderes als der Ausdruck seines bösen Gewissens ob seiner Blutschuld; hinter diesem Aberglauben verbirgt sich ein Stück ethischer Feinfühligkeit, welches uns Kulturmenschen verloren gegangen ist. . . .

ÄUSSERUNGEN

Herr Regierungsrat Kurt Kamlach schickt mir die folgenden beachtenswerten Sätze:

Ein Schlachtfeld, auf dem der letzte Seufzer starb, gleicht der Trümmerstätte eines in die Luft gesprengten Panoptikums: farbige Lappen, zusammengesunkenes Gerät aller Art, zerbrochene Waffen, gelbe Wachspuppen. Nichts mehr, was an bewegte Linien erinnert. Die herumliegenden Dinge und Gestalten haben mit dem Leben keine Gemeinschaft mehr. Grausen, Entsetzen und sonstige Berichterstattungsworte gelten hier nicht, seit die Todesschreie verstummten. Alles ward kümmerlich, trostlos, schmutzig, sachlich-nüchtern. Es handelt sich nur noch darum mit den Resten vernichteter Lebens- und Gebrauchsformen aufzuräumen. Das Feld muß wieder in geregelte Zustände gebracht, die Vorbedingung für erneute Tätigkeit geschaffen werden. Die Räder auch dieser Maschine müssen gut in einander greifen.

Das Sterben ergreift immer wieder, aber der Tote läßt gleichgültig, wenn man ihn zu vielen Hunderten gesehen hat. In seinen Zügen ist nichts von mystischer Majestät, aus diesen gelben Gesichtern blickt nur Leere, das Nichts. Kein wirklicher Ausdruck, die verschleierten Augen starren wesenlos. Mögen die Linien noch erinnern an die Lebensform — wer genauer sieht, wird nur Verfall und gleichgültige Ähnlichkeit erblicken. Es ist eine Täuschung trauernder Liebe, die Geschiedene mit Schlafenden vergleicht. Wer sich an das geschiedene Leben klammert, will gern das geliebte Bild noch zurückrufen. Aber diese Umrisse sind nur äußerlich, eine leblose Maske, mag Sehnsucht auch mehr zu sehen glauben ......

Man räumt auf: Die Waffen werden gesammelt, Wagen weggefahren, Trümmer verbrannt und die Toten zusammengetragen oder dort, wo sie gerade liegen, beerdigt. Nun soll bei den gefallenen Brüdern der Kameradschaft, der Treue über den Tod hinaus, dem Verlangen, noch

von dem geschiedenen Leben zu künden, Ausdruck gegeben werden, man will durch äußere Zeichen dem Empfinden derer daheim Rechnung tragen. Möglichst lange und deutlich will man ein sichtbares Zeichen zurücklassen von dem, der einst einen Namen trug, liebte und geliebt wurde. Und so bringt der Wunsch, die Erinnerung an die Stätte zu bannen, wo im Schoß der Erde sich die Reste auflösen, seltsame Formen hervor. Wenn Zeit und Material vorhanden sind, erhält der Hügel sein einfaches Kreuz, Namen, Rang, Regimentsnummer, und das erste Soldatengrab ergreift in seiner schlichten Einfachheit. Still liest man die Inschrift und gibt sich den eindrängenden Gedanken hin. Aber die Kreuze mehren sich, Hunderte heben sich im Acker empor, man liest flüchtiger die gleichmäßigen Worte, geht rascher vorüber und endlich werden Auge und Herz matt, die Buchstaben sagen nichts mehr, auch hier Abstumpfung, Gleichgültigkeit — —

Wo die Anzahl der Toten und die Eilbedürftigkeit es hinderten, Kreuze zu errichten, greifen Einfachheit und Schmuckdrang oft zu bizarren und grotesken Auswegen: zerbeulte Helme, Spaten, ——————

——————————————————

—————————— müssen dem Wunsche dienen, irgendwie die Stelle zu zeichnen, bis spätere Jahre ein besseres Grabmal ermöglichen, wenn nicht Sturm uud Regen den Hügel wieder spurlos dem Ganzen einfügten. Auch diese dürftigen Zeichen empfindet man zunächst als rührend in ihrer unbeholfenen Einfachheit. Wenn sie aber sich häufen, so wirken sie mehr niederdrückend ——————————

——————————————

——————————————————

——————————————————

——————————————————

——————————————————

——————————————————

——————————————————

——————————————————

——————————————————

——————————————————

————————————————————————

————————————————————————

————————————————————————

————————————————————————

————————————————————————

————————————————————————

————————————————————————

————————————————————————

————————————————————————

————————————————————————

————————————————————————

————————————————————————

————————————————————————

————————————————————————

————.

Die Toten und die Gräber! Im Felde wandelt sich manche liebgewordene Empfindung: Sollten wir hier nicht lernen können die Hülle der Geschiedenen vergehen zu lassen, ohne ihr ein äußeres Erinnerungszeichen zu setzen? Das wäre ein Rühren an jahrhundertealten Werten, an ein im Herzen tiefeingegrabenes Gefühl. Und doch könnten wir vielleicht die Kraft gewinnen, Tote nicht mehr anzublicken, die Formen sich auflösen zu lassen ohne schwere Denksteine, deren Inschriften nach wenigen Jahrzehnten nichts mehr sagen. Bedürfen wir der Gräber, um Erinnerungen wach zu halten? Eine gewaltige Wandlung würde es bedeuten, ein Kampf gegen fast heiliggewordene Anschauungen! Kann man ihn wagen? Und doch — — —

Dort, wo die Wiege unseres Stammes steht, wo heute noch der Priester das uralte Lied der Veden singt, wo indogermanisches Fühlen entstand, dort errichtet man den Toten keine Denkmale. In Feuer, Luft und Wasser vergeht die Form — — —

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Herzog, Leopoldstraße 10, München / Druck von J. Schön, München

DAS FORUM

2. Jahrgang *August 1915* *Heft 5*

MANNIGFACHE KRIEGSZIELE

VON WILHELM HERZOG

510 Zeilen (15 Seiten) wurden zur „Veröffentlichung nicht zugelassen"

DER BLINDE SPIEGEL

VON FRIEDRICH AUSTERLITZ (WIEN)

Einer der hervorragenden Köpfe der österreichischen Sozialdemokratie, der Chefredakteur der Wiener Arbeiterzeitung, schickte mir diesen ausgezeichneten Artikel. Die Zensur hielt ihn „wegen seiner teilweisen unrichtigen und übertriebenen Behauptungen" für geeignet, „den inneren Frieden zu stören und im Auslande ein falsches Bild zu geben von unseren Zuständen, das die Landesverteidigung schädigen" könne. Meine Anfrage, ob dieses Urteil auf den ganzen Aufsatz der Zensur zutreffend erscheine, wurde entgegenkommend beantwortet, auf mein Ersuchen der Essay neuerdings geprüft, und von den Ausführungen gestrichen, was nach den angeführten „Gesichtspunkten zur Veröffentlichung nicht geeignet" erschien.

Lesen wir die Geschichte alter vergangener Zeiten, so fällt uns vor allem auf, wie kärglich die Quellen sind, aus denen der Geschichtsschreiber den Ablauf der Vorgänge zu erkennen und darzustellen vermag. Das wird von dem Weltkrieg nicht gelten: an Quellen, aus denen sein Lauf zu schildern, wird es weiß Gott nicht fehlen. Und auch derjenige, der einer künftigen Menschheit erzählen wollen wird, wie die Völker, wie jedes Volk dieses unerhörte Geschehen getragen, welche Empfindungen es ihnen ausgelöst hat, wie es auf die Menschen und Klassen gewirkt, auch der wird, wenn er nach Zeugnissen Umschau hält, nicht in Verlegenheit kommen; weit eher wird ihn die Fülle und Überfülle der

Quellen, die seiner Darstellung zur Verfügung stehen, verwirren können. Denn in einem Maße, wie es noch kein Ereignis der Weltgeschichte gezeitigt, hat sich der Weltkrieg in gedruckten und dadurch unvergänglichen Zeugnissen widerspiegelt. Erwäge man, wieviel Zeitungen auf der bewohnten Erde erscheinen, daß der Krieg nun ein volles Jahr währt, und daß sich alle Zeitungen der Welt seit seinem Ausbruch ununterbrochen und ausschließlich mit dem Kriege beschäftigen: und man kann dann ermessen, was es bedeutet, die Zeugnisse zu sammeln, zu sichten, zu einem Gesamtbild zu vereinigen, wie der Krieg auf die Menschen und auf die Menschheit gewirkt habe. Dazu die Schilderungen, Darstellungen, Untersuchungen in den Büchern und Broschüren: die Aufgabe, aus der Masse dieser gedruckten Zeugnisse ein Urteil darüber zu gewinnen, wie die Wirkung des Krieges auf die Menschen war, stellt sich vorweg als unlöslich dar. Und doch ist sie weitaus die wichtigste Sache, ungleich wichtiger, als was von der Kriegswissenschaft als Lehre und Erfahrung des Krieges niedergelegt werden wird. Denn in der Bereicherung und Vervollkommnung der Wissenschaft des Massentötens wird nur der Antrieb zu neuen Kriegen überliefert werden; davon, wie der Weltkrieg auf die Menschen gewirkt und wie die Menschheit auf ihn reagiert hat, wird im tiefsten Sinne die Möglichkeit weiterer Kriege abhängen, die Möglichkeit abhängen, daß dieser größte Krieg der Menschheit endlich ihr letzter sei. Wird er die Menschheit in dem Zustande zurücklassen, in dem sie sich jetzt dem Scheine übervieler Zeugnisse nach, befinden soll, nämlich im Zustande der Begeisterung für den Krieg, der Liebe zum Krieg, der Lust an dem Krieg, so wird ihr der psychologische, der ethische Widerstand gegen einen nächsten Krieg versagt bleiben. Umgekehrt: wenn sie sich des Entsetzens des Krieges bewußt wird, wenn das Grauen vor diesem Schrecknis in ihrer Seele haften bleibt, so empfängt die Menschheit die stärkste, die eigentliche Kraft des

Widerstandes gegen den Krieg, der jede Wiederholung des Weltkrieges — und ein nächster Krieg müßte sowohl im Umfange wie in der Furchtbarkeit seines Wütens nur noch größer und entsetzlicher sein — unmöglich macht. Bleibt in der Menschheit die Befriedigung darüber, daß ihr dieses gewaltigste Erlebnis vergönnt war, lebendig, so verliert der Krieg gegen den Krieg alle Aussicht. Wird sein geistiger Niederschlag aber das Grauen ob dieser Massentötung und Massenverwüstung werden, so verliert die Kriegsmöglichkeit ihre unerläßliche Voraussetzung. Wie der Krieg auf die Menschen und auf die Menschheit wirkt, ist vielleicht die wichtigste Frage.

Darüber ist nun keine Täuschung möglich: Würde der Geschichtsschreiber die Wirkung des Krieges auf die Menschheit seiner Widerspiegelung in der Literatur und insbesondere in den Zeitungen — es ist hier überall von der bürgerlichen Welt die Rede — ablesen wollen, so könnte er nur finden und feststellen, daß die Menschen allerorten und in allen kriegführenden Ländern über die Tatsache des Krieges in —————————— Begeisterung ausgebrochen seien. Aus diesen Zeugnissen könnte er nur erkennen, daß der Krieg, unabhängig von seinem bestrittenen Ursprung, Zweck und Ziel, überall mit Leidenschaft empfangen und mit Leidenschaft geführt wurde; diese Zeugnisse müßten ihn zu der Überzeugung verführen, daß der Krieg, von seiner angeblichen Notwendigkeit und Zweckdienlichkeit ganz losgelöst, daß also der Krieg gleichsam als Befreiung, Erlösung, Erhebung begrüßt worden ist. In seiner Spiegelung in den Zeitungen erscheint der Krieg durchaus als volkstümlicher Krieg. Hier ist nicht die Rede von einem besonderen und bestimmten Krieg, der etwa durch eine besondere Gefährlichkeit oder Verächtlichkeit des Gegners innerhalb der Bevölkerung Anklang gefunden hätte; hier wird vielmehr an das Preisen des Krieges als der Auslösung und Entbindung höchster Kräfte und Tugenden der Menschheit gedacht.

7 Zeilen wurden zur „Veröffentlichung nicht zugelassen"

Die Zeitungen scheinen die getreueste Widerspiegelung des ungeheuren Geschehens, und müßten als das lauterste und untrüglichste Zeugnis, als kristallklare Quelle gelten. Aber ist das nicht Schein und Trug? Mitten im Weltkrieg wollen wir uns darauf besinnen, wie der Spiegel beschaffen ist, der uns das Bild des Krieges wiedergeben will, wie diese Zeugnisse zuwegekommen und was in diesen Quellen als bewußte Beimischung mitfließt. Die Untersuchung, wie der Krieg seine äußerliche Volkstümlichkeit erhält und wie seine echte Volkstümlichkeit produziert wird, kann restlos nicht bewältigt werden. Aber bevor vielerlei dem Auge entschwindet, soll es unserem Erinnern einverleibt werden.

15 Zeilen wurden zur „Veröffentlichung nicht zugelassen"

Die Zensur

8 Zeilen wurden zur „Veröffentlichung nicht zugelassen"

In Österreich kann während des Krieges nur gedruckt werden mit obrigkeitlicher Erlaubnis ——————————————

2 Zeilen wurden zur „Veröffentlichung nicht zugelassen"

die Zensur ist zu keiner Rechenschaft verpflichtet, ——————

2 Zeilen wurden zur „Veröffentlichung nicht zugelassen"

Man würde die Wirkung ——— falsch einschätzen, wenn man ihre Wirksamkeit nur in dem berühmten „weißen Fleck" erkennen wollte. Die Spuren, die sie äußerlich hinterläßt, sind von ihrer Wirksamkeit nur ein recht bescheidener Teil. Weit eindringlicher bewährt sie sich noch durch die „vorbeugende" Kraft, die von ihrem bloßen Dasein ausgeht.

73 Zeilen wurden zur „Veröffentlichung nicht zugelassen"

Die Zensur ist überall nur eine Einrichtung des Krieges, vor ihm nicht bekannt und erst aus seiner Not erwachsen. Deshalb jene Ungeschicklichkeit der Zensoren, von der dieses oder jenes Übersehen Kunde gibt, wogegen Wiener Zensoren mit einer Perfektion hantieren, wie sie nur eine jahrzehntelange Vertrautheit mit der Sache hervorbringt.

25 Zeilen wurden zur „Veröffentlichung nicht zugelassen"

Halten wir uns also gut vor Augen, wenn wir die Widerspiegelung des Krieges in den Zeitungen prüfen und erwägen: es kommt in diesen „Spiegel" nichts hinein, was die Kriegswelt nicht in ihn hineinläßt. Darnach werden wir Wert und Beschaffenheit dieser Zeugnisse schon verstehen.

Dieser so gearteten Zensur kommt nun die Wesensart der Zeitungen in Österreich, und ganz besonders der Zeitungen in Wien, außerordentlich entgegen. Man lasse sich durch das Geschrei, das sie anfänglich gegen die Zensur erhoben, nur ja nicht irre machen. Was sie an der Zensur unangenehm empfinden, war das, was vielleicht ihr Nutzen ist: daß sie der skandalösen Anhäufung von „Sensationsmeldungen", wie sie die Wiener Presse liebt, hindernd in den Weg trat und dadurch ihr Geschäft störte. Eine M e i n u n g in diesen Zeitungen zu unterdrücken, ist die Zensur nicht imstande: weil sie darin keine vorfindet. Eine Geistigkeit vergewaltigen, die nach Ausdruck strebt, wird hier die Zensur nie vollführen; weil nach ihr diese Presse niemals ein Verlangen getragen hat. Eine Presse, die im Frieden nie konfisziert wird, ist auch im Krieg ungefährlich: die hat sich selbst an die Kette gelegt und besondere Vorkehrungen gegen ihre überströmende Tadelsucht werden niemals nötig werden. Wenn der Krieg die Freiheit der Meinungsäußerung gar nicht beschränkt hätte, so hätten Blätter

dieser Art doch nichts zu äußern, weil sie eben nichts meinen. Das Grauen, das für jeden Leser von Geschmack von den Wiener Zeitungen ausgeht — und es ist ja innerhalb des bürgerlichen Publikums in Wien eine wahre Flucht zu den Berliner Zeitungen zu beobachten — rührt wohl vor allem von ihrer entsetzlichen Monotonie her. Sie gleichen nicht bloß alle einander wie ein Ei dem anderen, sondern eine jede Nummer ist eine platte Wiederholung aller anderen. Das Wiener Hauptblatt hat in den zwölf Monaten des Weltkrieges eigentlich nur einen und denselben Artikel hervorgebracht: den besagten Artikel darüber, daß die Feinde der Reihe nach Schufte und Trottel seien. Selbst denen, die davon überzeugt sind, und derlei auch gern hören, muß dieser tägliche eintönige Schwulst, dieses grausliche Pathos, diese ewige Renommage auf die Nerven gehen. Wohl nivelliert der Krieg alles, also auch die publizistische Individualität, und die Verlautbarung des Feldmarschalleutnants Höfer ist im Krieg wichtiger als die erlesenste Prosa. Aber die erschreckliche Uniformität der gesamten Wiener Presse ist doch ein Ausfluß ihrer urgeistigen Ödigkeit. Selbst in Deutschland, ——————————

1 Zeile wurde zur „Veröffentlichung nicht zugelassen"

hat sich eine gewisse Differenzierung behauptet. ——————

2 Zeilen wurden zur „Veröffentlichung nicht zugelassen"

In Wien haben sie dagegen nur eine Devise: das Schimpfen auf den Feind. Und das tun sie nun mit jener Gleichmäßigkeit, die immer das Merkmal des Unechten ist. Die ausschweifende Leidenschaftlichkeit beirrt nicht das Urteil, daß es doch immer nur eine Stilaufgabe ist.

9 Zeilen wurden zur „Veröffentlichung nicht zugelassen"

1 4

Der Schmock

Der Weltkrieg ist nicht bloß das gewaltigste Geschehen der politischen Geschichte der Menschheit, er ist auch ein furchtbares Erlebnis, das jeden denkenden und fühlenden Menschen tief ergreift. Er ist in jeglicher Hinsicht ein Phänomen. Auch wenn wir nicht jeden Krieger im Feld von der Idee durchglüht wähnen, der er sein Leben zu weihen hat, auch als Zwangsorganisation, die lückenlos funktioniert, ist dieser Krieg, den unzählbare Millionen führen, eine Erscheinung, die die Menschheit noch nie erblickt hat. Der Krieg bringt alles in Fluß, was die gesellschaftliche Entwicklung hervorgebracht hat: er sprengt ebenso Gegensätze, die unüberwindlich scheinen, wie er Abgründe öffnet, wo kein Gegensatz gewaltet hat. Er wirft die geheiligtesten Vorstellungen, wie zum Beispiel die vom Privateigentum über Bord; Vorurteile, die sich einbildeten, Ideale zu sein, werden unter seinen schweren Tritten förmlich zerstampft. Der Wille zum Leben, den wir als das Essentielle jeder Kreatur erkennen, ist überwunden in jener Geringschätzung des Todes, von der die Menschen im Felde ergriffen sind. Die zermalmende Größe dieses Weltgeschehens kündigt sich schon darin an, daß die grübelnde Vernunft ebenso ratlos ist wie die schweifende Phantasie, um sich ausdenken und vorstellen zu können, wie es nach dem Krieg sein wird; so stark dünkt uns die Scheidung zu sein, die der Krieg vor allem aufrichtet, was war. Soziale Verhältnisse wie staatliche Beziehungen wirbelt er durcheinander, und die ganze Menschheit erfüllt die bange Frage: was wird das werden? Wird dieses Furchtbare nur eine Episode bleiben, gleichsam ein Toben der entfesselten Elemente nur, oder wird ein Neues daraus sich formen, das die Menschheit vorwärts und aufwärts führt? Wird der Krieg nur die Landkarte Europas verändern oder wird er das Antlitz der Menschheit umbilden?

So wälzt wohl jeder die bunte Wirrsal der Gedanken durch den Kopf, ringt auf seine Weise mit dem ungeheuren Problem des Krieges; und bei einem so schreiblustigem Volk wie dem deutschen ist es nur selbstverständlich, daß sich dieses Grübeln und Nachsinnen auch in Büchern entladet. Es ist dabei viel oberflächliche Augenblicksliteratur anzutreffen; auch jene Schnellwissenschaft, die auf Bestellung arbeitet, aber dennoch hat jede sachliche Betrachtung des Krieges, welchen Standpunkt sie sich auch erwählt, ihre Berechtigung und ihren Wert. Das muß gesagt werden, um die Grenze abzustecken zwischen denen, die auf ihre Art und Weise über den Krieg nachdenken, ihn studieren, sich von ihm Rechenschaft geben wollen, und der Schar jener Literaten, die sich auf ihn geworfen haben, um ihn zu exploitieren, für die er eine große Konjunktur ist und die nun die netten und ergreifenden, die zierlichen und erschütternden Episoden liefern, die das schauervolle Geschehen, in dem es vom Blute dampft und vor Schmerz kreischt, so herrichten, wie es der Geschmack des Spießbürgers zu Hause heischt. Der Stimmungsmacher des Krieges gibt es vielerlei; aber ihnen allen ist eigentümlich, daß sie an der Legende um den Krieg weben, hinter der sein wahres und eigentliches Gesicht zu verschwinden hat.

Das sind vor allem ——— Kriegsphilosophen, nämlich jene, die den Krieg als die Erlösung der marastischen Menschheit aus den Banden der Verflachung, Erschlaffung und Verfaulung darstellen und verklären. Diese neudeutsche Philosophie begnügt sich nicht damit, den Krieg etwa zur Austragung und Entscheidung der Machtkämpfe der Völker als unentbehrlich zu begreifen, begnügt sich nicht mit seiner unerbittlichen „Notwendigkeit"; das ist ihr viel zu wenig. Nein, sie preist uns den Krieg als eine wahre Heilsbotschaft an ———————

10 Zeilen wurden zur „Veröffentlichung nicht zugelassen"

Diese Kriegsphilosophen, die natürlich alle zu Hause sitzen, im Winter hinter dem warmen Ofen und im Sommer in Bädern und Sommerfrischen, die vor jedem Schnupfen erschrecken und ihren kostbaren Leib wie einen Augapfel hüten, die werden euch mit der größten Unbekümmertheit von der Notwendigkeit und Nützlichkeit der „Auffrischung" der Menschheit durch den Krieg erzählen und, ohne mit der Wimper zu zucken, die Verwundung und Tötung von Millionen Menschen als Gottessegen rühmen. Es mag sein, daß sich unter den Frommen, die in dem Krieg die Zuchtrute Gottes sehen, die er, über ihr allzu weltliches Treiben ergrimmt, der Menschheit gebunden hat, oder unter den philosophischen Verklärern des Krieges auch Leute befinden, denen es mit den apologetischen Reden ernst ist; aber im allgemeinen wird man doch, wenn man sich vorstellt, was der Krieg ist und was er über die Welt an schmerzensvollem Leid ausgießt, den Ekel über dieses süßliche und schleimige Lobpreisen des Krieges schwer unterdrücken können. Haben sie nicht alle, bevor der Krieg von ihnen die patriotische Leistung der Idealisierung des Krieges geheischt, den Frieden gerühmt und in ihm die Quelle alles Kulturfortschrittes erkannt? Der Krieg, der da ist, zwingt natürlich, ihn anzuerkennen; aber er zwingt nicht, ihn mißzuverstehen. Wohl mag er die Erweisung dessen sein, was die Menschheit auszuhalten vermag; aber wer der pessimistischen Lehre nicht anhängt, daß der Mensch zum Leiden geboren sei und der Schmerz seine Bestimmung, der kann in dem Kriege nur die größte Prüfung erkennen, die der Menschheit auferlegt werden kann; nicht aber, wie es die Kriegsphilosophen tun, ihre Erhebung zum Göttlichen. Darum empfinden wir das Kriegsentzücken der Zuhausgebliebenen als Lästerung an der Menschheit ——————————

2 Zeilen wurden zur „Veröffentlichung nicht zugelassen"

Dann haben wir ———— Dichter, jene braven Lyriker, die vor dem Kriege nur von Sonne und Wonne, von Liebe und Triebe gewußt hatten und die nun die angeordnete Mobilisierung auf sich ebenfalls bezogen haben wie die einberufenen Reservisten. Und sie erhoben auf die amtliche Kundmachung alsogleich ein wütiges Kriegsgeschrei: Zu den Waffen! Daß der Krieg und die in ihm liegende Anrufung der prächtigsten männlichen Tugend, des Mutes, die Seele des Dichters entbrennen macht, ist nicht unbegreiflich. Und in dem Sinne, daß sich ein ganzes Volk zur Verteidigung der Heimat und des Vaterlandes erhebt, ist ja der Krieg eine große Zeit; und an gewaltiger Bildhaftigkeit wird dieses Aufstehen und Zusammenscharen der zu den Waffen Gerufenen, wie es sich insbesondere in den ersten Kriegstagen darstellte, wo noch die freudegeschwellte Phantasie mithalf und der Krieg sein Grauen noch nicht geoffenbart hatte, wohl von keiner anderen Erscheinung übertroffen. Nichts natürlicher, als daß der Krieg auch den Dichter mächtig erregte, sein Herz von Leidenschaft und Begeisterung überfließen machte. Von diesen Dichtern, gleichgültig, wie sie sangen, und was sie sangen, sprechen wir nicht; gab ihnen ein Gott, zu sagen, was wir fühlen, so haben sie nur ihre Sendung verrichtet. Wohl aber haben wir in die Kategorie der seichten Stimmungsmacher die Schreiberlinge anzureihen, die die Konjunktur des kriegerischen Streites zwischen den Völkern zu trivialen Haßgesängen ausnützen. Auch bei Homer erheben sich die Helden, ehe sie zum männermordenden Streit antreten, ein Schimpf- und Schmähgeschrei; aber, der aus dem Hinterhalt schmäht, heißt Thersides. Der kecke Übermut der Soldaten, die den Serben in Scherben hauen, greift uns fröhlich ans Herz; der manirierte Haßgesang des Herrn Lissauer erregt nur Widerwillen. Es hat sich übrigens gezeigt, daß das deutsche Volk einen gesunden Magen hat, nicht bloß, daß es verträgt, was ein schwächerer unverdaulich fände, sondern daß es auch schnell ausstößt, was ein schlechtes Surrogat ist; denn

jener einst so beliebte Haßgassenhauer, der ebenso wenig Poesie ist, wie Mais ein menschliches Nahrungsmittel, ist rasch vergessen worden. Überhaupt wäre einmal zu sagen, daß Haß als die kalte, dauernde Feindseligkeit das Empfinden niedriger Kreaturen ist, welches sie denen entgegenbringen, an die sie intellektuell oder moralisch nicht heranreichen (ohnmächtiger Haß!). Seine Stätte in der Kunst hat nur der Zorn, auch seine Steigerungen, der Grimm, die Wut: weil er aus dem heißen, ehrlich empörten Herzen entspringt, ein echter Ausbruch von Leidenschaft ist. Schon darum ist all das Haßgerede höchst unkünstlerisch.

3 Zeilen wurden zur „Veröffentlichung nicht zugelassen"

Die Erfahrungen über die Kriegsberichterstattung in diesem Krieg, dessen Riesenmasse jeder individuellen Betrachtung und jeder individuellen Darstellung spotten, sind noch nicht abgeschlossen: ——————

4 Zeilen wurden zur „Veröffentlichung nicht zugelassen"

Infolge der Identität der Beobachtung kann auch der originelle und eigenwillige Berichterstatter seine Eigenart nur spärlich behaupten: die Uniformität ist auch hier die Regel. Doch ist hier natürlich zu unterscheiden: nämlich zwischen dem Berichterstatter, dem das Militärische nicht fremd ist und der die nicht leichte Kunst trifft, einesteils dem Laien die Planmäßigkeit der militärischen Operationen aufzuzeigen, andernteils ihm eine Ahnung des Furchtbaren dieses ununterbrochenen Tötens zu vermitteln, zwischen denen also, die vom Krieg Bericht erstatten, und denen, die sich in ihm spiegeln, nämlich den Feuilletonisten, die sich auf den Krieg gestürzt haben, oder die man auf ihn losgelassen hat. Eben diese bilden die Kategorie des Kriegsschmocks, und in sonst nirgends geschauter Pracht sind sie, wie man weiß, in Wien zu Hause.

Im Spiegel der Feuilletonisten erscheint der Krieg als eine Idylle und die Schlacht als freudiger Spaß; fehlt eben nur der Refrain: Lustig ist's Soldatenleben! Sie sind sozusagen die Animiermädel des Krieges. Zieht der Feuilletonist an die Front — du lieber Gott, wo ist der Feuilletonist und wo ist die Front? — so regaliert er euch mit den mit Recht so beliebten „kleinen Zügen", die alle so lieblich zu lesen sind, wenngleich sie oft nicht wahr zu sein pflegen. Aber noch besser „schildert" man den Krieg, wenn man ihn gar nicht sieht; selbst jene Nähe an der Front, die wohl eine weite Entfernung ist, stört den Fluß der Phantasie, der am ergiebigsten sprudelt, wenn man ihn sich selber überläßt. Der Feuilletonist, der den Krieg vom Semmering oder von Ischl aus betrachtet, wird die sittliche Umwälzung, die er hervorbringt, vollendet veranschaulichen. Genau so wie der Mann der „Jours" seine ökonomischen Folgen. Gar rührend ist, wie gründlich sie sich dem Krieg angepaßt haben. Sprach man vor ihnen und zu ihnen vor dem Krieg vom Staat und Volk und Politik, so haben sie, im Dunstkreis ihrer Scheinkunst lebend, der Banausen gehöhnt, die sie in den Staub der Armseligkeit des Gewöhnlichen hinabziehen wollen, nun gebärden sie sich, als wäre das österreichische Problem ihre stete Sorge gewesen. Die trefflichen Modeplauderer und Salonschmuser tragen sich jetzt feldgrau, die in dem „Unter anderen waren anwesend" aufgewachsen sind, reden auf einmal von dem „gemeinen Volk" mit einer Salbung, die Steine erweichen könnte.... Nun werden sie sagen: das sei eben die große Erschütterung durch den Krieg, die ihren leichten Sinn gewandelt und in ihnen, da können wir nur zitieren, „das Bewußtsein der Pflicht" erweckt habe. Aber da sich die seelische Umwälzung mit voller Kraft schon am ersten Kriegstage, pünktlich am Kalendertermin, eingestellt hat, kann sie auf Glauben nicht rechnen; und überhaupt zeigen sich Erschütterungen im Schweigen, nicht im Reden an. Die Feuilletonbegeisterung ist in der Hauptsache doch nur Marktware, und nur mit Entsetzen

denken wir daran, daß man sie „einpökeln" und uns in Konservenform noch einmal, als Buch, servieren wird. Erst keltern sie aus dem Erlebten und Nichterlebten die „Schilderungen" und dann werden sie es im zweiten Aufguß als Buch herausquetschen. Wenn nur nicht inzwischen, wie wir hoffen, die physische Reaktion gegen den Krieg einsetzt, jene seelische Empfindlichkeit, die an den Krieg als an die schmerzhafte Wunde von Blut und Eiter nicht mehr gemahnt werden will.

Das große Mysterium des Lebens und Sterbens, vor dem wir uns in Ehrfurcht beugen, steigert der Krieg in einen grandiosen Zusammenhang hinauf. Nichts ist gewisser als die harte Tatsächlichkeit des Krieges; aber die Millionen, die nun zwölf Monate im Kriege stehen, die alle des Lebenswillens voll sind, und dem Tode doch jeden Augenblick gewappnet ins Auge sehen müssen, diese Standhaftigkeit in dem, vor dem alles Lebendige zurückbebt, dem Sterben und dem Töten, ist doch ein Wunder, das die Schranken zu überwinden scheint, die der Menschennatur kraft ihrer zeitlichen Bedingtheit gezogen sind. Die Widerspiegelung dieses in seiner Riesenhaftigkeit unnatürlichen Geschehens in der Presse ist jedoch ärmlich und klein. Die Trivialität des Werktagsbetriebes drückt auf sie, aber ihr Hauptgebrechen liegt wohl in ihrer Unwahrhaftigkeit. Denn wieviel der Krieg auch an Seelenkräften zu entbinden vermögen soll, die in der Gleichmäßigkeit der Aufeinanderfolge des Daseins, das sich für jedermann doch aus Alltag und Alltag zusammensetzt, vergehen und untergehen; wieviel an Tugenden ihm entsprießen soll: die Tugend der Wahrheit hat in ihm, der die Gerechtigkeit ausschließt und die Selbstsucht zum gestaltenden Grundsatz erhebt, keinen Raum. Es ist nur ein Zerrbild, das als seine Widerspiegelung erscheint. Seine in ihrem Übermaß schier großartige Roheit, seine alle Dämme der Kultur überspringende Unmenschlichkeit, die so packend ist wie nur das entfesselte Toben der Elemente, wirkt in der Zurichtung und Frisierung der Presse,

in der heuchlerischen Aufmachung der Stimmungsmacher nur abstoßend. Lasset uns den Krieg erkennen, als was er ist: als den die urmenschlichen Gesetze von der Einheit und Selbigkeit alles Lebendigen aufhebenden und vernichtenden Ausnahmszustand, der möglich ist, weil die Menschheit die Höherentwicklung noch nicht erlangt hat, die ihn ausschließt. Aber das Bild, das uns die Zeugnisse von dem Weltkrieg bieten, ist gefälscht, die Zeugnisse sind unecht, die Quellen unrein. Der Krieg, den die Menschen lieben, der sie erfreut, den sie als Erlösung zu verehren haben, dieser Krieg ist nur eine Legende, die bewußt und planmäßig zu dem Zweck gepflegt wird, um die Menschheit über die harte Kriegsprüfung wegzutäuschen. Aber wir wollen das Antlitz der Medusa sehen: wir wollen den Krieg wahr sehen, um die Kraft zu gewinnen, ihn aus dem Kreise der Menschheitsentscheidungen auszuscheiden. Der Krieg war und ist; aber wir hoffen, er wird nicht sein.

WIRD DIESER KRIEG DER LETZTE SEIN?

VON GEORG BRANDES

Die drei skandinavischen Länder sind unter dem von ihnen nicht vorausgesehenen Weltkrieg nicht gleichartig gestellt. Neutral sind sie, weil sie gar nicht anders sein können, da sie bei Teilnahme am Kriege ihre nationale Existenz aufs Spiel setzen würden. Und niemand hat ihnen irgend einen Ersatz für dieses Risiko angeboten.

In Norwegen, das von alter Zeit her starke Sympathien für England und Frankreich hat, ist vielleicht die Hinneigung zu diesen Mächten die stärkste. Doch haben nicht wenige von den Intellektuellen, deren Bücher auch auf Deutsch erscheinen, sich leidenschaftlich für Deutschland ausgesprochen.

Da Schweden mit gutem Grund Rußland fürchtet, das Finnlands Konstitution gesprengt und Schweden mit russischen Spionen überschwemmt hat, sind die Sympathien in Schweden fast ganz für Deutschland.

Daß Dänemark streng neutral ist, ist eine Selbstverständlichkeit. Dies hat seinen einfachen Grund darin, daß der Abstand zwischen Kiel und dem dänischen Territorium nur zwei Stunden Fahrt beträgt, und daß wir Dänen gleichfalls zwei Stunden nach Friedensbruch die deutsche Flotte vor Kopenhagen haben könnten. Daß Dänemark mit seinen zweiundeinehalbe Million Einwohnern, ohne Selbstmord zu begehen, sich nicht darauf einlassen könnte, eine Großmacht wie Deutschland herauszufordern, bedarf keiner

Erklärung. ————————————————————————————————

————————————————————————————————.*)

Starke Gründe hindern —— die Stimmung in Dänemark daran, deutschfreundlich zu sein. Trotzdem ist die Bewunderung für Deutschlands Tüchtigkeit über die Maßen stark, und wenn nichts desto weniger gesagt werden kann, daß die Stimmung, was die Intellektuellen betrifft, keineswegs ganz für die Alliierten ist, beruht dies darauf, daß die Alliierten auf keine Weise als eine Einheit bezeichnet werden können, wie sehr man auch die inneren Gegensätze, die sie trennen, wegzulügen sich bestrebt.

Es ist positiv unmöglich, für einen Menschen, der andere Kennt-

*) Diese Zeilen wurden zur „Veröffentlichung nicht zugelassen".

nisse besitzt, als die, die man sich aus den Zeitungen aneignen kann, positiv unmöglich für einen Menschen, der gelebt, gelehrt und gereist hat und der mit den Verhältnissen in Europa vertraut ist, zugleich mit England Frankreich und mit Rußland zu sympathisieren. Denn gerade das, was seine Sympathie mit England oder Frankreich bewirkt, macht ihm seine Sympathie mit Rußland unmöglich, und umgekehrt. Es ist höchst natürlich, daß die vielen konservativen und reaktionären Gemüter rund um in der Welt, die, welche Volksfreiheit verabscheuen und für Absolutismus schwärmen, nicht für den aufgeklärten Absolutismus, sondern für den aller obskursten, — daß diese Rußland den Sieg wünschen. Es ist ebenso natürlich, daß jene vielen, die konstitutionelle Freiheiten schätzen, sich zu England oder Frankreich hingezogen fühlen.

Aber nur Fanatiker, die Nationalhaß blind macht, können sowohl mit dem Osten wie mit dem Westen sympathisieren, da dort im Osten in weit reichlicherem Maße all das zu finden ist, was sie in Deutschland verabscheuen, und in Deutschland auf vielen Gebieten gerade das zu finden ist, was sie bei den Westmächten hochschätzen.

————————————————————

————————————————————

————————————————————

————————————————————

————————————————————

————————————————————

————————————————————

————————————————————

————————————————————

————————————————————

————————————————————

————————————————————.

Die Massen glauben in der Regel jede Lüge, die ihnen geschickt aufgetischt wird. So wagen es die Zeitungen, und nicht nur die

russischen, ohne Wimperzucken die enormen Niederlagen der Russen zuerst in Galizien und dann im Königreich Polen als einen strategischen Rückzug im Stile mit dem des Jahres 1812 darzustellen, und das Publikum begreift nicht einmal, daß zwischen diesen beiden Phänomenen auch nicht ein Schimmer von Gleichheit zu finden ist.

Zur Entschuldigung der europäischen Zeitungen dient, daß es in Europa unmöglich ist, die Wahrheit über die politische Situation zu sagen, selbst wenn man sie kennt, — was ja durchaus nicht zu jeder Zeit der Fall ist.

————————————————————
————————————————————
————————————————————
————————————————————
————————————————————
————————————————————
————————————————————
————————————————————
————————————————————
————————————————————
————————————————————
——————————.

Selbst in den kleinen neutralen Ländern wachen neulich gegebene Gesetze darüber, daß keine Auslassungen laut werden, die die eigne Neutralität durch Verletzung einer kriegführenden Macht in Gefahr bringen könnten.

Allein in den nordamerikanischen Freistaaten, die außerhalb des Handgemenges stehen, und deren Großmachtstellung jede Gefahr eines Angriffs ausschließt, allein dort ist es für einen Skribenten von einem neutralen Lande noch möglich, das zu sagen, was er für Wahrheit ansieht.

Ich habe den Krieg 1870/71 erlebt. Ich hielt mich darunter in Frankreich und Italien auf, las täglich die französichen Zeitungen.

Sie waren selbstverständlich nicht wahrhaftig. Die Wahrheit war allzu trist, als daß man hätte sie sagen können. Es war der Beruf der Zeitungen, aufzumuntern unter all den Widerwärtigkeiten und und Vertrauen einflößen. Nach und nach sahen sie sich dennoch genötigt, einen Teil der Niederlagen und Schrecken mitzuteilen.

Aber der entscheidende Zug in ihren Artikeln war der ständige Refrain: Ein Trost ist da, nämlich der, daß dieser Krieg der letzte Krieg ist.

Seitdem sind nun ein Dutzend blutiger Kriege einander gefolgt, bis nun dieser größte aller Kriege schon ein Jahr gewährt hat. Und wieder lautet dieser imbizile Refrain in Artikel nach Artikel von Land zu Land: Ein Trost ist da, nämlich der, daß dieser Krieg der letzte Krieg sein wird.

Also vom nächsten Jahr ab gerechnet, verändern die Menschen gänzlich ihre Natur. Ihre unermeßliche Dummheit wird zu ruhiger Vernunft, ihre ungeheuerliche Wildheit wird zu einem Lamm und zu friedfertig wechselseitigem Wohlwollen!

—————————————————————————
—————————————————————————
—————————————————————————
——————————.

—————————————————————————
—————————————————————————
—————————————————————————
—————————————————————————
—————————————————————————
—————————————————————————
—————————————————————————
—————————————————————————
—————————————————————————
—————————————————————————
———————————————————.

Ein Pessimist nannte eines Tages mir gegenüber die Menschheit „eine horrible Bande". Seine Bezeichnung war unrichtig. Die Menschheit besteht aus einer nicht kleinen Zahl verschiedenartiger, einander bekämpfenden Banden, die alle nach bestem Vermögen sich behaupten wollen, und von welchen die stärksten sich die Herrschaft erzwingen wollen.

Da dieses Motiv niemals eingeräumt wird, kämpfen alle Staaten für Ideale. Jeder einzelne der streitenden Teile fechtet für Recht, für Wahrheit, für Ordnung oder Freiheit. Selbst eine despotische Macht wie Rußland, kämpft für Freiheit, obendrein für die Polens, die Freiheit, die Rußland in dem letzten Jahrhundert mit sinnreicher, ununterbrochener Anwendung von Tortur unaufhaltsam ausgerottet hat.

Wie gesagt, jeder Staat ruft die höchsten Ideale an, in derem Dienste er steht. Alle ohne Ausnahme kämpfen für ihr gutes Recht.

Aber es ist nicht einmal unbedingt notwendig, das Recht geltend zu machen. „Right or wrong, my country": Jeder Staat kämpft für das Vaterland, und damit ist alles gesagt. Es ist in diesem Zeitalter des Nationalismus geglückt, die Vaterlandsliebe und das Nationalgefühl als die höchste Tugend auszurufen, im Vergleich damit der Kosmopolitismus der Vergangenheit nur genannt wird, um ihn mit tiefstem Hohn zu stempeln.

In den Zeiten zwischen den Kriegen bilden sich die Menschen ein, daß die Welt zur Ruhe gekommen sei und Kriege von nun an unmöglich seien. Da man meint, Optimismus nötig zu haben, um die Existenz auszuhalten, hat man den Optimismus zu einer Haupttugend gemacht, die Mut und Kräfte gibt. Die Menschen wollen nun einmal nicht der Wahrheit in die Augen sehen. Ausbricht der Krieg trotz aller früheren optimistischen Verleugnung seiner Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit, so tröstet der Optimismus, wie bereits hervorgehoben, die Streitenden damit, daß dieser Krieg der Gerechtigkeit Herrschaft auf Erden einführen, also der letzte Krieg sein werde.

Kopenhagen, 12. Aug. 1915. Berechtigte Übertragung von Niels Hoyer, Kristiania.

EIN BRIEF E. D. MORELS

VON ED. BERNSTEIN

Der interessante Aufsatz Professor Siepers „Mutige Männer" im Berliner Tageblatt vom 17. August 1915 veranlaßt mich, einen Brief des dort beschriebenen E. D. Morel bekannt zu geben, der mir recht beachtenswert erscheint.

Der Brief ist an eine Landsmännin und Gesinnungsfreundin seines Verfassers gerichtet und war dadurch verursacht, daß in einer geselligen Zusammenkunft im Hause dieser Dame ein sich gerade in England aufhaltender Angehöriger eines neutralen Staates, der vorher in Deutschland gewesen war, davon sprach, daß in Deutschland Morel nur als Gewährsmann für Englands Schuld am Krieg zitiert werde. Durch die Dame davon unterrichtet, beeilte sich Morel ihr schriftlich seine wahre Ansicht mitzuteilen und ermächtigte sie, diesen Brief über ein neutrales Land mir mit der Bemerkung zuzustellen, es würde ihm sehr angenehm sein, wenn man in einem weiteren Leserkreis Deutschlands über Beweggründe und Voraussetzungen seines jetzt in England geführten Kampfes richtig unterrichtet werde.

Als von diesem Wunsche diktiert ist also sein nachfolgender Brief aufzufassen. Nicht alle darin ausgesprochenen Urteile und Wendungen mögen bei uns für zulässig erachtet werden. Sie abzuschwächen konnte indes einem Manne gegenüber nicht angezeigt sein, der jeden Tag von neuem zu erkennen gibt, daß ihm alles nationale Pharisäertum fern liegt. Morel handelt nach einem bekannten Wort unseres Lessing: er kritisiert scharf den Anwesenden, dem alle Mittel der Abwehr zur Verfügung stehen, und verteidigt den

Abwesenden, wo dieser sich nicht selbst verteidigen kann. Eines so unerschrockenen Kämpfers Urteile soll man unter keinen Umständen verwässern. Sie werden nicht immer die Wahrheit treffen, aber sie bleiben stets Zeugnisse einer von hohen Absichten geleiteten Überzeugung.

Brief E. D. Morels von der Union of Democratic Control über Englands und Deutschlands Schuld.

Liebe Mrs. Minturn Scott. London, 30. Juli 1915.

Aus einer Bemerkung, die Sie heute nachmittag fallen ließen, entnehme ich, daß in gewissen Kreisen in Deutschland der Eindruck vorherrscht, ich betrachtete England oder dessen Verbündete, sei es einzeln oder zusammen, als allein für diesen trostlosen und sinnlosen Krieg verantwortlich.

Dieser Eindruck kann nur verursacht sein durch entstellte oder unvollständige Auszüge aus meinen Reden und Schriften.

Was ich gesagt habe und glaube, ist, daß Deutschland nicht, wie dies allgemein in diesem Lande hingestellt wird, allein für diesen Krieg verantwortlich ist.

——————————————————————

——————————————————————

——————————————————————

——————————————————————

——————————————————————

——————————————————————

——————————————————————

——————————————————————

——————————————————————

——————————————————————

——————————.*)

*) Diese Zeilen wurden „zur Veröffentlichung nicht zugelassen".

————————————————————————————————
————————————————————————————————
————————————————————————————————
————————————————————————————————
————————————————————————————————
————————————————————————————————
————————————————————————————————
————————————————————————————————
————————————————————————————————
————————————————————————————————
————————————————————————————————
————————————————————————————————
————————————————————————————————
————————————————————————————————
————————————————————————————————
————————————————————————————————
————————————————————————————————
————————————————————————————————
————————————————————————————————
————————————————————————————————
————————————————————————————————
————————————————————————————————
————————————————————————————————
————————————————————————————————
————————————————————————————————
————————————————————————————————
————————————————————————————————
————————————————————————————————
——————————.“

Von dieser Haltung bin ich noch um kein Haar abgewichen. In einem erst ganz neuerdings, am 4. Juli, in der New York Tribune veröffentlichten Artikel schrieb ich:

„Ich bin nicht in der Mehrheit mit denen, die behaupten, daß die Beherrscher Deutschlands diesen Krieg geflissentlich geplant haben und ganz und gar verantwortlich für ihn sind. Daß sie ein großes Maß von Verantwortung für ihn tragen, liegt auf der Hand. Daß andere mit ihnen verantwortlich sind, kann nur von Leuten bestritten werden, die unter dem Einfluß der Furcht Halluzinationen verfallen sind. Und Furcht hat diesen Krieg verursacht, Furcht verlängert ihn.“

————————————————————:

————————————————————————

——————:

————————————————————————

————————————————————————

————————————————————————

————————————————————————

————————————————————————.

Als ein Engländer, der fest davon überzeugt ist, daß ein dauernder Friede nur erwirkt werden kann durch stillschweigendes Eingeständnis verübter Sinnlosigkeiten von seiten aller Kriegführenden, durch Beseitigung der Ursachen früherer Reibereien und Ausmerzung der Systeme, welche dieselben zur Folge gehabt hatten, habe ich es für patriotische Pflicht gehalten, zu brandmarken, was nach meiner Ansicht falsch, unbillig und ungerecht war in dem Verhalten der britischen herrschenden Klassen gegenüber Deutschland. Ich habe die britische auswärtige Politik in dieser Hinsicht schon vor dem Krieg kritisiert. In gleicher Weise habe ich protestiert gegen Äußerungen, die dem britischen Volk den Wunsch zuschreiben, Deutschland zu zermalmen oder sein Wachstum abzuschnüren.

————————————————————————

————————————————————————

————————————————————————

————————————————————————

————————————————————————

————————————————————————

————————————————————————

————————————————————————

————————————————————————

————————————————————————

————————————————————————

————. Ich würde meinen Landsleuten erklären als ein Deutscher, der aufrichtig bemüht ist, die internationale Gesellschaft auf der Grundlage einer wahren Gemeinschaft der Nationen wieder herzustellen, daß ihnen Gelegenheit geboten ist, durch einen eindrucksvollen Akt moralischen Muts, der ihrer nationalen Größe würdig ist, den Beweis zu liefern für die Ehrlichkeit ihrer Angabe, daß sie einen Verteidigungskrieg führen, und für ihre Entschlossenheit, in hervorragendem Grade dazu beizutragen, die Zivilisation von dem Fluch zu befreien, den ihre herrschenden Klassen und die herrschenden Klassen ihrer Feinde für so lange Zeit den leidenden Volksmassen Europas auferlegt haben.

Aufrichtig Ihr

E. D. Morel.

DIE TOTE

VON HEINRICH MANN

I.

Als am Ende des Sees der Zug hielt, stieg Leo Cromer, ohne die Gedanken an die gehabte Beratung abzubrechen, aus, ging in dem Mondlicht um den Schuppen herum, der eine Bahnhofshalle bedeutete, und betrat den dunklen Baumgang. Einmal erhob er den Kopf: hinter den Stämmen das Wasser lag weiß wie Gewebe des Lichts, die Ufer schienen unwirklich, die Stille ein Geschrei von Geistern .... Dies war der dichtere Schatten seines eigenen Grundes, er stand und atmete die verborgene Wärme, das tiefe Alleinsein. Dahinten, zu Wolken versilberten Laubes hinab, stieg die flimmernde Treppe seines Hauses, die Vasen rannen über von Licht, die Stufen hernieder ging es wie eine Schleppe. Sie ward bewegt! Aus ihren Falten neigte sich ein Fuß! ... „Was heißt das?" dachte Cromer. „Jetzt habe ich also Gesichte? Ich scheine nicht eben glücklich zu sein — wenn gerade sie sich mir zeigt?" Er fragte noch: „Wäre ich es denn zufrieden, daß sie, wie früher, wenn ich aus der Stadt heimkam, bei dem Busch dort auf mich zuträte? Bin ich schon alt und müde genug, um billig zu sein und mich zu bescheiden? ... Sie hat wohl gebüßt", sagte er; aber er hob die Schultern. „Buße? Ein Wesen wie sie, stirbt aus Zorn, seiner Selbstachtung zuliebe, oder einfach um des guten Abgangs willen. Nicht für mich ist sie gestorben! Ich habe ihr nicht zu danken gehabt. Ich habe nichts bereut."

Auf der Terrasse angelangt, wendete er sich nochmals um: er sah aufwärts und hinab, zu dem Garten, der dunkel duftete, und in die breiten Sternenströme des Augusthimmels. „Wer schlafen

geht, versäumt viel, — aber auch, wer denken und handeln geht... Unsereiner weiß dies von vormals; ganz erfaßlich sind solche Nächte nicht mehr für uns ... Was für Gedanken übrigens bei jemand, der geradeswegs aus einer Versammlung von Machtmenschen kommt! Ich kenne mich längst, die Fragen sind erledigt, ich habe nichts versäumt, was mir gegeben war. Erfolge: ich habe sie gekannt. Ich habe mit Menschen übergenug zu tun gehabt, ich habe Frauen und Männer erobert und niedergekämpft, habe vielen die Spur meines Daseins aufgedrückt, die mich hassen oder lieben mußten. Ich habe selbst gehaßt, selbst geliebt."

Er zog sich gegen die Fassade zurück, in den Schatten eines Pilasters. „Wie dies alles schal wird, sobald man es sich rühmen möchte! Wie es zerrinnt! Menschen: habe ich denn mehr bei ihnen erfahren, als ein kraftloses und schmerzliches aneinander Hingleiten? Das Leben ist vergangen wie eine Diskussion im Klub; man hat einander amüsiert oder weh getan, zum Schluß aber steht jeder auf mit seiner Meinung. In Wahrheit habe ich keinen Mann überzeugt, keine Frau ganz gewonnen, habe niemand je zu mir herübergebracht."

Angstvoll folgte sein Blick der Bahn der Sterne, die herabstürzten aus dem wimmelnden Schein, und die, bevor das Auge sie erfaßte, schon im Dunkel waren. „Die Menschen halten einander nicht. Ich habe Lida nicht gehalten. Woher der bittere Geist, der Seelen nehmen will und doch nicht an sie glaubt! Ich habe lieber verworfen als standgehalten, und bessere Augen für den Verrat gehabt als für die Hingabe. Lida wenigstens ist mir die Antwort nicht schuldig geblieben, die Toten haben das letzte Wort. Da stehe ich nun ...."

Und er dachte an die längst Vergangene, so nahe, als triebe der Geisterstrom des Mondlichts, in das er hinausstarrte, ihn bis zu dem Ufer, wo ihr Schatten wartete. Sie war das glänzende Glück seiner ersten reifen Jahre gewesen. Er hatte Erfolge gehabt, die

bekannt wurden; diese Liebe, die er entgegennahm, trug zum erstenmal Zeichen von Tribut und Lohn. Aber auch er huldigte ihrer weltlichen Geltung, dem Reichtum an Bewunderung, dem die schöne Schauspielerin gebot. Sie liebten einander, wie Geist und Sinne den Vollbesitz des Lebens lieben. Ihre Beziehungen waren unsentimental und darum gefährdet bei jedem Versagen. Monate lang getrennt durch ihre Gastspiele und seine politischen oder Geschäftsreisen, erwarteten sie einander immer nur auf der Höhe und den Ereignissen überlegen. Probleme? Jeder von ihnen hatte sie bei anderen abtun können; zwischen ihnen beiden lagen keine, sie hätten sonst, anstatt ihre Heirat zu erwägen, einen raschen Strich gezogen. Warum nur, bei solchem Einverständnis, die unvermittelte Befangenheit seit ihrem letzten Gastspiel, das Erzwungene jenes Briefes, und als sie zurückkam, das unklare Wesen? Er glaubte an Mißerfolg, Krankheit, Geldverluste, nur nicht an das, was dann in der Abschiedsszene wund und verworren endlich aus ihr hervorkam, weil er es hervorzerrte. Sie hatte ihn betrogen. Wozu betrogen? Sie war frei, war stolz, nichts nötigte sie, zu berechnen und zu lügen. Sie war vor ihm zusammengebrochen und weinte — und er empfand, was er mit ihr, mit ihr nie hätte empfinden dürfen, Mitleid, ein verachtungsvolles Mitleid. Er drehte ihr den Rücken. Gleich nachdem er ihre Wohnung verlassen hatte, geschah das Unglück.

Ein gewöhnlicher Unglücksfall. Die Frau, die nun nicht mehr da war, hatte sich selbst verloren, bevor er sie verlor. Ihr Ende war äußerlich, schattenhaft; ihn, der als Freund einer beliebten Künstlerin an ihrem Sarge repräsentierte, ging es noch weniger an als die anderen. Was ihm übrig blieb, war Bitterkeit, Zorn und eine Vermehrung seiner Zweifel am Leben selbst. Man konnte noch gewinnen, man konnte nicht mehr glauben, zu besitzen .... Dennoch hatte er wieder geliebt, Zwischenfälle, die auch schon dahin waren. „Ebenso gut könnte ich der oder jener gedenken, warum

ihrer? Ist es, weil sie sterben mußte, und weil solche süße und weiße Nacht werben möchte für den Tod? Es ist wahr, sie kam als Letzte, bevor ich alterte. Aber noch jetzt bin ich weit von fünfzig."

Er trat in das Haus; es schien ihm erfüllt von einem Duft, wie wenn das Mondlicht geduftet hätte. Durch das offene Fenster seines Zimmers fiel es auf die Wand, scharf abgegrenzt und weiß wie ein Spiegel. Er ging im Dunkeln zu Bett, suchte aber nicht einzuschlafen. Es schien ihm eigentümlich nutzlos, Verzicht zu leisten auf dieses ungewollte Lebendigwerden toter Stunden, toter Augen. Sie waren da, viel eher konnten Stunden und Gesichter des bevorstehenden Tages ausbleiben als sie. Sie war da! Ihre Augen waren da, ihr Lächeln kühn und lockend wie je! Aus der Tür ihres Zimmers hervorgetreten, stand sie in einer fremden Helligkeit ihm wirklich gegenüber und sah ihn an! Er fuhr auf: „Lida!" — und ihm setzte das Herz aus. Da begriff er, daß es nichts war als ihr Bild, die große Photographie, die er nach ihrem Tod aus seiner Nähe entfernt hatte. Das Mondlicht war dorthin gerückt, scharf begrenzte es das Bild. Wie aber kam das Bild auf die Tapetentür, genau auf die Tür? Cromer sah nach. Das Bild war unbeweglich; unten versperrte es den Türgriff, man konnte nicht öffnen. Er drehte die Beleuchtung auf. Durch zwei kleine Löcher in der Tapete lief eine Schnur hin und zurück und in die Ringe am Rahmen. Er wollte einen der Knoten lösen: da war es keine Schnur, es waren viele Fäden, seltsam weich und zäh. Er riß; das Bild stürzte, und in der Hand hielt Cromer eine lange goldblonde Haarsträhne.

Darauf sah er in das Gesicht der Toten. Er fragte: „Wozu dies, da es unmöglich ist. Wozu Rätsel aufgeben, die keine sein können ..." Dennoch zögerte sein Gedanke, nicht anders als sie, die Tote, dastand und zögerte. Sie hielt eine Hand, eine ihrer vielsagenden Hände am Saum eines Vorhanges, den sie nicht öff-

nete. Den Kopf verheißend zur Schulter geneigt, die Augen so wissend in ihrer Umschattung, und dieses Lächeln der gelösten Lippen, — aber sie öffnete nicht den Vorhang. Er zuckte die Achseln. Die Haarsträhne ließ er nochmals sachlich durch die Finger gleiten, dann warf er sie zu dem Bild. Mochten es Frauenhaare sein, so waren es doch nicht ihre. Er hatte sich keine von ihr zurückbehalten, er war weit davon entfernt gewesen. Sein Diener, ein eifriger Mensch, hatte in der kurzen Zeit seines Hierseins schon mehrere Zeichen von Selbständigkeit gegeben. „Er hat es richtig gefunden, mich mit dieser Neuerung zu überraschen. Die Art der Befestigung ist auffallend. Immerhin ist er jung und offenbar romantisch. Ich werde ihn auffordern müssen, es weniger zu sein." Er wollte läuten, zog aber die Hand zurück. „Bin ich denn neugierig? Welchen Zweck hätte es, in der Nacht ein Gespräch vor diesem Bild zu führen?" Er zuckte die Achseln, stärker als das erste Mal, und ging ernstlich schlafen.

II.

Gleich beim Eintritt sah der Diener das Bild, das am Boden lehnte. Er stutzte, sein eifriges blondes Gesicht erschrak, und er schien dem Bilde seine Mißbilligung auszudrücken, weil es seinen ordentlichen Platz verlassen hatte. „Er müßte schon ein guter Komödiant sein", dachte Cromer, „sonst ist er eine wohlgeratene Dienerseele." Er sagte: „Philipp, Sie bringen mir den Tee ohne die Schürze, die Sie anhaben." Der junge Mensch betrachtete seine Schürze, blinzelte mit seinen geröteten Lidern und erwiderte: „Beim Herrn Grafen von Alten kam ich in der Schürze." Nein, er verstellte sich nicht, die natürliche Erklärung des Vorfalles schien mißlungen. Aber Cromer fühlte nicht das Bedürfnis, eine fernerliegende zu suchen. Auf der Fahrt zur Stadt verlor er die Sache aus dem Gesicht.

Warum war er dennoch gegen Abend wieder draußen? Er

versäumte sogar eine Verabredung zum Essen. Leichter Kopfschmerz? Ruhebedürfnis? Gewiß; darum schien es aber nicht nötig, den Garten zu durcheilen, als wartete Jemand. Es war noch hell. Haus, Wege und Terrasse lagen nackt und klar unter blauem Himmel. Im Zimmer an der Tapetentür — nein, nichts, ganz selbstverständlich nichts. Aber wenn begreiflicherweise niemand und nichts auf ihn gewartet hatte, blieb doch zu bemerken, daß er selbst nicht frei von Spannung gewesen war — und vielleicht nicht frei von Hoffnung? „Wäre es mehr als Kinderei, wenn ich etwas zu erleben wünschte, was eine Fortsetzung des gestern Erlebten wäre?... Ach! Das Beunruhigende ist keineswegs, daß ein Bild ohne erkennbaren Grund den Platz gewechselt hat, sondern meine gleichzeitigen Gedanken. Indes sie kam, fühlte ich sie kommen", sagte er halblaut und mit Kopfschütteln. „Anderen soll ein Sterbender von fern sich ankündigen, wenn sie ihn nur genug liebten. Ich habe eine bevorstehende Rückkehr geahnt." Denn es lag in ihm, trotz seinem besseren Wissen, als hätte er ihre Spur berührt und von ihrem sich wieder belebenden Schatten ein Zeichen erhalten. Das bessere Wissen sagte: „Vorgefühl und Gesichte heißen mit ihren ehrlichen Namen Sehnsucht und Reue. Man lebt nicht ungestraft ein illusionsloses und ungläubiges Leben — nicht ungestraft, wenn man weder einen leichten Kopf noch ein stumpfes Herz hat. Der Augenblick ist wohl gekommen, wo ein Wesen mir nicht unwillkommen wäre, das ich verachtet und verworfen hatte."

Er stand vom Stuhl auf, er wiederholte sich sein Geständnis am anderen Ende des Zimmers, als müßte es dort anders klingen. Aber er vernahm nur immer den Zweifel, ob es denn nötig war, daß sie starb. Da hielt er schon das lederne Kästchen in Händen, mit ihren Briefen. Er las — und er fand es sonderbar, wieder ganz diesen Tonfall zu hören, als sei er erst gestern ausgeklungen. Angesichts ihrer großen, raschen Schrift traten einem unverhofft die wechselnden Mienen ihres im Ausdruck geübten Gesichtes

wieder vor Augen. Alle ihre früheren Mitteilungen waren offen, ohne Rückhalt, und glichen so wenig diesen letzten, andeutungsvollen, fieberhaften. Von dem ganzen Gastspiel nur der eine Brief — und aus ihm bebte die Hast des Zusammenraffens von Ruhm, Geld, Lebensgefühl. Feststimmung jeden Abend, nach dem zweiten ihr Kontrakt verlängert, ihr Auto vor dem Bühneneingang immer umlagert. Den Erfolgen entsprachen die Huldigungen, und des Nachts hieß es, Rollen lernen. Jagd des Vergnügens, Jagd der Arbeit, nie schnell genug, nie ergiebig genug — aber mitten darin etwas wie ein Atemstocken, verhaltenes Erschrecken: es ist nicht mehr weit... „Wie lange soll dies alles noch dauern?" fragte sie. „Manchmal habe ich es satt zum Sterben — und sehne mich nach etwas, das kein Erfolg wäre, kein Triumphieren, o, durchaus kein Triumphieren! Es muß Dinge geben, die stärker sind als unser Wille: hier, gestern, bin ich zum erstenmal darauf gestoßen worden; kann sein, daß ich noch mehr erfahre, etwas wie eine Niederlage; denn Erlebnisse, die wir weder beherrschen, noch verstehen, sind doch Niederlagen?"

Welch tiefinnere Überreiztheit, diese verderbte Neugier nach der Selbstaufgabe! Cromer ward gequält davon, wie damals, beim ersten Lesen. Er sah lange durch die offene Gartentür hinaus in die grau dämmernde Luft. Als er zu dem Brief zurückkehrte, ließ sich im Zimmer nur schwer noch lesen. Er entzifferte: „Der Herr, der mich auf diese Gedanken gebracht hat, scheint an sich selbst nicht sehr empfehlenswert. Er sieht aus wie..." Hier ward das Blatt geknickt von einem Luftzug, der so plötzlich einsetzte, als sei auch die Tür im Hintergrund geöffnet worden. Sie stand offen; Cromer, der niemand eintreten sah, tat eine raschere Bewegung, sein Stuhl fiel um. „So finde ich doch Menschen hier?" sagte eine Stimme, — und von der Farbe des Schattens und schlecht aus ihm herausgelöst, zeigte sich eine Gestalt, die auf hohen Beinen einen kaum erkennbaren Körper fortbewegte. Zwei lange

Schleichschritte, ein zuckendes Anhalten, und wieder ein Anlauf, mit Verbeugungen über jeden Schritt des linken oder rechten Beins: so kam es herbei. Cromer, im unwillkürlichen Drang, es aufzuhalten, drehte die Tischlampe an; der grelle Schein fiel genau auf die Gestalt, da stand sie. Cromer sah einen großen und scharfen Kopf, der spöttisch grüßte, und, mit seinen Brillen funkelnd, sagte: „Ich komme wegen des Hauses. Es ist zu verkaufen." Und auf Cromers trockenes Nein: „Wie, nicht zu verkaufen? Man hätte mich falsch berichtet...? Oder, die Wahrheit zu sagen. —" Der Besucher spreizte die Hand, mit einer bedeutsamen Rundung zwischen Daumen und Zeigefinger. „Vielleicht hat niemand mich berichtet. Nur meine Einbildung verhieß mir, dies Haus, abseits und verschollen..." Er wiederholte: „Verschollen... Genug, ich ziehe mich zurück. Es war dunkel überall, kein Mensch trat mir entgegen, Verzeihung für mein Eindringen, ich bin..." Er murmelte sich abwendend, etwas wie einen Namen, wobei er den gefalteten Sommermantel wieder hinaufschob auf die Schulter, die höher schien als die andere. Dabei zögerte er und spähte die Wand hinan. Auch Cromer wendete sich hin — und er fuhr zurück, das Bild sah ihn an, ihr Bild, mit ihrem kühnen und lockenden Lächeln, an dem Vorhang, aus dem sie kam, oder in dem sie verschwinden sollte.

„Ihnen ist unwohl?" fragte der Besucher. Cromer faßte sich.

„Nein." Seiner noch nicht sicher, setzte er hinzu: „Sie scheinen das Bild wiederzuerkennen?"

„Nicht im geringsten." Der Besucher spreizte schon wieder bedeutsam die Hand. „Höchstens, daß es mich erinnert hat, an eine berühmte Schauspielerin, die ich kannte.

„Die Sie kannten."

„Will sagen, ich weiß nicht einmal, ob sie berühmt war. Ich bin kein Weltmann." Dabei lächelte er bescheiden und geistreich. „Aber es gibt Stunden, und eben Frauen, wie jene, die mir ein-

mal begegnete, haben wohl solche Stunden, da spricht man zu einem Erstbesten, was man nicht einmal zu sich selbst sprechen würde — geschweige zu seinem Nächsten."

Hier schien sein Blick hinter den Gläsern den Tisch zu streifen, mit den Briefen darauf, ihren Briefen. „Wollen Sie sich nicht setzen?" sagte Cromer.

„Danke. Ich verweile nicht ungern ein Wenig. Der Zug fährt erst in einer halben Stunde hier vorüber. Ich bin ermüdet vom Reisen. Eine Reise, das Leben", sagte er und legte, einer Anerkennung gewärtig, die rasierten Lippen in Falten. Cromer wechselte ungeduldig den Platz. „War es denn so bemerkenswert, was die Dame ihnen erzählte?" fragte er nachlässig. Der Besucher machte es sich bequem, er stützte den schwachen Körper gegen seine umeinander gewundenen Beine, ließ eine Hand, die schmale Hand eines Verkrüppelten, über das Knie hängen, und lugte hervor unter seiner niedrigen, aber umwölkten Stirn, in die Löckchen fielen.

„Bemerkenswert?" sagte er klangvoll und mit runder Aussprache. „Keineswegs für den Freigeist, der ich bin. Aber wenn Sie es hören wollen, wohlan denn! Ich glaube nicht, daß die berühmte Schauspielerin mir zürnen würde. Sehr wahrscheinlich, daß sie alles nur in der Phantasie erlebt und es längst wieder vergessen hat . . . Sie war damals der Gast eines kleineren Theaters, dessen Spielplan sie unbedingt beherrschte. Sie hatte sich Rollen mitbracht, darunter eine, die nirgends erprobt und niemanden bekannt war. So wenigstens sagte sie mir — und setzte hinzu, daß trotzdem in einer Gesellschaft ein Unbekannter ihr den Inhalt eben dieser Rolle deutlich vorhergesagt habe, ihn ohne weiteres erraten habe aus ihrem Gehaben, aus unmerklichen Zeichen, einem Lachen, einem Nichts . . . Eine Taschenspielerei, wie? Die Künstlerin — man begreift, eine Künstlerin — kann es nicht so leicht nehmen, wie sie möchte. Der Unbekannte verfolgte sie nun."

Der Unbekannte auf dem Stuhl dort lächelte durchdringend. Oben auf seinen Wangen war ein wenig Röte erschienen. „Sie spielt die Rolle, die er erraten hatte, und glaubt ihn im Theater. Sie spielt matt, wie betäubt! mit einem Schlag wacht sie auf, legt los, erreicht alles, was sie will! Nachher erfährt sie . . ." Der Unbekannte stieß die Worte einzeln aus, er punktierte sie mit seinen langen Fingern auf dem Knie, und sein spitzes Gesicht ward unerbittlich anzusehen. „Bei dieser Szene hatte er das Haus betreten . . . Hier faßt sie die Angst, zum erstenmal echte Angst; sie schilt sich aus, weil sie versucht ist, abzureisen, nur um nie dem Menschen wieder zu begegnen, — der übrigens persönlich nicht weniger unheimlich gewirkt haben soll, als durch seine Taten." Das Lächeln des Unbekannten ward feucht und krampfhaft, ein Lächeln, gemacht aus Bosheit, Eifer und Scham.

Cromer sagte nach einer Pause: „Natürlich ist sie nicht abgereist."

„Weit entfernt! Menschen von Rasse sind nicht feige vor dem Unerklärlichen — vor dem scheinbar Unerklärlichen! Sie weicht ihm aus, jenem Wesen, leider hilft es nichts. Ein Abend erscheint, an dem sie in ihrer Garderobe sitzt, im ersten Stock des Theaters, dies ist wichtig, und bis ihr Stichwort kommt, noch einmal ihre Rolle durchliest. Das Buch liegt im vollen Licht der Lampe, die über dem Toilettetisch hängt, aber auf einmal ist ein Schatten darauf. Die Künstlerin erkennt eine Nase, eine gewisse lange, gebuckelte Nase, ihr nur zu wohl geläufig." Und der Unbekannte hielt, wie zur Erläuterung, sein eigenes Profil hin. „Aufspringen, schreien — das tut sie nur innerlich. In Wirklichkeit wendet sie ruhig den Kopf und sagt: „Wie kommen denn Sie dahin?" Seltsam, er ist nicht da, niemand ist da. Sie kehrt zu dem Buch zurück, das weiß und leer ist. Kaum aber will sie lesen, schiebt sich wieder der Schatten darauf. Da ist sie freilich vom Stuhl gefahren, hat alles durchsucht in dem Raum, das Fenster aufgerissen, aber

es lag zu hoch und in einer glatten Mauer. Die Künstlerin weiß nicht mehr ein noch aus, ihr schwindelt, sie wäre einfach davongelaufen; zum Glück klopft der Inspizient an und holt sie. Er geht vor ihr her über die Treppe, es ist halbdunkel, und merkwürdigerweise weiß sie, daß soeben jemand hinuntergehuscht ist, an ihr vorbei, wenn sie auch nichts gesehen hat. Und sie ist nicht im geringsten überrascht, daß auf der Bühne statt ihres Partners ein anderer steht: man weiß schon, wer. Sie spielt wahnsinnig aufgepeitscht, wie vor einer Katastrophe, wie um das Leben. Man sagte, daß sie gut sei. Hinter der Szene trifft sie den Direktor, der klatscht. Sie fragt ihn: „Warum haben Sie mir denn im letzten Auftritt einen anderen Partner hingestellt?" Und er ganz verblüfft: „Einen anderen?" worauf sie macht, daß sie fortkommt."

Der Unbekannte stand auf. „Da wäre wohl mancher gelaufen. Ich selbst, nachdem ich Ihnen alle diese Märchen aufgetischt habe, weiß nichts anderes mehr, als das Weite zu suchen. Leben sie wohl!"

„Einen Augenblick!" Cromer trat drohend auf ihn zu. „So schließt die Geschichte nicht."

Da sah er, daß durch die Brillengläser des Unbekannten eine Flamme stach.

„Möglich, daß sie nicht so schließt. Die schöne und berühmte Künstlerin fiel gewiß; je schöner und berühmter sie war, um so unrettbarer in die Macht jenes Unbekannten. Das sind Affären, zu denen kein Blick mehr reicht."

Und er ging. Cromer kam ihm zuvor, stieß die Tür auf und überraschte dahinter seinen Diener. „Geleiten Sie den Herrn hinaus," sagte Cromer; aber der junge Mensch blinzelte fragend, rührte sich nicht und sah nicht einmal hin, als der Besucher vorüberkam. Cromer selbst öffnete ihm das Haus, und auch draußen blieb er dicht hinter ihm.

„Liebliche Nacht", sagte der Unbekannte. „Man durcheilt sie, war da und kehrt nie wieder. Aber ich habe nun doch auf

Ihrem Stuhl gesessen; und von jetzt an, so oft Sie in Ihrem Zimmer jenes Bild wiederfinden —. Ah! Niemand hat das Recht, zu glauben, daß die Menschen nur aneinander vorbeistreifen und nichts sei geschehen."

Damit stieg er spinnenartig aus der Gartenpforte. Vor Cromer hielt er sie zu. „Ich höre meinen Zug schon. Wenn Ihr Haus zum Verkauf steht, sehen Sie mich wieder." Und er verschwand im Schatten. Cromer ging schnell zurück, um nach dem Polizeipräsidium zu telephonieren, man möge das Individuum im Bahnhof erwarten. In der Nähe des Hauses zögerte er, er überlegte, daß nichts Greifbares vorliege; im Grunde aber wußte er wohl, daß er gar nicht gewillt sei, einzugreifen in die Vorgänge um ihn her, nicht fähig, das Geheimnis, das heranwuchs, vor der Zeit zu zerreißen. Die Terrasse ward soeben beleuchtet; der Diener hatte den Tisch gedeckt und stand eifrig wartend. Cromer ging hinauf. „Philipp, warum haben sie den Herrn unangemeldet eintreten lassen? . . . Nun?"

„Welchen Herrn meinen der Herr?"

„Den, der soeben mit mir fortging."

„Ich habe niemand mit dem Herrn fortgehen gesehen."

„Sie haben niemand gesehen?"

„Nein."

Cromer sah ihm in die Augen. Der Diener blinzelte fragend wie je. Da sein Herr mit der Hand andeutete, die Sache sei erledigt, ging er voll Beflissenheit an das Servieren.

Cromer suchte alsbald wieder sein Zimmer auf. Er nahm den Brief vom Tisch, ihren letzten, und traf mit dem ersten Blick die Stelle, bei der er unterbrochen worden war. „Er sieht aus wie eine Spinne, und so unheimlich und unentrinnbar gebärdet er sich auch . . . Natürlich klingt dies, von mir gesprochen, lächerlich. Nicht wahr, Lieber, was ist unentrinnbar für unsereinen. Meine Nerven, die neugierig sind, machen sich Erlebnisse

vor, mit denen mein bißchen Wirklichkeit nichts zu schaffen hat. Ich spiele; und mir geschieht nur, was ich will . . . Um zu dem bewußten Herrn zurückzukehren, so soll er verschuldet und etwas wie ein Hochstapler, nicht nur ein geistiger, sein. Es würde stimmen zu meinen Eindrücken. Ich will nachsehen, ob mir noch keine Wertsachen fehlen. Sobald ich Zeit habe, Näheres. Aber das ist es, Zeit haben. Ich habe keine, und mir ist, als sollte ich nie mehr welche haben."

Die überhasteten Sätze keuchten das Papier hinauf, die Buchstaben brachen zusammen. Hier endete ihr letztes Wort. Schweigend war sie dann an das Ziel getaumelt, bis in eine böse, wirre Nacht, auf die für sie kein Morgen mehr gefolgt war. Cromer sah sich in der Friedhofskapelle, die Händedrücke, die er erwiderte, und gleich neben ihm, auf einem schwarzen Kasten, in Metall geritzt, ihren Namen. „Habe ich Schuld daran? Es war wohl ein unabwendbares Schicksal, auch für mich . . . . Unabwendbar? So ist allein das Schicksal derer, die nicht lieben. Ich hätte anders zu ihr sprechen müssen damals. Jene Nacht war gemacht, damit ich sie in Wahrheit gewinnen sollte! Mein Gott, was habe ich versäumt! Lida, du hast gelitten, unverständlich dir selbst; und ich, der verstehen mußte, habe nur hingeblickt, um zu argwöhnen und zu entlarven. Ich war natürlich nicht ohne Feinheit, das war ich nie — aber so trägen Gefühls, mißtrauisch gegen mein eigenes Herz und ohne die Güte, die keine Einsicht braucht. Verzeih' meiner Ungläubigkeit. Wenn du kannst, so komm' — auf die Gefahr, daß ich auch jetzt nicht an dich glaube!"

Hinter ihm raschelte es, er fuhr herum. Ihre Briefe auf dem Tisch bewegten sich. In der offenen Tür war die Luft schwach und kaum zu spüren, aber eins der Blätter ward umgewendet, wie von einer Hand. Ihr letzter Brief: das Innere des zweiten, halbleeren Bogens geöffnet, und Worte darauf. „Ich will zu Dir! Ich will zu Dir!" Leo Cromer faßte sich an das Herz, er stand,

sein tiefster Gedanke wagte keine Regung. Plötzlich ein Griff nach der Lampe, er stürzte hinaus, er durchsuchte mit den Augen den Schein, den er in den Garten warf. Heftig ausatmend kehrte er zurück, er hielt den Brief unter das Licht. Diese beiden Zeilen waren früher nicht dagewesen . . . Waren sie dagewesen? Ihre Schrift schien echt, klarer höchstens und wie besänftigt. So wären sie nicht dagewesen — und dennoch von ihr? Noch nicht gedacht, empörte ihn sein Zweifel. Weit unerhörter war sein Zweifel, als das, was hier vorging! Er durchmaß mit starken Schritten das Zimmer. Da hielt er an, die Mienen gelöst zu einem Lächeln des Selbstvergessens. Er löschte die Lampe, setzte sich lautlos in den dunkelsten Winkel und sah, wie rufend vorgeneigt, in jenes mondbleiche Gesicht, das lockte zu Geheimnissen, auf die Hand am Vorhang, diese zweideutige Anmut einer Scheidenden, die zaudert, ob sie umkehre.

III.

Nichts geschah mehr, nichts kam hinzu, aber Leo Cromer, der die Tage verbrachte wie immer, trug an irgendeinem schweren Gefühl, wie von einer Krankheit, die ausbrechen sollte, oder als wäre er in Dinge verwickelt gewesen, die den Gesetzen widersprächen. Etwas Außerordentliches ängstigte und lockte. Zehnmal täglich und auch des Nachts zwischen dem Schlaf erinnerte er sich ihres Briefes, des gefälschten Briefes — und war glücklich, ihn dazuwissen. Er wartete nur darauf, daß ihr Bild noch einmal in sein Zimmer zurückkehre. Es war verschwunden, in derselben Nacht, als er davorsaß: kaum, daß ihm die Augen zufielen. Er wartete darauf, wie auf das Zeichen, daß sie ihn ganz in Besitz nehme und ihm verbiete, noch fortzugehen, noch Schmerzen oder Genugtuungen zu suchen, die nicht von ihr kämen . . . Und eines Morgens beim Erwachen sah sie ihn an. Sie schien erwacht mit ihm.

Da verließ er nicht mehr das Haus und den Garten. Die ersten

Wochen ihres Zusammenlebens waren einst hier vergangen; — und die alten Stunden teilten ihm jetzt nachträglich mehr mit, als sie damals konnten. Unter den Augen der Toten hatten sie sich angefüllt mit Reiz, Süßigkeit und Kraft. Ja, in ihr Gesicht auch, in die vielsagende Hand am Vorhang schien eine neue Unruhe zu kommen: als wollte sie reden, als drängte sie zu ihm. In solchen Minuten wendete er sich ab, um das Geschehen des Rätselhaften nicht zu stören; — und kam er zurück, lag unter ihren Briefen ein neuer, einige Zeilen auf einem Blatt, das früher halb unbeschrieben war, oder ein Zettel, der herausfiel aus einem unscheinbaren Versteck. Das Erste, was er fand, fügte sich ein in ihre alten Äußerungen; noch vor kurzem würde Cromer geglaubt haben, es sei ihm solange einfach entgangen. Er glaubte es nicht mehr; jedesmal deutlicher sagte sie ihm Dinge, die sie früher verschwiegen hatte. Ihre wahre Natur, immer verkannt von ihm, eröffnete sie ihm nun, den Überdruß am Weltlichen, am Ruhm, an den kaltherzigen Erregungen, und ihre Sehnsucht nach Zärtlichkeit, die sich bekennt, nach Hingabe ohne Zurücknahme. Er las Sätze ihres Tonfalls und Wesens, unverkennbar, und doch vom Klang des Unwirklichen, längst Entrückten. Sie erwähnte die letzten Wirren ihres Lebens, aber von fern und nachträglich. Jener Mensch, der damals die Hand nach ihr ausgestreckt hatte, sie wußte jetzt, wozu sie ihm gefolgt war. „Es sollte zu Dir führen, Lieber. Er war nichts als ein Gleichnis der Macht, die mich und Dich überschattete, und die wir nicht anerkennen wollten. Ich bin überzeugt worden, Du weißt es, wie grausam; und Du?..." An dieser Stelle las er nicht weiter, trat vor sie hin und antwortete ihr. Das Winken ihrer Augen vor dem geschlossenen Vorhang ward dringlicher, sie sagte: „Gib dich hin! Glaube! Sei gewärtig, daß ich komme und endlich dein sei!" „Komm!" rief er.

Mit der Ermüdung ergriff ihn wohl die Besinnung. „Was tue ich! Ich weiß, daß ich betrogen werde. — und ich selbst helfe

dazu! Ach, mein Bedürfnis zu lieben, ist schon größer als das, die Wahrheit zu sagen. Diese Briefe sind untergeschoben von einem Schwindler, es steht zu vermuten, von welchem. Hier spricht er von sich, er droht. „Wenn er Dir begegnen würde, Du könntest noch tausendmal besser als ich verstehen, daß er Dich betrügt, und würdest doch nicht wollen, daß es aufhört. Er ist um Dich her, täuscht Dir Erscheinungen vor, fälscht Deine Eindrücke und Gedanken, wacht über Dir, lenkt Dich und weiß allein wohin. Aber überraschtest Du ihn selbst in dem Augenblick, wo er Dir eine neue Falle legt, Du hättest doch nicht den Mut, ihn zu entlarven." ... „Welche Herausforderung!" sagte Cromer laut. „Wie er seiner Sache gewiß sein muß! Er weiß wohl, ich werde seine gefälschten Briefe weder einem Sachverständigen noch dem Untersuchungsrichter bringen. Ich werde das Zimmer meines Dieners, der für ihn arbeitet, nicht durchsuchen lassen, werde mich gar nicht wehren, ihm nie in den Weg treten. Denn was wäre mir seine Entlarvung? Eine Befreiung? Leider nichts weniger als das. Oder ein Beweis? Daß er betrügt, beweist nichts gegen das Mysterium, auf das er sich beruft. Ich war ein zu sauberer Geist, ohne Falsch, und darum ohne Verzücktheit. Das Mysterium ergibt sich wohl in den Charlatanen, die es ausnützen, aber empfinden. Mir bleibt nur übrig, dem Charlatan zu folgen, wie sie selbst ihm gefolgt ist, — wenn ich denn reif bin für das, was er verspricht. Die Liebe einer Toten: wäre es denn das Äußerste? Das Wunder der Ankunft aus der Ewigkeit, des Sichfindens, Einswerdens und nicht mehr Zweifelns — wie? Sollte alles dies Unmögliche den Toten möglicher sein als den Lebenden? Sie komme, ich bin bereit." Und wieder unter ihrem Bild: „Ich liebe dich, Lida, so sehr, daß du wahrhaftig wiederkehren solltest. Ich würde es dir glauben — und auch nicht glauben. Sieh! ich küsse dein Haar, und weiß doch, es ist gar nicht deins. Wenn es noch von deinem Nacken hinge und dein Atem noch warm wäre, würde ich dich wohl wieder sterben lassen, wie

das erste Mal. Diese Sehnsucht ist ungeheuerlich, sie ist verworfen und lächerlich..." Er stieß einen Schrei aus; hinter dem Rahmen des Bildes hervor glitt ein Papier; in ihren Schriftzügen las er: „Niemals habe ich Dich betrogen." Und er, der ihr Geständnis empfangen und ihren Tod gebilligt hatte, sagte: „Ich glaube dir! Verzeihe mir!"

Er wartete, damit zwischen ihm und ihr der weite Raum geringer werde. Auch empfing er Zeichen, als sei sie schon nahe. „Halte Dich fertig, mit mir zu kommen; ich darf nicht bleiben." Mit ihr? Wohin? Was näher kam in Wirklichkeit, war also der Schlußakt des Betruges, der ihn umkreiste, — und schloß der Plan mit seinem Tode? „Muß ich nun doch, mehr als ich möchte, auf meiner Hut sein? ... Ich hoffe es nicht. Ich und der unbekannte Andere, wir haben viel seelische Kraft aneinander gewendet; ich bin sicher, er würde so ungern einen Revolver auf mich abdrücken wie ich auf ihn." Übrigens war schon der nächste Brief deutlicher: „Bereite alles vor. Wir werden lange und weit fort sein; Du kannst nicht verstehen, wie weit und wie lange. Nimm mit, was wir brauchen." Er nickte; man deckte das Spiel auf. Er sollte bestohlen werden, im großen Stil, wie es schien, aber doch nur bestohlen ... An diesem Abend saß er ihr gegenüber und dachte: „Nun hast du den Vorhang fast schon gehoben. Eine letzte Anstrengung! ... Denn sieh, dir glaub ich, unbeschadet dessen, daß ich das Spiel des anderen durchschaue." Cromer lachte leise. „Er, der Ärmste, durchschaut mich keineswegs. Nur du hast schon längst begriffen, daß man glauben, den Abenteuern des Glaubens sich ergeben und doch klarsichtig bleiben kann; lieben, sehr lieben, und dabei noch wissen... Was ich morgen in der Stadt vorhabe, würde dich laut auflachen lassen — und nur dich!" Dabei lauschte er auf ein noch gedämpftes Lachen, das stolz, leichtsinnig und nach geheimer Trauer klang.

In der Stadt blieb er einige Tage. Als er eines Abends heim-

kehrte, fuhr soeben durch das stille Welken des Sommers der erste Sturm. Die Blätter des Gartens sausten um ihn her, am Haus schlugen die Läden, Türen öffneten sich, und dahinter das Dunkel leuchtete manchmal fahl auf vom letzten Licht der fliegenden Wolken. Plötzlich stand vor ihm der Diener Philipp, weiß im Gesicht, so fassungslos, daß er es vergaß, seinen Eifer zu bekunden. Cromer beruhigte den jungen Menschen über die Gefahren einer Nacht wie diese und ging in sein Zimmer. Er machte Licht, legte ab — da hielt er ein: sie folgte ihm mit den Augen! Ihr Bild bewegte die Augen, ihre graublauen Augen, die sachlich blickten und doch voll Spiegelungen schönerer Himmel waren. Nie vergessen, da strahlten sie wieder; sie war da! Ein langer Schauer durchlief Cromer mehrmals. Der Betrug vollendete sich, dieser ungeheuerliche Selbstbetrug, der die tiefste Wahrheit seines Lebens war. Ohne ihre Augen loszulassen, mit befangenen Gebärden, nahm er aus seinem Rock die Brieftasche, öffnete sie, breitete die Wertpapiere, eigens mitgebracht, auf den Tisch, zählte sie den Augen vor, die allem folgten. Eine Minute stand er noch, atmete schwer und hielt angstvoll den Blick erhoben. Die Augen dort oben schlossen sich gewährend: und Leo Cromer ging leicht schwankend aus der Tür. Mit verhaltener Hast tastete er sich im Dunkeln zur Schwelle des Nebenzimmers, des Zimmers der Toten. Ein Lichtschein fiel heraus. Cromer zögerte lange, dann öffnete er wie im Traum. Da lag nun ihr Zimmer; selten seit ihrem Verschwinden und nur leichthin hatte er es betreten. Er hätte nicht gedacht, daß es aussähe, als habe sie es auf Augenblicke verlassen; das Licht brannte, gleich mußte sie zurück sein. Ihr Schritt? Nein, noch nicht; nur sein Herz fühlte er gehen. Die alten, leichten Tafeln von Rosenholz, deren zerbrechliche Schnitzereien diese Wände überzogen, nachdem sie hundert Jahre lang in einem unbekannten Haus ihre Glätte verloren hatten, sie bebten noch wie sonst bei jedem Windstoß, wie Kulissen, aufgestellt um die schöne,

erfahrene Spielerin, die hier zu Gast war. Ein stärkerer Schlag des Sturmes, ein Ächzen im Holz — und ein aufgestörter Duft. Ihr Duft! Ihr Fächerschlag! Die Sinne so sehr gespannt, daß er zu schweben meinte, hörte Cromer dicht hinter der dünnen Wand das Rauschen ihres Kleides. Er wollte rufen; da ging das Licht aus — und mitten im schwarzen Sausen des Wetters unterschied er das trockene Klappen der Tür, der schwanken Kulissentür, durch die sie eintrat. Sie war im Zimmer.

„Lida?" sagte er stimmlos, einen Arm ausgestreckt in das Unsichtbare. Und auch die Antwort kam geflüstert, wie aus einer tief erschütterten Brust.

„Leo."

„Endlich", sagte er. „Du bist zurück. Ich wäre sonst auch gestorben, wie du."

Da ward ihre Stimme vernehmbar, ja, ihre klare und süße Stimme hörte er wieder. „Lieber", sagte sie, „ich war nicht tot. Nur wer nicht geliebt hat, stirbt."

„Ist es wahr?" sagte er flehend. „Ist es dies, was du erfahren hast?" Er trat rasch vor sie hin, auf ihre Stimme zu.

„Ich bin gekommen, um es dir zu sagen", — und in einem Schein, der vorüberflog, sah er, sah ihren Mund sprechen, ihre Augen leben und erkannte ihr helles Haar. Der oft umfangene Fluß ihrer Glieder bewegte sich, einen Herzschlag lang, vor seinem Blick, ihre Hand stand vielsagend aufgerichtet. „Du weißt noch nicht, Lieber, wohin ich dich führen muß, und wie teuer es ist, mich wiederzusehen. Bist du denn bereit?"

„Zu allem", sagte er, „Deine Lippen!"

„Noch nicht. Mach dich fertig, geh, und dann folge mir!"

Eilig und geschäftsmäßig fielen die Antworten.

„Wir haben einen Wagen?"

„Wir haben einen Wagen. Du nimmst alles mit."

„Ja."

„Alles, was Du besitzest?"

„Ja. Deine Lippen."

„Komm!"

Ein neuer Schlag, ein Schein, und darin ihr Gesicht, grell vorgestreckt, tiefe Schatten um die fahlen Lider, worunter der Blick verging, und die Lippen, geisterhafte Rosen, aufgeblättert zum berauschenden Zerfallen . . . Er kehrte zurück aus diesem Kuß, wie aus allen Abgründen, ermattet, blind, noch umwölkt von der Ewigkeit. Taumelnd fort in sein Zimmer, auf einen Sessel hingebrochen, die Augen bedeckt und schweigen . . . bis dahinten im Garten Schritte liefen und Räder knirschten. Das Geräusch eines Autos: es verlor sich schon. Cromer stand auf. Ein Blick auf den Tisch: alles, wie vorausgesehen, war fort. Er trat unter das Bild: die Augen waren ausgeschnitten. Sie hatte glänzend gespielt, die Frau hinter den ausgeschnittenen Augen, und war nun wohl von dannen mit ihrem Herrn, dem Unbekannten. Auch Philipp, sein anderes Geschöpf, war fort mit ihm. „Gut denn: der Mechanismus des Wunders hat sich bewährt bis ans Ende. Aber auch hier", sagte er, mit dem Finger auf seiner Brust . . . Er schloß die Läden der Gartentür, der Diener hatte es sich erspart. „Er war erregt, keiner von uns hat es leicht gehabt heute. Ich werde nun schlafen dürfen, ich werde wieder gut schlafen und wohl in Frieden altern dürfen. Jene drei müssen leider durch die Sturmnacht fahren mit ihren Wertpapieren — die wertlos sind, die so wertlos sind, daß man die Diebe nicht einmal festnehmen wird, wenn sie sie vorlegen."

ÄUSSERUNGEN

Polen, unweit Bielsk, 18. Aug. 1915.

Sehr geehrter Herr Herzog!

Nachdem ich in einigen Urlaubswochen in der Heimat mit Vergnügen Ihr „Forum" gelesen und darin so manchen verwandten Gedanken gefunden habe, möchte ich Ihnen doch auch mal aus fernem Feindesland einiges schreiben, was mir gerade durch den Kopf geht. . . .

. . . . Wenn die Zeitungen tagtäglich mit aufhetzenden Kampfesworten, mit leidenschaftlichen Anklagen und maßlosen Verleumdungen gegen ein Land zu Felde ziehen, so muß sich wohl auch das wohlwollendste Gemüt mit Erbitterung füllen gegen dieses Land, das so viel Schlechtigkeit birgt, und anfängliche Zweifel werden durch die Masse und den unaufhörlichen Strom der Beschuldigungen bald erstickt. . . .

. . . . Wer die niederen Instinkte der sensationslüsternen Masse aufpeitscht anstatt sie zu zügeln und zu veredeln, der begeht ein großes Unrecht. Wer aber, wie diese Presse, durch schamlose Verleumdungen des Feindes die Völker tagtäglich von neuem vergiftet und den klaffenden Abgrund der Mißverständnisse vorsätzlich weiter aufreißt, der begeht ein Verbrechen an der gesamten Menschheit, dessen Folgen garnicht abzusehen sind. Fühlen denn diese kurzsichtigen Journalisten nicht, was für unermeßlichen Schaden sie mit ihrer Hetzarbeit, mit ihren sinnlosen Schmähungen anrichten? Haben sie nicht einmal ein Empfinden für die Häßlichkeit und Kleinlichkeit dieses Kampfmittels der Schwachen? Haben sie kein Gefühl für das namenlose Leid, das dieser unselige, unvernünftige Krieg über die Welt gebracht hat?

Wir aber, die wir offenen Auges und ohne Haß Zeugen des traurigen Schauspieles sind, wie die Vernunft vom Geiste der Unwahrhaftigkeit geknechtet wird, wir wollen nach wie vor auf die Wurzel dieses Übels, auf die verbrecherische Tätigkeit der unverantwortlichen Hetzpresse, weisen, und durch Anbahnung der Verständigung zwischen Köpfen feind-

licher Staaten, die der Kriegspsychose nicht verfallen sind, wenn nicht die Herbeiführung des Friedens beschleunigen helfen, so doch wenigstens Verständigungsmöglichkeiten schaffen für die segensreiche Zeit, wenn der Friede wieder eingezogen sein wird in diese Welt entfesselter tierischer Triebe.

Wir sehnen gewiß alle den Frieden herbei, der uns ermöglichen wird, die liebgewordene friedliche Lebensarbeit wieder aufzunehmen, die jetzt brach liegt. . . .

Dieses Ihnen zur beliebigen Verwendung!

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr

Graf Klinckowstroem.

* *
*

Ein Aufsatz von C. H. Norman, „Advocatus Diaboli" in der Londoner Zeitschrift „New Age", untersucht das System der „sittlichen Entrüstung". Er weist darauf hin, daß es auch in England Leute gab, die sich über die Heiligkeit internationaler Rechte und Verträge lustig machten. Er zitiert einen Major, der lange vor dem Krieg in einer englischen Zeitschrift geäußert hatte:

„Es gibt kein solches Ding, wie internationales Recht, denn dasselbe ist nur internationaler Brauch, und ein neuer Brauch kann von jeder Nation, die stark genug dazu ist, jederzeit früheren Gebräuchen zugefügt werden. Die Mißachtung internationalen Rechtes ist nicht mehr, wie für das Individuum die konventionellen Gebräuche der Gesellschaft zu durchbrechen . . . Wir selbst sind die größten Verächter internationaler Gebräuche gewesen. Wir haben häufig unsere maritime Macht benutzt, um andere Nationen überraschend anzugreifen . . . Für Angehörige dieses Landes ist es nichts anderes wie Heuchelei oder Unwissenheit, von der Heiligkeit internationalen Rechtes zu sprechen . . . Es kann nicht klar genug gesagt werden, daß internationales Recht kein Schutz ist außer für den Starken . . . Rußland legt das Völkerrecht genau so aus, wie es ihm gut dünkt, ohne Berücksichtigung des Standpunktes des andern. Der europäische Papierkorb ist der Platz, wohin alle Verträge gelegentlich ihren Weg finden."

An das Ende seines umfangreichen Aufsatzes stellt der Verfasser die Frage: „Was ist die Schlußfolgerung dieser Untersuchung? Wenn man ehrlich sein will, muß man anerkennen, daß die Hölle, wenn irgendwo, auf dieser Erde ist, und daß die Handlanger des Teufels überall sichtbar sind, aber daß die innewohnenden Eigenschaften des menschlichen Charakters überall kämpfen gegen die rot-, blau- und schwarzuniformierten Posten des Teufels. Herr Kaustoff, der Führer der russischen Sozialdemokraten, sagte in der Duma von der Kriegserklärung zwischen Rußland und Deutschland: „Der gegenwärtige Krieg, das Ergebnis eines Systems der Habgier, ist ein Krieg, dessen Verantwortung auf die herrschenden Klassen aller kämpfenden Länder zurückfällt, und wir sprechen unsere tiefste Hoffnung und Überzeugung aus, daß dieser Krieg ein für allemal die Augen der europäischen Massen für die wahre Ursache der Verfolgung und Unterdrückung, unter der sie leiden, öffnen wird." Diese wahre Ursache ist, daß die herrschenden Klassen Englands und Europas die wirklichen Schuldigen sind, um ihren verurteilungswürdigen Grundsätzen, die sie in ihren militärischen und maritimen Handbüchern ausführen, sind schuld, daß wir heute die tiefste Erniedrigung der Menschheit erleben müssen, welche noch vor Monaten uns unmöglich erschien."

* * *

Was man alles — neben vielem Wertvollen — für Zusendungen bekommt! Hier ist z. B. einer, der das Forum offenbar mit der „Deutschen Tageszeitung" verwechselt. Ich sehe in ihm einen vielleicht philologisch gebildeten Alldeutschen, und glaube, daß wir ihn hören müssen. Im Rahmen des Forums kann seine Weltanschauung leuchtender wirken als überall sonst.

Neutrale Lästerzungen

Die neutralsten, also uns günstigsten unter den Neutralen, sind noch immer die Schweden, die damit mehrere andere uns stammverwandte Völker auffallend beschämen müßten, wenn Scham heute noch in der Welt wäre. Dennoch wird leider auch Schweden nicht nur von Sven

Hedin bevölkert, und es gibt dort Germanen, die an Verlogenheit keinem Lateiner, an Böswilligkeit keinem Slaven etwas nachgeben. So z. B. ein gewisser Dr. Anton Nyström, der gleich ein ganzes Buch geschrieben hat, um uns Deutschen unangenehme Dinge zu sagen. Wir sollen verantwortlich sein für den Krieg! Seit Jahren hätten wir ihn vorbereitet! Zum Beweis bedient der entgleiste Schwede sich natürlich der altgewohnten ollen Kamellen, die von unseren neutralen Feinden immer wieder ausgekocht werden, und Belgien spielt dabei die sattsam bekannte Rolle,

————————————————————

————————————————————

————————————————————

————————————————.*) Wenn wir schon den Krieg verbrochen haben sollen, so gibt er nicht einmal zu, daß wir Entschuldigungen haben könnten, so etwa unsere Übervölkerung. Er sagt: „Die deutschen Kolonien waren riesig — fünfmal größer als das Deutsche Reich — und in ihrem gesamten Gebiet wohnten nur 25000 Deutsche. Übrigens hätte der Bevölkerungsüberschuß beseitigt werden können durch eine reichliche Auswanderung, wodurch die Geburtsziffern in Europa zurückgegangen wären." Wenn dies nur eine dreiste Zumutung ist, so bricht im Folgenden die Neutralität des Verfassers in hellen Wahnsinn aus: „Wenn der Krieg erfolglos ist", so faselt er, „hat Deutschland die Revolution. Der Bürgerkrieg wird wüten. Die Arbeiter, zur Verzweiflung getrieben und getäuscht in ihrem Vertrauen auf die Macht und den Reichtum Deutschlands, werden der Regierung den Gehorsam kündigen".

Darauf kann er warten, bis er schwarz wird! ————————

134 Zeilen wurden zur „Veröffentlichung nicht zugelassen"

PROFESSOR DR. RATH.

*) Diese Zeilen wurden zur „Veröffentlichung nicht zugelassen".

ZUSCHRIFT

Frau Lili du Bois-Reymond schickt mir die folgenden beachtenswerten Sätze:

————————————————————

————————————————————

————————————————————

————————————————————

————————————————————

————————————————————

————————————————————

————————————————————

——————————*).

——————————— Immer wieder kommen an jede von uns, die Beziehungen zum Auslande hat, angstvolle Fragen und Bitten von Ausländern, die hilflos an alle die wahrheitswidrigen Berichte ihrer Zeitungen über die Zustände in unseren Gefangenenlagern glauben, oder die dringende Wünsche für die Zivilinternierten auf dem Herzen haben. Daß Korrespondenz zwischen diesen besonders aus den okkupierten Teilen Frankreichs nach dem unokkupierten Frankreich nicht gestattet werden kann, ist ja begreiflich. Aber aus der Schweiz kam ein Vorschlag zu uns, der uns wirklich unbedenklich erscheint: man möchte gestatten, daß Listen gedruckt werden, die nur die Namen der in den okkupierten Gebieten jetzt Lebenden und eine kurze Bemerkung über ihren Gesundheitszustand enthalten, und die in Frankreich gekauft werden könnten.

Schon das wäre eine unendliche Wohltat für alle die, die seit einem Jahre nicht wissen, ob ihre Angehörigen leben oder tot sind.

Da der utilitenische Gesichtspunkt immer wieder bei diesen Fragen betont wird, mit denen er so wenig zu schaffen hat, sei darauf hingewiesen, wie uns jede solche Deutschenfreundlichkeit nützt: Erstens für das, was wir selber für unsere Gefangenen erwirken möchten, dann aber auch geradezu für die ganze politische Lage.

*) Diese Zeilen wurden zur „Veröffentlichung nicht zugelassen“.

Dei englische Opposition z. B. erfährt überraschend schnell alles, wa bei uns auf diesem Gebiet geschieht, und verwendet es sofort, um ders Greuelhetze entgegen zu treten. Also schon aus Klugheit sollten wir auf diesem Gebiete so entgegenkommend sein wie es, ohne wirklichen Schaden für uns, irgend möglich wäre.

Ich gestehe, daß ich mich hilflos und beschämt fühle, wenn solche flehenden, vertrauensvollen Briefe an mich gelangen! Ich weiß ja, daß ich seit der ersten solchen Aufforderung, gemeinsam an diesen Aufgaben der Menschlichkeit zu arbeiten — die mir im Herbst 1914 von Romain Rolland zukam — alles Erdenkliche versucht habe, um das in mich gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen. Aber ich weiß auch, daß ich überall an unsichtbare Mauern stieß, ohne auch nur das Geringste erreichen zu können, bis ich, auch durch einen Aufruf von Rolland, in einer Schweizer Zeitung aufmerksam gemacht wurde auf die: Auskunfts- und Hilfsstelle für Deutsche im Ausland und Ausländer in Deutschland (Berlin, NO 18, Friedrichstraße 60), zu deren Mitgliedern ich seitdem gehöre.

Aber auch dieser Verein kämpft mühsam gegen Schwierigkeiten, die oft fast unüberwindlich erscheinen. Bisher bestand daher die Tendenz, sich so still wie möglich zu verhalten, um die mühselig errungenen Vorteile nicht etwa auch noch einzubüßen. Aber dies Verhalten hat große Nachteile für einen Verein, dessen Aufgaben mit jedem Monat wachsen.

Ich möchte daher versuchen, dem Verein neue Freunde zu werben, seine Tätigkeit, die im Ausland geschätzt wird, auch bei uns bekannter zu machen.

Es wurde neulich ein Wort gebraucht, daß ein geheimes Freimaurertum zwischen denen besteht, die der Menschlichkeit, auch im Kriege, ohne Rücksicht auf die Nationalität, dienen wollen.

Ich aber denke, daß wir, im zweiten Kriegsjahre, immerhin so dastehen, um diesen edlen Zwecken freudig dienen zu dürfen, um — wie dies ein Geistlicher schön bezeichnet hat — auch die „Repressalien des Edelmuts" anwenden zu dürfen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Herzog, Leopoldstraße 10, München / Druck von J. Schön, München

DAS FORUM
HERAUSGEBER
WILHELM HERZOG

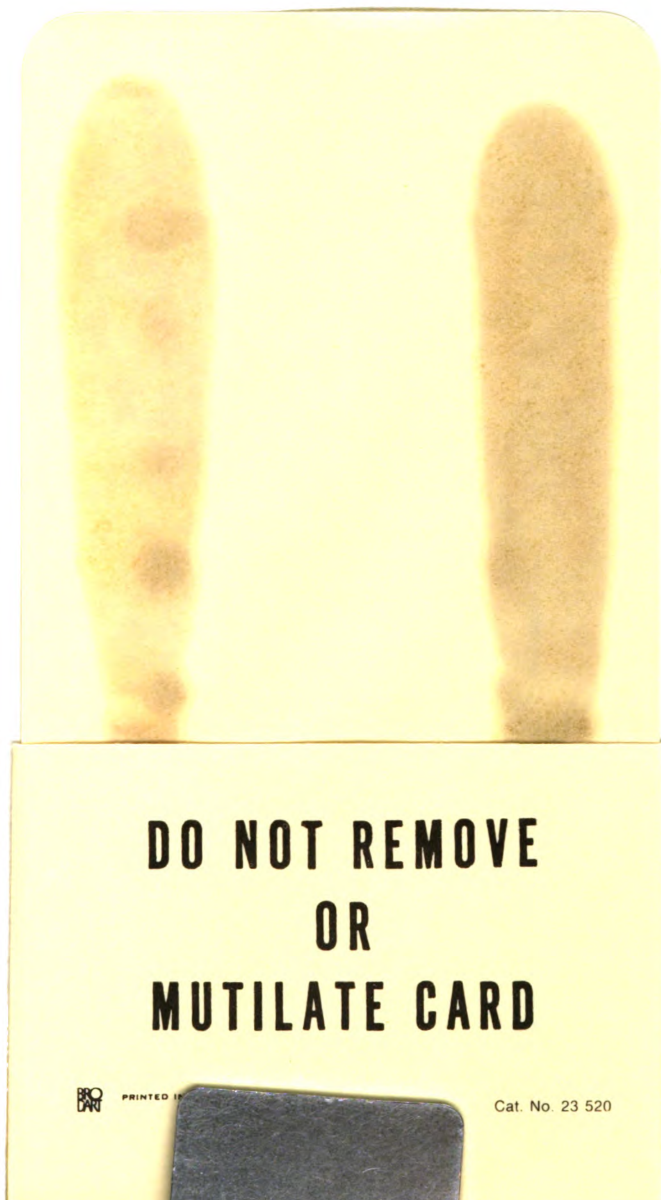
An unsere Leser!

Das Kgl. Bayer. Krie
des bayer. Kriegszustan
des Forums während
bisher erschienenen und
Heft 5 des 2. Jahres vo
Verbot nicht berührt.
Verbots werden versuc

Wir bitten daher,
etwaige Verzögerung zu
das Versäumte später
sprüche unserer Abonn

Münc

Forum-Verlag
München, Leopoldstr. 1


DO NOT REMOVE
OR
MUTILATE CARD
PRINTED IN
Cat. No. 23 520

